



SPRACHE · ESSEN · IDENTITÄT

Selbstvergewisserung und
kulturelle Transformation
in der US-kubanischen
Gegenwartsliteratur

Ana-Sofia Uhl



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Sprache – Essen – Identität

Ana-Sofia Uhl

Sprache – Essen – Identität

Selbstvergewisserung und kulturelle Transformation
in der US-kubanischen Gegenwartsliteratur



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Über die Autorin

Ana-Sofia Uhl (geb. Commichau) hat in Heidelberg und Madrid Romanistik und Amerikanistik studiert. Sie ist assoziiertes Mitglied der Nachwuchsforschungsgruppe „Karibik-Nordamerika und zurück: Transkulturationsprozesse in Literatur, Populärkultur und Neuen Medien“ der Transkulturellen Studien an der Universität Heidelberg und schloss ihre Promotion an der Neuphilologischen Fakultät im Dezember 2015 ab. In den Jahren 2011 und 2013 war sie als Gastwissenschaftlerin an der Universität Hermanos Saiz Montes de Oca (Pinar del Rio, Kuba) sowie am Cuban Research Institute der Florida International University in Miami, USA. Seit 2014 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Philosophischen Fakultät der Universität Mannheim tätig.

Die vorliegende Dissertation wurde im Wintersemester 2015 an der Neuphilologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg unter dem Titel „Sprache - Essen - Identität: Selbstvergewisserung und kulturelle Transformation in U.S.-kubanischer Literatur der Gegenwart“ eingereicht und verteidigt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht.

Text © 2017, Ana-Sofia Uhl

Die Online-Version dieser Publikation ist auf heiBOOKS, der E-Book-Plattform der Universitätsbibliothek Heidelberg, <http://books.ub.uni-heidelberg.de/heibooks>, dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

urn: urn:nbn:de:bsz:16-heibooks-book-227-7

doi: <https://doi.org/10.11588/heibooks.227.300>

Umschlagillustration: Ana-Sofia Uhl

ISBN 978-3-946531-49-4 (Hardcover)

ISBN 978-3-946531-48-7 (PDF)

DANKSAGUNG

An dieser Stelle möchte ich den Menschen danken, die mich auf dem intensiven und herausfordernden Weg bis zur Fertigstellung meiner Doktorarbeit unterstützt haben.

Zu besonderem Dank bin ich meinen Betreuern verpflichtet, allen voran Frau Prof. Dr. Frauke Gewecke, die mich bereits während des Studiums auf das Thema der vorliegenden Arbeit aufmerksam gemacht hat. Ihr plötzlicher Tod im Sommer 2011 traf mich sehr. Ihr gilt außerdem mein besonderer Dank, weil sie mich mit Frau Dr. Anne Brüske in Kontakt gebracht hat, die meine Arbeit fortan betreute.

Anne Brüske hat auf vielerlei Ebenen zur Fertigstellung dieser Arbeit beigetragen. Sie empfing mich offen und herzlich in ihrer Nachwuchsforschungsgruppe. Das Konzept der Dissertation nahm im Verlauf von zahlreichen Dialogen mit ihr Form an, und ihre wertvollen Anregungen verhalfen einige Male aus Momenten der Stagnation heraus. Dafür danke ich ihr von ganzem Herzen.

Ich möchte Herrn Professor Gerhard Poppenberg danken, der nach dem Tode von Frau Gewecke auf eine so selbstverständliche und unkomplizierte Art und Weise die Betreuung meiner Doktorarbeit als Zweitgutachter übernommen hat.

Mein besonderer Dank gilt ebenfalls Wiebke Beushausen, Sinah Kloß und Patrick Helber. In unserer Forschungsgruppe gelang uns nicht nur ein beständiger inspirierender wissenschaftlicher Austausch zu dem breiten Themenfeld Karibik und Diaspora, sondern auch die unermüdliche gegenseitige Aufmunterung und Unterstützung in schwierigen Phasen.

Meine Erfahrungen und Begegnungen während zweier Forschungsaufenthalte in Kuba und den USA hatten maßgeblichen Einfluss auf den Inhalt dieser Arbeit. Daher danke ich zum einen dem Deutschen Akademischen Austauschdienst für die finanzielle Förderung der Reisen. Zum anderen gilt mein ganz besonderer Dank den Personen, die mich vor Ort so gastfreundlich empfingen: Herrn Juan Silvio Cabrera Albert (Universität Pinar del Rio), Frau Nivia Alvarez (Universität Camagüey) sowie Herrn Jorge Duany und seinem Team aus dem Cuban Research Institute der Florida International University in Miami.

Dankbar bin ich auch meinen Freunden, die immer als Gesprächspartner zur Vertiefung (oder auch zur Ablenkung) von meinen Forschungsthemen zur Verfügung standen. Katharina Bolle danke ich ganz besonders für ihre Geduld und ihr Geschick bei der Formatierung des Textes.

Von ganzem Herzen danke ich meinen Eltern, die mir ein Studium ermöglichen haben, an dessen Ende kein klares Berufsziel stand, das aber zum (Weiter-)

Danksagung

Denken anregte, weshalb überhaupt die ersten Gedanken zu diesem Projekt entstanden. Ich danke ihnen, dass sie immer für mich da sind.

Meinem Vater Wolfgang Müller-Commichau danke ich ganz besonders für seinen kreativen, inspirierenden Blick auf das Thema, für die unzähligen Telefonate, für den kontinuierlichen Austausch, für die Hilfe beim Gedanken sortieren und schließlich für seine aufwendige und gewissenhafte Lektoratsarbeit.

Schließlich danke ich meinem Mann Matthias Uhl für die Begleitung, Beruhigung, den Antrieb und die Stütze; vielen Dank für die Geduld und Liebe.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	11
1 <i>Entre las dos orillas</i> – Konstruktionen von Identität zwischen Kuba und den USA	11
1.1 Überblick	14
1.2 Textkorpus	19
1.2.1 Gustavo Pérez Firmat (1995): <i>Next Year in Cuba. A Cubano's Coming of Age in America</i>	20
1.2.2 Eduardo Machado und Michael Domitrovich (2007): <i>Tastes like Cuba. An Exile's Hunger for Home</i>	21
1.2.3 Carlos Eire (2011): <i>Learning to Die in Miami. Confessions of a Refugee Boy</i>	23
1.2.4 Oscar Hijuelos (2011): <i>Thoughts Without Cigarettes. A Memoir</i>	25
Theorie	27
2 Identitäten zwischen Heimat und Diaspora	27
2.1 En busca de <i>Cubanidad</i> – dentro y fuera de Cuba	27
2.1.1 Wege von Kuba in die USA	34
2.1.2 Generationen kubanischer Einwanderer in den USA – Versuche der Konzeptualisierung	38
2.2 Sprache und Identität	45
2.2.1 Identitätssprache – Sprachidentität	45
2.2.2 Hablar Cubano – Sprache in Kuba	47
2.2.3 Sprachheimat – Heimatsprache – Fremdsprache – Sprachfremde	50
2.2.4 Kubanisches Spanisch in den USA	55
2.3 Essen und Identität	57
2.3.1 Kulinarische Identitätskonstruktionen	57
2.3.2 Essen – Kuba – Diaspora	60
2.4 Zusammenführung	66
3 Kommunikation	67
3.1 Identität und Interaktion	67
3.2 Die Systemtheorie nach Niklas Luhmann	67
3.3 Verbreitungsmedien	73
3.3.1 Sprache als „grundlegendes Kommunikationsmedium“ (Luhmann 1997: 205)	73
3.3.2 Schrift als „Zweit-Codierung der Sprache“ (Luhmann 2009: 216)	74

Inhaltsverzeichnis

3.4	Erfolgsmedien – Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien als Medien der „Weltkonstruktion“ (Luhmann 1997: 339)	75
3.4.1	Sprache als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium	76
3.4.2	Essen als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium	78
3.4.3	Autobiographisches Schreiben als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium	82
3.5	Zusammenführung	84
4	Überlegungen zum autobiographischen Schreiben	85
4.1	Problematisierung der Autobiographie als Gattung	90
4.2	Formen autobiographischen Schreibens	94
4.2.1	<i>Confessions of a Refugee Boy</i> als Bekenntnisliteratur?	94
4.2.2	<i>Thoughts without Cigarettes – A Memoir?</i>	98
4.2.3	<i>Next Year in Cuba</i> als Coming-of-Age-Literatur?	99
4.2.4	<i>Tastes like Cuba – Gastrographie / Food Memoir?</i>	101
4.3	Autobiographisches Schreiben in der Kubanisch-Amerikanischen Diaspora	103
4.4	Autobiographisches Schreiben und Identität	103
	Analyse: Kommunikation und Identität	109
5	Sprache und Identität	109
5.1	Sprache und Literatur	109
5.2	<i>Next Year in Cuba</i> : Perspektiven auf den „exilic cocoon“	116
5.3	<i>Tastes like Cuba</i> : Das Spiel mit der Maskerade	126
5.4	<i>Learning to Die in Miami</i> : Kampf der Kulturen	134
5.5	<i>Thoughts without Cigarettes</i> : Zweisprachigkeit vs. Keinsprachigkeit	149
5.6	Sprache und kubanisch-amerikanische Autobiographien	158
6	Essen und Identität	165
6.1	Literarische Darstellungen von Essen	165
6.1.1	Essen in kubanischer Literatur	167
6.1.2	Essen in den Primärwerken	171
6.2	<i>Next Year in Cuba</i> : Essen als Marker von kulinarischer Nostalgie	172
6.3	<i>Tastes like Cuba</i> : Die Suche nach dem Geschmack von Heimat	180
6.4	<i>Learning to Die in Miami</i> : Vom Essbaren und Nicht Essbaren	191
6.5	<i>Thoughts without Cigarettes</i> : Sucht und Verzicht	199
6.6	Essen als Medium für Identitätskonstruktionen	205

Inhaltsverzeichnis

Fazit	211
7 Pendelbewegungen	211
8 Ausblick und Desiderata	217
Coda	221
Bibliographie	223
Primärliteratur	223
Sekundärliteratur	223

Einleitung

1 *Entre las dos orillas* – Konstruktionen von Identität zwischen Kuba und den USA

Todos somos Americanos.
Barack Obama, 17. Dezember 2014
(Statement by the President on Cuba Policy Changes)

Barack Obama und Raúl Castro wenden sich am 17. Dezember 2014 zeitgleich mit Worten der Annäherung an die Weltöffentlichkeit. Bereits ein Jahr zuvor, im Dezember 2013, bei der Trauerfeier zum Tode Nelson Mandelas wird dem Händedruck zwischen den beiden Präsidenten zweier seit Jahrzehnten verfeindeter Staaten eine Symbolkraft beigemessen, die, so scheint es heute, tatsächlich der Beginn großer politischer Umwälzungen gewesen sein könnte.

Der drastische Gegensatz der geographischen Nähe und der politisch-ökonomischen Distanz zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten von Amerika hat seit der mehr als einem halben Jahrhundert zurückliegenden kubanischen Revolution von 1959 das Leben unzähliger Menschen in weitreichender Form beeinflusst. Konstante Migrationsbewegungen von der Karibikinsel in die USA führten zur Konstruktion einer einflussreichen kubanischen Gemeinschaft außerhalb des sozialistisch regierten Landes. Dies ermöglicht, in der Konsequenz, den Blick auf eine einzigartige Gesellschaftsform mit beeindruckenden künstlerischen, literarischen, musikalischen und kulturellen Reflexionsformen zu einer komplexen Situation, die sich in mehr als 50 Jahren der kubanisch-amerikanischen Feindschaft entfalten konnte. Dabei offenbart sich ein Reichtum an kulturellen Erzeugnissen, die nicht durch Uniformität, sondern vielmehr durch Heterogenität bestechen. Maler, Musiker und Schriftsteller kubanischen Ursprungs nutzen die unterschiedlichsten Medien des kreativen Ausdrucks zur Reflexion über Migrationserfahrungen, Erinnerungen an die Heimat, Generationskonflikte, Nostalgie, Zorn, Trauer, Toleranz und Hoffnung und alle vereint letztlich die Konstruktion einer Identität in den USA sowie der Wunsch der Beantwortung der Frage nach Zugehörigkeit.

Unter Beachtung dieser besonderen Situation, behandelt die vorliegende Arbeit folgende Thesen:

Je mehr es den Migrantinnen und Migranten der kubanischen Diaspora in den USA gelingt, sich von der Dichotomie ‚dentro/fuera‘ zu emanzipieren, umso differenzierter gestalten sich Identitätskonzepte, die stattdessen heranwachsen.

Diese alternativen Konzepte lassen sich als *Cubanidad* zweiter Ordnung kennzeichnen, weil in ihnen zum einen eine affirmative Haltung gegenüber der eigenen kulturellen Herkunft gepflegt wird und sie zum anderen ein Element der Selbstbeobachtung beinhalten, das regulativ wirkt, wenn die sich aus der Herkunft ergebenden Forderungen an das eigene Ich als tendenziell paralyisierend wahrgenommen werden.

Die Verwendung des Konzepts der *Cubanidad* zweiter Ordnung lehnt sich an die systemtheoretischen Überlegungen nach Niklas Luhmann an, die im dritten Kapitel der vorliegenden Arbeit einer detaillierten Betrachtung unterzogen werden. Luhmann kennzeichnet in Kommunikationsprozessen eine Beobachtung zweiter Ordnung, bei der Kommuniziertes auf einer Meta-Ebene reflektiert wird.

Ziel dieser Arbeit ist es schließlich, verschiedenste Varianten der Identitätskonstruktion anhand autobiographischer Texte herauszuarbeiten. Dabei liegt der Fokus auf spezifischen Konstruktionselementen, die im Formationsprozess des Selbst eine Rolle spielen. Identität wird in Aushandlungsprozessen mit sich selbst ebenso wie im Dialog mit anderen gestaltet. Aus diesem Grund ist Kommunikation (im engen und im weiteren Sinne) ein bedeutendes Instrument zur Generierung und Pflege von belastbarer Identität. Das naheliegendste Mittel für diese kommunikativen Prozesse stellen Sprache und Sprechen dar – in mündlicher wie in schriftlicher Form.

Neben Sprache und Sprechen sind jedoch weitere soziale Kommunikationsformen, wie beispielsweise kulinarische Praktiken, von wissenschaftlichem Interesse: Schon Roland Barthes konstatierte, Essen als konsumierbarer Gegenstand wie als Interaktionsprozess ließe sich ebenfalls als Kommunikationssystem analysieren (Barthes 1961: 979, vgl. Kapitel 3). Im Kontext von Migration und Diaspora, verstärkt durch ein wiederkehrendes Gefühl von Fremde, Heimweh und Nostalgie, spielen sowohl Sprache als auch Essen eine herausragende Rolle und sind wichtige identitätsstiftende Kommunikationsmedien. Das Sprechen wie das regelmäßige Essen stellen Alltagshandlungen dar, die das Überleben sichern – im sozialen wie in materiellem Sinne.

Beide Identität konstituierende wie reproduzierende Elemente werden auffallend häufig in zeitgenössischen Autobiographien der kubanisch-amerikanischen Diaspora mehr oder minder ausführlich thematisiert. Die vorliegende Arbeit geht über die Analyse ausgewählter Autobiographien der Frage nach, welche Bedeutung von den jeweiligen Autoren im Detail den Kommunikationsmedien ‚Sprechen/Sprache‘ bzw. ‚Essen‘ für Identitätsbildungs- und -veränderungsprozesse von Kubanerinnen und Kubanern in den USA beigemessen wird.

Die literaturwissenschaftliche Vorgehensweise ermöglicht den Zugriff auf ein Material, das auf andere Weise analysiert werden kann, als beispielsweise soziologisch orientierte Arbeiten es erlauben. Im Mittelpunkt des Interesses stehen vier autobiographische Texte von Autoren kubanischer Herkunft, deren Lebensmittelpunkt in den USA liegt. Der Fokus der Texte liegt auf der Darstellung der Migrationserfahrung und deren Auswirkungen auf das Leben der Schreibenden sowie auf Aushandlungen von Identität, der Thematisierung von Generationskonflikten und der Darstellung der eigenen Entwicklung hin zu einem Schriftsteller.

Die narratologische Textanalyse als „textimmanente Methode“ (Nünning und Nünning 2010: 95) erfolgt unter besonderer Beachtung des (soziokulturellen) Kontextes der vier Werke: Gustavo Pérez Firmats *Next Year in Cuba* (1995), Eduardo Machados *Tastes like Cuba* (2007), Carlos Eires *Learning to Die in Miami* (2011) und Oscar Hijuelos *Thoughts Without Cigarettes* (2011). Ausschlaggebend bei der Auswahl waren Qualität und Differenziertheit der Texte, deren Inhalte exemplarisch für eine sozialbiographische Entwicklung einer Generation verstanden werden können, die sich in einem bireferentiellen Kultursystem bewegt und diese Situation für Reflexionsprozesse nutzt.¹

¹ Bei der Recherche nach autobiographischen Texten, die die im Rahmen der vorliegenden Arbeit hervorgehobenen Analysemerkmale aufweisen, wurde deutlich, dass dieses Format zuvorderst von weißen, männlichen Autoren genutzt wird. Die Kulturanthropologin und Autorin Ruth Behar veröffentlichte ebenfalls im Jahr 2013 einen autobiographischen Text, mit dem Titel *Traveling Heavy – A Memoir in between Journeys*, in dem sie ihr Leben als Immigrant*innenkind schildert sowie die verschiedenen Mitglieder ihrer jüdisch-sephardisch-kubanisch-amerikanischen (vgl. Behar 2013) Familie vorstellt. Ihr Text ließe sich auf eine ähnliche Art und Weise analysieren, wie die für diese wissenschaftliche Arbeit ausgewählten Primärwerke. Ein weiteres Beispiel ist Mirta Ojitos *Finding Mañana – A Memoir of A Cuban Exodus* (2005), das jedoch eher eine kollektive Erinnerung reflektieren soll, da Ojito ihre eigene Lebensgeschichte hier mit den Berichten vieler anderer Kubanerinnen und Kubaner verflucht. Schließlich entschied ich, den Fokus der Analysearbeit auf die Texte der vier männlichen Autoren zu richten, da diese die geeignetste Grundlage zu einer vergleichenden Analyse mitbrachten.

Darüber hinaus werden literarische Konstruktionen von „Eigenem und Fremdem“ (vgl. Nünning 2010: 272) beleuchtet. Wie werden kulturelle Differenzen und stereotypisierende Deutungsmuster kultureller Alterität in der Literatur erzeugt? Inwiefern dient die Literatur als Gestaltungsraum für alternative Identitätskonzepte?

Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf autobiographischen Texten, da in ihnen der konstruktive Charakter von Identität besonders hervorsteht, wie auch Rishoi (2003) betont:

Autobiography provides an especially productive site for the examination of the constructedness of identity; it is 'obvious' to many readers that a fictional character possesses a 'constructed' identity. There is, after all, an author who had to sit down and create a believable human being. But in autobiography there is no such immediately obvious distinction between the author and the subject 'created' in the text, and many readers accept the truth value of such texts unproblematically. The presence of an 'I' that corresponds to the name on the title page authorizes the text in ways that novels do not. Therefore, the temptation is to assume that the autobiographer has direct access to the truth, having lived the experiences described. (Rishoi 2003: 35)

Autobiographischem Schreiben wird eine Haltung entgegengebracht, die durch Erwartungen nach besonderer Authentizität und Wahrheit der Inhalte des Texts gelenkt wird. Doch, so konstatiert Rishoi weiterhin, „[r]egardless of readerly (or authorly) assumptions, however, autobiographical truths are as much constructed out of the ideologies and discursive practices in circulation at the historical moment of writing as any work of fiction.“ (Rishoi 2003: 35) Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass autobiographisches Schreiben ebenfalls als exemplarische Darstellung gesellschaftlicher Entwicklungen gesehen werden kann.

1.1 Überblick

Wie im Rahmen der vorliegenden Arbeit noch genauer hervorgehoben werden wird, ist Sprache ein bedeutendes Element in der Konstruktion von Identität. Die menschliche Sprache ist gekennzeichnet durch grundlegende unverrückbare Faktoren, die in der Phonologie, Syntax, Morphologie und Semantik angesiedelt sind und Einzelsprachen charakterisieren. Darüber hinaus gibt es jedoch auch jene Eigenschaften, die die Sprache eines Individuums ausmachen, wie die Aussprache, die Wahl eines bestimmten Stils abhängig vom jeweiligen sozialen Kontext, Wortneuschöpfungen oder die Einbindung von Wörtern oder ganzen Satzbausteinen aus einer anderen Einzelsprache. All dies lässt Rückschlüsse über die eigene Identität ziehen und ist zugleich Ausdrucksmittel und Spiegel für die

Biographie des Sprechenden. Sprache ist somit ein Medium anhand dessen nicht nur personale sondern auch kollektive Identitäten bestimmt und gepflegt werden können.

In der Soziolinguistik wie auch in der Psycholinguistik werden Zusammenhänge der beiden Aspekte Sprache und Identität diskutiert. Forschungsschwerpunkte stellen dabei die Untersuchung von Sprachkontakt, Spracherwerb, Sprachverlust (im Englischen „language attrition“ Schmid 2011) oder auch Sprachlosigkeit (wie beispielsweise bei Derrida [1996] 2003 dargestellt)², Sprachwechsel oder Spracherhalt, Bilingualität (z. B. Auer 2007) oder auch Mehrsprachigkeit (z. B. Busch 2013) dar, um nur eine kleine Auswahl dieser vielfältigen Wissenschaft zu benennen. Brigitta und Thomas Busch (2008) zeigen mit ihrer Textsammlung *Mitten durch die Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoĝlo*, dass es sich bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Umgang der gerade aufgezählten individuellen Spracherfahrungen um „kein Randphänomen mehr“ handelt (ebd. 8). Darin betonen die beiden Linguisten:

Sprachen sind nicht etwas, das man ein für allemal besitzt, sondern Teil eines sich ständig wandelndes Gefüges. Während die eine zurücktritt, rückt eine andere in den Vordergrund, beansprucht vielleicht eine Zeit lang sogar den Status der Exklusivität, bis die verdrängte unerwartet wieder hervorbricht. (ebd. 12f.)

Die aufgezählten Themengebiete sind in der Beschäftigung mit Migration und Leben in der Diaspora von besonderer Bedeutung, wie in den folgenden Kapiteln weiter ausgeführt wird.

Neben Sprache und Sprechen wird ein für die Menschheit essentielles wie existentielles Element im alltäglichen Leben den Analyseschwerpunkt bilden: „Eating is our earliest metaphor: preceding our consciousness of gender difference, race, nationality, and language. We eat before we talk“ (Atwood 1987: 2). Essen ist Lebenserhaltung, ist Lebens-Mittel und somit unverzichtbar. Essen als Produkt oder Praktik eröffnet eine reichhaltige Palette an Untersuchungsgegenständen, die aus verschiedensten disziplinären Forschungsfeldern betrachtet

² In seinem autobiographischen Text *Die Einsprachigkeit des Anderen* ([1996] 2003) beschreibt Derrida: „Ich bin einsprachig. Meine Einsprachigkeit bleibt, und ich nenne sie meine Bleibe und empfinde sie als solche, ich bleibe dort und wohne in ihr. Sie wohnt in mir. Die Einsprachigkeit, in der ich sogar atme, ist für mich das Element. Nicht ein Naturelement, auch nicht die Transparenz des Äthers, aber ein absolutes Milieu; unüberschreitbar, unbestreitbar: Ich kann sie nur zurückweisen, indem ich ihre Allgegenwart in mir bestätige. Sie wird mir von jeher voraussein. Das bin ich“ (ebd. 11) und erklärt doch direkt im Anschluss: „Ja, ich habe nur eine Sprache, und die ist nicht die meinige“ (ebd. 13). Mit diesem „performativem Widerspruch“ macht der Philosoph deutlich, dass Sprachen nicht kategorisierbar seien (ebd. 15).

werden können. Ganze Fachbereiche beschäftigen sich ausschließlich mit Ernährung und der daraus resultierenden Gesundheit oder Krankheit des menschlichen Körpers. Auch Produktions- und Distributionsprozesse auf dem globalisierten Lebensmittelmarkt werden eingängig beleuchtet, gar überwacht. Wirtschaftliche Auswirkungen des Konsumverhaltens bestimmter Bevölkerungsgruppen werden analysiert, Mangel an Nahrung in Entwicklungsländern kritisiert und Essstörungen in einer nach Schlankheit strebenden von Medien manipulierten, westlichen Gesellschaft bekämpft.

Wissenschaftliche Untersuchungen betrachten das Themenfeld Essen und Diaspora unter anderem aus soziologischer (Kunow, 2003; Williams-Forson 2008), ethnologischer (Counihan 2008) sowie literaturwissenschaftlicher (Mehta 2005; Mannur 2010) Perspektive. Der spezifisch geographische Fokus auf die Karibik und Essen spiegelt sich in Publikationen wie *Food and Identity in the Caribbean* (Garth 2013), *Food Culture in the Caribbean* (Houston 2005), *The Tropics Bite Back* (Loichot 2013) oder *Caribbean Food Cultures* (Beushausen, et al. 2014) wider. Auf den folgenden Seiten wird aufgezeigt, dass bisher, trotz immer zahlreicher werdender Untersuchungen aus dem Forschungsbereich der sogenannten *Food Studies*, keine nähere Betrachtung der drei Analysepunkte Essen, kubanisch-amerikanische Diaspora und Literatur stattgefunden hat. Somit ist es ein Anliegen der vorliegenden Arbeit, diese Lücke zu schließen und Triebfeder für weitergehende Forschungsfragen zu sein.

Aufbauend auf dem Gedanken, dass Essen sowohl als Produkt, als auch als Performanz eine bedeutende Rolle bei der Konstruktion von Identität spielt, werden in dieser Arbeit autobiographische Texte mit einer spezifisch kulinarisch-fokussierten Herangehensweise betrachtet. Dabei steht die Frage im Vordergrund, wie Essen im literarischen, kubanisch-amerikanischen Kontext zur verschriftlichten Zeichnung eines Selbstportraits genutzt wird.

In einer Annäherung an das Phänomen der *Cubanidad*, ist es ferner angebracht, Konzepte zu karibischer Identität hinzuzuziehen. In der Karibikforschung ist vor dem Hintergrund der Globalisierungsprozesse und dem Oszillieren verschiedener Kulturen der Ruf nach neuen Konzeptionen zur Auflösung der Polarität binärer Differenzkonstrukte (vgl. Allolio-Näcke, Kalscheuer et al. 2005) laut geworden. Wissenschaftler wie Clifford (1994), Gilroy (2003), Bhabha (1994) oder Welsch (1994) erarbeiteten unterschiedliche Konzepte, zum Beispiel zu Diaspora, Hybridität oder der Bildung eines dritten Raumes. Identität in der Karibik³ war und ist Forschungsgegenstand einer Vielzahl von wissenschaftli-

³ Hier wird Bezug genommen auf die Definition der Karibik von Sheller, die die Großen und Kleinen Antillen einschliesst, ebenso wie die Bahamas und „certain coastal zones of South and Central America sharing a cultural and historical relation to the island plantati-

chen Untersuchungen. Die durch Eroberung, Kolonialismus, Sklaverei, Unabhängigkeit, Regimes und Revolutionen geprägte Region bietet eine weite Einschreibefläche für unterschiedlichste Identitätskonzepte. Demnach beschreiben Boyce Davies und Jardine (2010) karibische Identitäten als „fluid, constructed and shaped by history and by contemporary economic and global forces as much as by what happens in nation/home contexts“ (438).

Postmoderne und postkoloniale Kritiker wie Hall (1993), Gilroy (1993) oder Clifford (1994) befassen sich in ihren Theorien mit dem dezentralen, hybriden Charakter von Diaspora. So wird „der Begriff der ‚Diaspora‘ als analytisches Modell zur Beschreibung neuer kultureller Geografien und flexibler Identitäten genutzt“ und es kommt, wie Kien Nghi Ha weiterführend betont, zur

[...] Bildung und Entwicklung transnationaler Gemeinschaften [...], welche, beeinflusst von den historischen Hinterlassenschaften der kolonialen Modernität, im Zuge von grenzüberschreitenden Migrationsbewegungen, transnationalen Netzwerken und vielfältigen Globalisierungsprozessen auf multiplen Ebenen entstehen. (Nghi Ha 2011: 584)⁴

Der karibische Kontext ist Quelle für vielfach zitierte Identitätskonzepte. Darunter finden sich solche Werke, die sich insbesondere mit der durch Sklaverei oder Vertragsarbeitertum erzwungenen Bewegung der Menschen von Afrika bzw. Indien aus in die einzelnen Karibikregionen beschäftigen. Besonders hervorzuheben ist das von Paul Gilroy (1993) erarbeitete Konzept des *Black Atlantic*, welches als Meilenstein in der Diasporaforschung anzusehen ist. Das Konzept betont den „Konstruktcharakter diasporischer Strukturen“ und verweist nicht „auf eine bestimmte kulturelle, religiöse oder gar nationalstaatliche Ausgangssituation [...], sondern [...] auf den Raum ‚dazwischen‘, den Atlantik als Kontaktzone [...]“ (Nünning 2008).

Der Kulturwissenschaftler Stuart Hall sieht in Globalisierungsprozessen und in den „processes of forced and ‚free‘ migration [...] of the so-called ‚post-colonial‘ world“ die deutlichsten Gründe, die zu Veränderungen von Identitätskonstruktionen führen (Hall und du Gay 1996: 4). Darüber hinaus heben Hall und du Gay hervor:

[...] identities are about questions of using the resources of history, language and culture in the process of becoming rather than being: not ‚who we are‘ or ‚where we came from‘, so much as what we might become, how we have been repre-

on societies (e.g. Suriname, Guyana, Belize)“ (Sheller 2003: 5). Im Kontext der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit wird die Karibik in ihrer Gesamtheit als ein geographischer und historischer Raum betrachtet, sowie als soziokulturelle Konstruktion (Beushausen, et al. 2014: 11f.).

⁴ Vgl. außerdem Brazier (2008); Cohen (1997); Safran (1991).

sented and how that bears on how we might represent ourselves. Identities are therefore constituted within, not outside representation. (Ebd. 4)

Hall betont dabei, dass es nicht um die so genannte Rückkehr zu den „roots“ gehe, sondern vielmehr ein „coming-to-terms with our ‘routes‘“ im Vordergrund stehe (ebd.). Er macht sich stark für eine Verschiebung der Perspektive. Der Bezug zu dem von Clifford geprägten Konzept des Gegenübers der „roots and routes“ (1997) betont die Schwerpunktsetzung auf Bewegung und Reisen im Gegensatz zu Beständigkeit und Ortsgebundenheit in der Konstitution von kultureller Identität. In diesem Kontext – wie auch in vielen anderen – gilt es hervorzuheben, dass kulturelle Gemeinschaften und kollektive Identitäten durch Transnationalität geprägt wurden bzw. erst durch Migrationsbewegungen entstanden. Dabei geht es keinesfalls darum, eine romantisierende Perspektive des Nomadentums zu vermitteln, vielmehr ist es bedeutsam, Konstruktionen von Identität in Betracht zu ziehen, die sich außerhalb nationaler Grenzen bewegen.

Insbesondere die Entwicklung der neuen Medien und die dadurch möglich gewordenen digitalen Brücken zwischen Heimatland und Diaspora führen zu einer Transformation in bisherigen Diasporakzepten. Die Vernetzung über das Kommunikationsmedium Internet ermöglicht Menschen aus der Diaspora eine direkte Interaktion mit ihrer Heimat (Boyce Davies und Jardine 2010: 439). Mit der zunehmenden Vernetzung der Welt in vielerlei Hinsicht (nicht nur über das Internet, sondern auch über erleichterte Reiseoptionen etc.) sind alternative Konzepte von Identität gelebte Realität. Transnationalität ist seit den 1990er Jahren ein Begriff, der in diesem Kontext hochgehalten wird (Basch et al 2006).

Die karibischen Wissenschaftler Bernabé, Chamoiseau und Confiant prägten den Begriff der „Creolité“ in ihrem grundlegenden Text *Éloge de la créolité* (2006). Mit der Generierung dieses Neologismus beabsichtigten sie eine neue Bewertung der spezifisch karibischen Situation der Heterogenität. Glissant ([1981] 1989) entwickelte ein Konzept der „créolisation“, welches sich auf Prozesse des Kulturkontakts in einem kolonialen Kontext bezieht. Müller und Ueckmann sind Herausgeberinnen eines Sammelbandes, in dessen Zentrum sich diese „Denkfigur der Kreolisierung, die auf kulturelle Berührung, Begegnung, Vermischung oder wechselseitige Transformation differenter Kulturen zielt und die eine enge Verbindung zum Konzept der Creolité und zum Begriff der Hybridität aufweist“ befindet (Müller, Ueckmann 2013: 9). Beushausen et al. (2014) beziehen sich auf die Überlegungen von Mimi Sheller (2003) und machen in ihrem Sammelband darauf aufmerksam, dass die Theorien der „Créolité“ in großem Ausmaß im Westlichen akademischen Diskurs konsumiert sowie reproduziert wurden: „which either sees the Caribbean exclusively through this

lens or radically decontextualizes those theories by eliminating their socio-historic dimension“ (Beushausen et al. 2014: S.13f.). Als Beispiel nennen sie den karibischen Eintopf *Callaloo*, der für Prozesse der Transkulturation, Synkretismus und Traditionen stehe und somit häufig als positive Metapher für die Diversität der Karibik diene (ebd.). Dennoch, so führen die Autorinnen und der Autor weiter aus, handele es sich um ein romantisierendes Bild, das die wahren Lebensbedingungen verschleierte (ebd.):

Historically, however, the mixing of people and cultures has been despised as miscegenation and regarded as bastards or impure. The nowadays dominant, rather romanticized imaginaries of a creolized culture, or a ‘happy hybridity,’ oftentimes conceal conditions and lived experience that stem from asymmetries in power structures, for example, economic exploitation within an unequal global North-South divide. (Beushausen, et al. 2014)

Vor dem Hintergrund der oben genannten Erkenntnisinteressen, gliedert sich die vorliegende Arbeit in sechs Segmente. Zunächst werden Referenztheorien zu (kubanischer) Identität sowie Sprache und Essen als essentielle und existentielle Elemente der Identitätskonstruktion entfaltet (2. Kapitel). Daran anschließend werden Aspekte der Interaktion und Kommunikation als strukturbildende Elemente der Identitätskonstruktion genannt (3. Kapitel). Die systemtheoretischen Überlegungen von Luhmann dienen dabei als wegweisende Referenz. Vor dem Hintergrund eines Bemühens um Plausibilität, ist im darauf folgenden Abschnitt vorgesehen, den Gattungsbegriff der Autobiographie zu problematisieren (4. Kapitel). Dies dient schließlich als Überleitung zum Hauptteil der Arbeit, in dem die vier weiter oben bereits benannten Primärwerke unter besonderer Beachtung der Aspekte Sprache und Essen analysiert werden (5. und 6. Kapitel). Zum Abschluss werden Desiderata und weiterführende Fragestellungen formuliert (7. Kapitel).

Vor dem Einstieg in die theoretischen Überlegungen werden im Folgenden jedoch zunächst die Texte vorgestellt, die im Mittelpunkt der Analyse liegen werden.

1.2 Textkorpus

Vier selbstreferentielle Werke kubanisch-amerikanischer Autoren werden im Rahmen dieser Forschungsarbeit als Grundlage für die Analyse dienen. Die literarischen Texte wurden von männlichen Autoren verfasst, die Kindheit und Jugend in den 1960er und 1970er Jahren erlebten. Es handelt sich um Männer, die die vorgestellten Texte zu einem Zeitpunkt geschrieben haben, als sie und

ihre Namen einen gewissen Bekanntheitsgrad in der kubanisch-amerikanischen Kulturlandschaft erreicht hatten. Alle wenden ihre Blicke in die Vergangenheit, berichten von Migrationserfahrung, dem Leben im Exil bzw. der Diaspora. Sie reflektieren Generationskonflikte, thematisieren ihre eigene Haltung gegenüber der kubanischen Revolution und den Castro-Brüdern und setzen sich schriftlich mit der Suche nach Identität auseinander. Die Überschneidung der Themen, die Zugehörigkeit der Autoren zu einer Generation sowie die vergleichbaren Erfahrungen brachten die vier Texte schließlich in ihre jetzige Position, in der ihnen während der Analyse die größte Aufmerksamkeit zu Teil wird.

Doch vor der theoretischen und analytischen Auseinandersetzung, ist es nützlich, einen kurzen Überblick zu den Rahmengeschichten der jeweiligen Werke zu geben.

1.2.1 *Gustavo Pérez Firmat (1995): Next Year in Cuba. A Cubano's Coming of Age in America*

Der im Jahre 1995 erschienene autobiographische Text *Next Year in Cuba – A Cubano's Coming of Age in America* (im folgenden NYC) von Gustavo Pérez Firmat beginnt mit einem Prolog mit der Überschrift „Born in Cuba, Made in the U.S.A.“ (NYC: xi). Diese ersten Seiten des Textes zeigen das Gegenüber der zwei Kulturen, die die Identität des Autors prägten und weiterhin prägen. Zunächst berichtet er, wie der Besuch eines Willy Chirino⁵ Konzerts in Miami inmitten der tobenden und jubelnden Menge von Kuba-Amerikanern erneut seine Leidenschaft entfacht, für ein freies Kuba zu kämpfen. Die zweite Sequenz zeigt den Autor während eines Baseballspiels: er lässt sich und die Leserinnen und Leser nachempfinden, wie er sich von euphorischen Fans anstecken lässt und alle Elemente genießt, die, so meint er, US-amerikanischen Patriotismus ausdrücken, darunter Flaggen schwingen, Hymne singen, die Mannschaft anfeuern, Bier trinken und Hot Dog essen (NYC: xv). Mit diesem Einstieg macht er bereits deutlich, dass eben jene kulturelle Ambivalenz der Schwerpunkt seines autobiographischen Werkes darstellen wird.

Pérez Firmat folgt einer chronologischen Reihenfolge, die an vereinzelt Stellen durch Rück- oder Vorausblenden durchbrochen wird. Als Einstieg in die Geschichte dient ihm die Überfahrt seiner Familie mit der Fähre von Kuba in die USA im Jahre 1960 in eine zu diesem Zeitpunkt noch ungewisse Zukunft (er selbst war damals elf Jahre alt). Die Einreise gelang noch mit einem normalen

⁵ Wilfredo José Chirino, 1947 in Kuba geboren, emigrierte 1960, im Alter von 13 Jahren als eines von 14.000 Kindern im Rahmen der Operation Peter Pan, in die USA. Der Sänger ist ein weltweit bekannter Repräsentant der Kubanerinnen und Kubaner im Exil.

Touristenvisum, das bei allen Beteiligten das Gefühl einem nur vorübergehenden Aufenthalt in den USA entgegenzublicken, verstärkte. Pérez Firmat erinnert sich auch an die Zeit wenige Monate vor dem Sturz des kubanischen Diktators Fulgencio Batista und an die Auswirkungen dieser aufreibenden Monate auf seine gesamte Familie. Der Fokus der Erzählungen liegt jedoch vor allem auf den ersten Jahren im Exil. Er thematisiert die Schulzeit, die Darstellung Miamis als zweites, gar besseres, Havanna sowie Begegnungen in dieser Stadt mit den verschiedenen Mitgliedern seiner Familie, mit seinem Vater in einem kubanischen Restaurant oder mit seiner Großmutter in deren Küche. Wir erfahren Details über die Menschen, die ihm in seinem Leben nahe standen, insbesondere über seine Eltern, seine beiden Ehefrauen, seine Kinder, seinen Bruder. Dabei steht immer im Vordergrund, wie jede und jeder Einzelne das Leben in Miami, in der Blase des Exils, aus Sicht des Erzählers meistert.

Später lebt und arbeitet Pérez Firmat in Chapel Hill, North Carolina, einer Gegend, in der er als Kuba-Amerikaner eher zu einer Minderheit gehört. Er ist an der Duke University als Hochschulprofessor tätig und, so äußert er sich selbst, verliebt sich regelmäßig in mindestens eine seiner Studentinnen, was seine Arbeit als Wissenschaftler verbessere (vgl. NYC: 177).

Das letzte Kapitel seines Textes widmet Pérez Firmat seinen Kindern, der nächsten Generation, und überlegt, welches Selbstbild sie entwickeln werden. Der Epilog „This must be the place“ (NYC: 207ff.) dient schließlich dem Einbezug einer Meta-Ebene und vermittelt eine Art Erkenntnis über das eigene Dasein des Autors: „Cuba is my *patria*, the United States is my *pais*. Cuba is where I come from, the United States is where I have become who I am“ (NYC: 210).

1.2.2 *Eduardo Machado und Michael Domitrovich (2007): Tastes like Cuba. An Exile's Hunger for Home*

Eduardo Machados im Jahre 2007 publizierter autobiographischer Text *Tastes like Cuba – An Exile's Hunger for Home* (im folgenden TLC) beginnt in den letzten Monaten vor der kubanischen Revolution. Primärer Begeisterung ob der Erfolge der Revolutionäre folgt große Furcht und die Vorbereitung der Flucht aus Kuba (vgl. TLC: 47ff.). 1961 reist Eduardo im Alter von acht Jahren gemeinsam mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder mit einem der vielen Flüge im Rahmen der Operation Peter Pan (näheres in Kapitel 2) aus. Die beiden Jungen können für einige Monate bei Verwandten in Hialeah, das heißt in einem kubanischen Umfeld, leben, bis ihren Eltern ebenfalls die Ausreise gelingt. Machados Vater erhält recht bald ein Stellenangebot über die katholische Wohlfahrt, weswegen die gesamte Familie nach Kalifornien umziehen

muss. Die größere geographische Distanz zum Heimatland hat Auswirkungen auf alle Familienmitglieder, wie später in der Analyse detailliert dargestellt werden wird. Nach der Emigration aus Kuba bekommt Machado zwei weitere Geschwister.

Mit der Pubertät entdeckt Machado sein Interesse für das Theater, für die Musik und für das Schreiben, was die Distanz zwischen ihm und seinen Vater immer größer werden lässt. In einem Akt der Verzweiflung sendet sein Vater ihn zu einem Spezialtherapeuten in New York City, der seinem Sohn diese für einen Mann untypischen, seiner Ansicht nach homosexuellen, Anwendungen austreiben soll. Der Junge wird in einer wochenlangen Behandlung mit Valium ruhig gestellt, erlebt dadurch seinen Aufenthalt wie in Watte gepackt und entdeckt dennoch mit großer Begeisterung seine Liebe für die Stadt New York. Nach seiner Rückkehr ist der Bruch mit seinem Vater vollendet, als der junge Machado eine Beziehung mit der 23 Jahre älteren Hariette eingeht, die er nach kürzester Zeit heiratet. Die familiären Konflikte verarbeitet der Anfang 20-Jährige schreibend und kann erste Erfolge feiern. Er bringt Theaterstücke in New York und Los Angeles auf die Bühnen und auch im Kino kann er sich mit dem Film *Exiles in New York* (1999) einen Namen machen. Die Botschaften, die seine Werke vermitteln, führen zu Kritik vonseiten der Exilkubaner, die seinen versöhnlichen Ton mit der kubanischen Regierung missbilligen. In dieser Zeit durchlebt der junge Autor auch eine sexuelle Umorientierung, die ihn schließlich zur Trennung von seiner Frau bringt.

Seine Werke gelangen auch nach Kuba und er erhält eine Einladung, sein damals aktuellstes Theaterstück in seinem Heimatland vorzustellen. Die Entscheidung, nach Kuba zu reisen, fällt ihm nicht leicht und er thematisiert die Gewissenskonflikte, die ihn immer wieder zu einer kurzfristigen Absage der Einladungen führen. Nur unter größter emotionaler Anstrengung gelingt ihm dann die am Rande des Illegalen organisierte Ausreise aus den USA nach Kuba. Eine Reise, der viele weitere folgen und die das Leben des Autors nachhaltig prägen sollten.

In den Wirrnissen um die Ereignisse des 11. September 2001 beginnt Machado eine Beziehung zu einem jüngeren Mann, die bis zum Zeitpunkt des verfassten Textes anhält. Michael Domitrovich ist Machados Liebhaber, sein Begleiter auf vielen Reisen nach Kuba, bietet ihm Unterstützung und ist Co-Autor des autobiographischen Textes.

1.2.3 *Carlos Eire (2011): Learning to Die in Miami. Confessions of a Refugee Boy*

Carlos Eires *Learning to Die in Miami – Confessions of a Refugee Boy* (im folgenden LDM) verläuft, im Vergleich zu den beiden bereits vorgestellten Texten, eher a-chronologisch. Mit den Worten „Having just died, I shouldn't be starting my afterlife with a chicken sandwich, no matter what, especially one served up by nuns“ (LDM: 1) erfolgt der Einstieg in die Geschichte in medias res. Die ersten Seiten gelten der Ankunft des elfjährigen Eire in den USA. Die Ausreise aus Kuba vergleicht der Junge mit dem Sterben, den Beginn der Zeit in Miami als eine Art Leben danach. Dabei spielt er im Verlauf der Geschichte mit verschiedenen Konzepten, die diesen Zustand nach dem Tod am besten treffen. So berichtet er von einem Gefühl des „existential vertigo“ und korrigiert sich selbst direkt: „I prefer to call it Hell“ (LDM: 13).

Carlos Eire verlässt Kuba im Jahre 1962 in Begleitung seines großen Bruders Tony, ebenso wie Machado, im Rahmen der Peter Pan Operation. Der Erzählstil eines Großteils des Textes ist geprägt durch die Perspektive des Jungen, was weniger den Eindruck einer autobiographischen Nacherzählung des Lebens vermittelt, als vielmehr als Charakter von Prosa wahrgenommen werden kann. Die Leserinnen und Leser erfahren von den Gefühlen der Einsamkeit, der Angst und der Panik, die den Jungen während der ersten Jahre im Exil regelmäßig packen. Der Text vermittelt dabei jedoch keine allwissende Perspektive, sondern die Gefühle eines Kindes, das nicht versteht, was mit ihm passiert. Eire erlebt kurze positive, aber auch lange (zumindest erzählerisch so dargestellte), negative Erfahrungen in verschiedenen Gastfamilien.

An vereinzelten Stellen im Text wechselt der Erzähler in die dritte Person Singular, um das Gegenüber von Charles, dem amerikanischen, und Carlos, dem kubanischen Ich, darzustellen (vgl. Kapitel 5 und 6). Zunächst chronologische Berichte werden durch Rück- oder Vorblenden durchzogen, auf die der Erzähler im Text direkt hinweist: „Flash forward, eighteen years. I'm in Spain, in Galicia“ (LDM: 78); „Flash forward, twenty-nine years. It's Christmas morning in Charlottesville, Virginia“ (LDM: 117).

Im Vergleich zu den anderen drei Autoren beschreibt Eire die wohl größte Rastlosigkeit während seiner Kindheit und Jugend. Er und sein Bruder müssen viel Zeit in einer Gastfamilie verbringen, die Eire mit einem Aufenthalt im „Palacio de las Cucarachas“ (LDM: 154) umschreibt. Die Eltern der beiden Jungen, Eire gibt ihnen die Namen Marie Antoinette und Louis XVI (LDM: 134), verlassen Kuba zunächst nicht. Während sein Vater niemals beabsichtigt sein Heimatland zu verlassen und in Kuba stirbt, ohne noch mal seine Söhne gesehen zu haben, versucht seine Mutter alles, um in die USA zu gelangen. Aller-

dings werden ihre Pläne zunächst auf Eis gelegt, da Kuba im Zuge der Raketenkrise 1962 sämtliche Ausreisen stoppt: „Castrolandia has shut the door on all emigration“ (LDM: 108).

Der autobiographische Text fokussiert insbesondere die Jahre nach Eires Immigration in die USA. Berichte aus seiner Kindheit in Kuba sind knapp, was auch darauf zurückgeführt werden kann, dass diese Bestandteil seines ersten autobiographischen Textes *Waiting for Snow in Havana* (2003) sind. Der vorliegende Text konzentriert sich auf das Leben eines tendenziell elternlosen kubanischen Jungen in *Little Havana*, auf dessen erste schriftstellerische Erfolge während der Schulzeit und auf seinen Nebenjob als Verkäufer der kubanischen *Zig Zag Magazine*⁶, bei dem er Einblick in die kubanische Diaspora erhält.

Als der Onkel der beiden Brüder mit seiner Familie nach Bloomington, Illinois, zieht, können sie mitkommen und entkommen dadurch dem Leben im *Palacio de las Cucarachas*. Seiner Mutter gelingt schließlich die Ausreise aus Kuba über Mexiko und sie leben zu dritt in Chicago: „Union Station, Chicago. It’s the third of November, 1965, around seven in the evening. Tony and I meet up with our mom after one thousand three hundred and seven days apart from her“ (LDM: 278). Die Begegnung mit der Mutter erlebt Eire mit sehr ambivalenten Gefühlen, die er auf vielen Seiten seines Textes reflektiert. Die Beziehung zu seiner Mutter und seinem Bruder ist durchwachsen. Sein Bruder scheint in vielerlei Hinsicht abzustürzen, hat Drogenprobleme, bewegt sich am Rande der Kriminalität und entrinnt mehrmals knapp dem Tod. Eires erste Ehefrau verlangt von ihm, dass er den Kontakt zu seiner Familie komplett abbrechen soll. Eine Episode in seinem Leben, der Eire in seinem Text kaum Beachtung schenkt.

Dagegen füllt er an anderer Stelle das komplette Kapitel „Beyond Number“ (LDM: 247ff.) mit einer Aufzählung von Dingen, die er liebt und erklärt auf einer Meta-Ebene: „Does every chapter need a number? No. Those that deal with happiness don’t. They’re above that. Happiness includes all numbers. It’s infinite and eternal“ (ebd.).

⁶ Die satirische Zeitschrift *Zig Zag* wurde 1941 in Havanna gegründet und ab 1962 auch in Miami veröffentlicht (Garcia 1996: 104). Neben allgemeinen Nachrichtenartikeln, war die Zeitschrift in erster Linie bekannt für ihre politischen Karikaturen, Witze etc., in denen abwechselnd die kubanische sowie die US-amerikanische Regierung Ziel der Späße waren (ebd.).

1.2.4 Oscar Hijuelos (2011): *Thoughts Without Cigarettes. A Memoir*

In *Thoughts Without Cigarettes* (2011, im folgenden TWC) berichtet der Gewinner des Pulitzer Preises, Oscar Hijuelos, von seiner Kindheit und Jugend in New York. Im Kontrast zu den übrigen hier vorgestellten Autoren wurde er in den USA, in New York City, geboren. Seine Eltern sind gebürtige Kubaner, die ihr Heimatland kurz vor Hijuelos Geburt verlassen haben.

Im Alter von vier Jahren begleitet er seine Mutter auf eine Reise nach Kuba zu Verwandten. Während dieser Reise erkrankt der Junge schwer.⁷ Wieder zurück in den Staaten, muss er fast ein Jahr isoliert von seiner Familie im Krankenhaus verbringen. Diese Episode hat sowohl weitreichende psychische als auch physische Konsequenzen auf das weitere Leben von Hijuelos. Die Furcht der Mutter vor einer erneuten Erkrankung ihres Sohnes bewegt sie dazu, ihn bei der Einhaltung einer strengen Diät zu überwachen und ihm sämtliche Sozialkontakte zu verbieten, weswegen, so erläutert Hijuelos: „[...] my mother became the center of my world [...]“ (TWC: 54).

Hijuelos wächst in einer kleinen Stadtwohnung in Harlem auf, in der außerdem seine Eltern und sein Bruder leben. Sein Vater ist ein Lebemann, der sehr häufig viele Freunde zu sich nach Hause einlädt und ausschweifend feiert, was die Kindheitserinnerungen von Hijuelos nachhaltig prägt.

Übermäßiger Alkohol- und Zigarettenkonsum haben schließlich negative Auswirkungen auf die Gesundheit von Hijuelos Vater: er erleidet einen Herzinfarkt. In der Zeit danach verschlechtert sich die Lebensführung des Vaters zunehmend. Er trinkt exzessiv, verunsichert seinen Sohn zutiefst, wenn er fast jede Nacht betrunken in der Familienwohnung auftaucht und Hijuelos in stundenlange Gespräche verwickelt. Als Hijuelos sich gerade für einen Sommerjob in Miami befindet, erhält er schließlich die Mitteilung, dass sein Vater einen erneuten Herzinfarkt erlitten hat, an dessen Folgen er im Alter von 55 Jahren stirbt.

Die negativen Erfahrungen mit seinem exzentrischen Vater und seiner introvertierten Mutter treiben den Jungen auf die Straße, in eine Nachbarschaft, die geprägt ist von Puerto Ricanern und Iren. Mitte der 1960er Jahre wird die Columbia University erweitert und rückt somit dem Lebensumfeld des Jungen nicht nur räumlich, sondern auch ideologisch immer näher.

⁷ „For the longest time, all I would know was that I had gotten sick in Cuba, from Cuban microbes, that the illness had blossomed in the land of my forbears, the country where I had once been loved and whose language fell as music on my ears. Of course, diseases happen anywhere, and children get sick under any circumstances, but what I would hear for years afterward from my mother was that something Cuban had nearly killed me and, in the process of my healing, would turn my own ‚Cubanness‘ into air.“ (TWC: 45).

Einleitung

Er erhält Unterstützung von seinen Lehrern, die früh sein schriftstellerisches Talent erkennen. Doch zunächst widmet Hijuelos sich ausschließlich der Musik, mit der er neben dem College sein Geld verdient. Erst an der City University of New York begegnet er wichtigen Mentoren, die ihn zum Schreiben motivieren. Er besucht, unter anderem, Workshops von Donald Barthelme. Obwohl er ein Angebot für ein Stipendium an der University of Iowa erhält, um sich dort ganz einer schriftstellerischen Ausbildung zu widmen, lehnt er ab und verbringt einige Jahre als Angestellter in einer großen New Yorker Werbefirma.

Dennoch lässt er nie vom Schreiben ab. Als er beginnt, sich schriftstellerisch mit seinem eigenen Leben auseinanderzusetzen, reagiert er mit heftigen Stresssymptomen, wie Hautausschlag oder Panik (TWC: 230). Mehr und mehr widmet er die Inhalte seiner Texte dem Heimatland seiner Vorfahren und verarbeitet die unausgesprochenen Leiden seiner Eltern, die er früh übernommen hat.

Oscar Hijuelos hatte großen Erfolg als Schriftsteller, er war der erste ‚Latino‘, der einen Pulitzer Preis gewann und seine Literatur wird unter den Kritikern gefeiert. Im Jahre 2013 starb er im Alter von 62 Jahren, ebenso wie sein Vater, an einem Herzinfarkt.

Theorie

2 Identitäten zwischen Heimat und Diaspora

2.1 En busca de *Cubanidad* – dentro y fuera de Cuba

Where, who and what is the Cuban people,
who constitutes and represents it?
(Duany 2000: 23)

Ein kubanisch-amerikanischer Lyriker, geboren in Spanien, aufgewachsen in Miami, bekam die Chance, eine Antwort auf die Frage nach seiner Identität poetisch zu formulieren (vgl. Blanco 2013). Richard Blanco war im Januar 2013 der offiziell ernannte Poet bei der zweiten Amtseinführung von Barack Obama als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. In seinen Werken konzentriert sich Blanco, der Sohn kubanischer Eltern, die ihr Heimatland nach der kubanischen Revolution verließen, auf Fragen der Identität, Dekulturation, den Heimatverlust seiner Eltern und seine eigenen Erfahrungen als Immigrantenkind, hin- und hergerissen zwischen zwei Welten. In seinen neueren Texten finden sich zudem Gedanken zu seiner homosexuellen Orientierung, die er als bedeutenden Teil seiner Selbstdefinition betrachtet. Der Auftritt eines homosexuellen Schriftstellers mit Migrationshintergrund während einer der wichtigsten Veranstaltungen in der US-amerikanischen Politik kann als das Bestreben verstanden werden, eine alternative US-amerikanische Normalität zu definieren.

Richard Blanco ist ein aktuelles Beispiel für eine große Gruppe von Menschen, die in die USA immigrierten und deren Leben fortan durch Aushandlungen einer Neudefinition von Identität zwischen zwei Kulturen geprägt ist.

Bezogen auf den Referenzbegriff ‚Kultur‘ können verschiedene Indikatoren für eine charakteristisch kubanische Identität aufgeführt werden, die eine Antwort auf die von Jorge Duany eingangs zitierte Frage zumindest rahmen können. In der Konsequenz ist es jedoch von großer Bedeutung, darauf aufmerksam zu

machen, dass im Kontext dieser Forschungsarbeit *Konstruktionen* kubanischer und/oder kubanisch-amerikanischer Identität erkannt werden sollen. Dabei lautet die These, dass wiederkehrende Indikatoren in den untersuchten Primärwerken auf spezifische Konstruktionsformen kubanischer Identität hinweisen.

Kuba – als Karibiknation und ehemaliger Kolonialstaat – wurde von Beginn an geformt durch unterschiedlichste Migrationsbewegungen, was der kubanische Kulturanthropologe Fernando Ortiz (1881-1969) in *Contrapunteo Cubano del Tabaco y del Azúcar* (1940) verdeutlicht. Dessen metaphorisch gemeinte Gegenüberstellung von Tabak und Zucker mündet in eine Definition der kubanischen Kultur, die auf dem Konzept der sogenannten „transculturación“ basiert (Ortiz [1940] 1978). Der Begriff der Transkulturation ist laut Ortiz ein Neologismus aus den Begriffen der Akkulturation, Dekulturation und Neokulturation (vgl. ebd.).⁸

Das Ziel der Ausführungen von Ortiz war die Darstellung einer kulturellen Vielfalt, aus der sich die kubanische Bevölkerung zusammensetzt. Ähnlich wie die beiden wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte der Insel, Tabak und Zucker, die sich in ihren Grundeigenschaften sehr unterscheiden, liegt in diesem Gegenüber der konträren Charakteristika die eigentliche Stärke dessen, was in der Aushandlung von Ortiz schließlich in die Konstruktion einer spezifischen *Cubanidad* bzw. *Cubanía* mündet. Duany macht jedoch darauf aufmerksam, dass Ortiz die beiden Begriffe in seinen Ausführungen unterscheidet. So bezeichnet Ortiz *Cubanía* als „the conscious desire to be Cuban“ und *Cubanidad* als the „feeling of belonging to Cuban Culture“ (Duany 2011b: 113). *Cubanidad* meint damit ein psychologisch-soziales Phänomen, das sich in Mentalitäten und Formen der Selbst- und Fremdwahrnehmung äußert. Was dabei entsteht, ist schließlich eine kollektive Identität, über die sich Kubanerinnen und Kubaner auf der ganzen Welt definieren.

Das Konzept der *Transculturación* ist nicht nur übertragbar auf die ethnische Zusammensetzung der kubanischen Gesellschaft, sondern auch auf deren gemeinsame Geschichte, auf politische Ereignisse, sowie Beziehungen des Landes zu anderen Staaten. Dieses Konstrukt einer kollektiven Identität

⁸ Akkulturation erfolgt, wenn zwei unterschiedliche Gruppen in Kontakt zueinander treten und eine der beiden Gruppen grundlegende Änderungen erfährt, was schließlich einen kulturellen Wandel auslöst. Die Dekulturation ist ein Phänomen der Akkulturation, bei dem ein altes Modell verschwindet und kein neues Muster hinzukommt. Bei der Neokulturation handelt es sich um die Entwicklung neuer kultureller Muster. Matthias Hildebrandt (2005) plädiert dafür, den spanischen Begriff der „transculturación“ nicht als Transkulturalität, sondern als Transkulturation zu übersetzen, um „gegenüber der Statik eines strukturellen Zustandes die Dynamik laufender Prozesse begrifflich besser hervorzuheben“ (Hildebrandt 2005: 343).

orientiert sich einerseits an kulturellen Erinnerungen, die auf symbolischer, mythologischer sowie ritueller Ebene immer wieder neu gefestigt werden (vgl. Nünning 2008: 306). Andererseits bildet sich eine kollektive Identität immer auch im Gegensatz zu konstruierten Alteritäten (vgl. ebd.). Während bei der individuellen Identität die Beantwortung der Frage des „Wer bin ich?“ angestrebt wird, handelt es sich bei der kollektiven Identität um die Frage nach dem „Wer sind wir?“ (vgl. Assmann 2008: 223).⁹

En el caso específico de Cuba, la comparación y luego oposición se hizo primero con el colonialismo español, y luego con el neocolonialismo norteamericano, como tempranamente lo advirtió José Martí: la afirmación nacional cubana se ha tejido históricamente en una relación dialéctica con la dominación de dos grandes potencias, España y luego los EE.UU. (Leclercq 2004: 103)

Im Kontext der kollektiven Identität unterscheidet Assmann weiterhin Inklusions- und Exklusionsidentitäten. Die Inklusionsidentität verweise auf eine weniger starke „symbolische Prägung“ (Assmann 2008: 224). Zudem sei „der Zugang zum symbolischen Kapital einer solchen Kultur [...] hierarchisch strukturiert“, enthalte aber „Aufstiegschancen und Teilnahmemöglichkeiten für die weniger Privilegierten“ (ebd.). Die Exklusionsidentität hingegen sei

[...] typisch für Gruppen, die ihre Identität vorwiegend durch Abgrenzung von anderen Kollektiven beziehen und deshalb wenig Platz für innere Vielfalt bieten. Ihre Stärke ist nicht die Integrationsfähigkeit sondern die scharfe Kontur, die Widerstand gegen Assimilation und Überlebensfähigkeit auch unter Exil- und Diaspora-Bedingungen ermöglicht (ebd.).

Am Beispiel Kuba kann deutlich aufgezeigt werden, wie seit 1959 versucht wird, eine kollektive Exklusionsidentität zu konstruieren. Die besondere Rolle eines Konstrukts von Alterität bei der Festigung einer kollektiven Identität zeigt sich auf beiden Seiten: in Kuba durch die ständige Wiederholung des allgegenwärtigen imperialistischen Feindbildes USA, in der kubanischen Diaspora teils durch die Verbindung unter konservativen Exilkubanern gegen das Castro-Regime, teils durch die Abgrenzung zu anderen Migrantengruppen des Einwanderungslandes USA.

⁹ Assmann erläutert zudem: „Heute werden kollektive Identitäten von allen substantiellen Merkmalen freigehalten [...] und als Diskursformationen beschrieben. Sie gelten als kulturelle Konstrukte und Vorstellungen, die nie vorgegeben sind; sie entwickeln Programme, die es Individuen erlauben, sich als Zugehörige einer bestimmten Gruppe zu fühlen und dies auch nach außen hin erkennbar werden zu lassen.“ (Assmann 2008: 223)

Die kubanische Geschichte ist geprägt von Kolonialisierung und Sklaverei, Unterdrückung und diktatorischen Regierungen (vgl. z. B. Zeuske 2012). Die spanischen Kolonisatoren hinterließen ihr sprachliches Erbe, das Spanische, das sich fortan zu einem bedeutenden Bestandteil der kubanischen Identität entwickelte und zum verbindenden Kommunikationsmedium der vielfältigen Bevölkerung wurde.

Neben der Sprache spielt auch Religion eine bedeutende Rolle bei der Konstruktion kubanischer Identität. Das Christentum erreichte die Insel mit den Kolonisatoren aus der alten Welt. Der katholische Glaube wird bis heute – trotz der revolutionären Bestrebungen, die Ausübung von Religion weitestgehend zu untersagen – insbesondere von älteren Generationen praktiziert. Mittlerweile hat die katholische Kirche im Land wieder einen stabileren Stand. Einigungen mit der kubanischen Regierung erleichtern das Abhalten von Messen oder das Feiern christlicher Feiertage.¹⁰ Nach der katholischen Kirche zählt die afrokubanische Santería zu der Religion mit den meisten Anhängern auf Kuba. Katholizismus und Santería weisen viele Parallelen auf, die sich in der Darstellung der Heiligen äußern. Wichtigste Figur Kubas ist die *Virgen de la Caridad del Cobre*. Vom Papst im Jahre 1916 zur kubanischen Schutzheiligen erklärt, gilt sie seither nicht nur für Christen als Symbol kubanischer Identität, sondern ist ebenfalls im Santería-Glauben fest verankert. Hier wird sie als Orisha mit dem Namen Ochún als Göttin der Liebe und der Flüsse dargestellt.

Die Revolution von 1959 markiert einen bedeutenden Meilenstein in der jüngeren kubanischen Geschichte: anfänglich weitreichende Euphorie als deren Ergebnis ist mittlerweile Desillusionierung und Ernüchterung gewichen, ausgelöst durch Phasen des Mangels und Verzichts sowie der Enttäuschung über Diskrepanzen zwischen versprochenen und tatsächlich gewährten Leistungen seitens der Regierung. Punktuelle Einblicke in die politisch-historischen Ereignisse, die die Kubanerinnen und Kubaner geprägt haben und weiterhin prägen, sollen in diesem Text helfen, damit das spezifische Konzept der *Cubanidad* greifbarer wird.

Mit der kubanischen Revolution erlebt die nationale Identität eine Neudefinition: „[...] being Cuban was equated with being revolutionary, implying an unconditional loyalty to the communist government“ (Darias Alfonso 2014: 180). Durch Ernesto Guevara erhält das in dem Aufsatz *El Socialismo y el Hombre en Cuba* (1965) veröffentlichte Konzept eines ‚neuen Menschen‘, des so genannten *hombre nuevo*, Einzug in die kubanische Gesellschaft. Darin benennt der Revolutionär für ihn zentrale Aufgaben des kubanischen Volkes, wie zum Beispiel die Erlangung eines „vollen Bewusstseins seines gesellschaftlichen

¹⁰ Erst kurz vor Ostern 2014 wurde beispielsweise der Karfreitag in Kuba wieder offiziell als Feiertag anerkannt (Granma 2014).

Seins“ (Gewecke 1992: 275f.). Kubanerinnen und Kubaner seien verpflichtet, ihre Arbeitskraft zur Stabilisierung der Gesellschaft einzusetzen, dabei als Vorbild zu fungieren und die eigenen Interessen in den Hintergrund zu stellen.¹¹

Das Konzept des *hombre nuevo* wird, zum Beispiel durch die groß angelegte Alphabetisierungskampagne Anfang der 1960er Jahre institutionalisiert. In ganz Kuba helfen Freiwillige denjenigen, denen bisher jeglicher Zugang zu Bildung versagt war. Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen werden dadurch zur Normalität. In der Konsequenz werden Klassengegensätze verflüssigt und die Analphabeten-Rate ist vergleichbar mit westlichen Standards. Die Hochschulen im Land werden gefördert, womit beispielsweise ebenfalls die Qualifikation von Ärzten erheblich verbessert wird. Zudem wird ein Gesundheitssystem eingeführt, das der gesamten Bevölkerung eine einheitliche gesundheitliche Versorgung ermöglicht.

In seinem Diskurs *Palabras a los intelectuales*¹² (1961) definiert Fidel Castro mit den Worten *Dentro de la Revolución todo, contra la Revolución nada* die Funktion der Intellektuellen in der kubanischen Revolution und legt damit eine Grenze für die kreative Freiheit fest, die – so wird sich in den folgenden Jahren zeigen – willkürlich bestimmt werden kann.

Einen tiefgreifenden Wendepunkt in der Entwicklung der kubanischen ‚permanenten‘ Revolution stellt offensichtlich der Zusammenbruch der Sowjetunion dar. Durch den fehlenden bislang wichtigsten Handelspartner stürzt Kuba Anfang der 1990er Jahre in eine tiefe ökonomische Krise, deren Auswirkungen bis heute spürbar sind. Aufgrund des Handelsembargos durch die

¹¹ Herbert Marcuse erklärt zudem, dass die Ausbildung des *hombre nuevo* „la necesidad de incorporar grandes masas de hombres incultos a un nuevo sistema social; la necesidad de crear una fuerza de trabajo bien formada y disciplinada que esté en condiciones de invertir fuerza legal ética en la eterna rutina de la cotidianidad laboral y producir de forma cada vez más racional cantidades cada vez mayores de bienes materiales [...]“ reflektiert (zit. in Franzbach 2000: 76).

¹² Demnach äußert sich Fidel Castro im Jahr 1961 wie folgt: „Das Problem, das man hier diskutiert hat und das wir zur Sprache bringen müssen, ist das Problem der Meinungsfreiheit der Schriftsteller und der Künstler. Es ist Unruhe entstanden durch die Furcht, die Revolution werde diese Freiheiten ertränken, die Revolution werde den Schaffensgeist der Künstler und Schriftsteller ersticken. Man sprach hier von der Freiheit der Form. Jedermann war damit einverstanden, die Freiheit der Ausdrucksform zu respektieren. [...]. Die Frage wird heikler und wird wirklich zu einem wesentlichen Diskussionspunkt, wenn es sich um die inhaltliche Freiheit handelt [...]. Die Revolution muss so handeln, dass diese ganze Gruppe der Künstler und Intellektuellen, die nicht von sich aus Revolutionäre sind, innerhalb der Revolution ein Arbeits- und Schaffensfeld finden und dass ihr schöpferischer Geist, selbst dann, wenn sie keine revolutionären Schriftsteller oder Künstler sind, die Gelegenheit und die Freiheit hat, sich innerhalb der Revolution auszudrücken. Das bedeutet: INNERHALB DER REVOLUTION: ALLES! GEGEN DIE REVOLUTION: NICHTS!“ (zit. in Hoffmann 2000: 157).

USA, fehlt es im Land an allem, insbesondere an Lebensmitteln. Fidel Castro erklärt die so genannte *Periodo Especial en Tiempos de Paz*. Dabei handelt es sich um die euphemistische Bezeichnung einer Phase, in der die Menschen durch Verzicht (von Lebensmitteln, materiellen Gütern etc.) ihren eigenen Beitrag zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation im Land leisten sollen. Die Legitimation der kubanischen Revolution verliert mit diesen Entwicklungen mehr und mehr an Substanz. Das zuvor so euphorisch gezeichnete Bild des fortschrittlichen Karibikstaates beginnt zu bröckeln. Intellektuelle, die den Beginn der Veränderungen auf der Insel noch mit großer Zuneigung betrachteten und mit eigenen Beiträgen unterstützten, sehen sich nunmehr ob der zunehmenden Zensur und Bedrohung derer, die öffentlich Kritik äußern desillusioniert.¹³

Die Revolution von 1959, die Erziehung der nachfolgenden Generationen nach dem Vorbild des von Guevara geschaffenen Konstrukts des *hombre nuevo*, die permanente Bestätigung des großen Feinbildes USA sowie negative Auswirkungen wie Mangel an Lebensmitteln und Zensur haben deutliche Spuren in kubanischen Identitätskonzepten hinterlassen. Zu hinterfragen gilt es zudem, ob die Revolution als Bruch in der kollektiven Identität bezeichnet werden kann bzw. ob es überhaupt eine alle ethnischen / sozialen Gruppen umgreifende Identität gab.

¹³ Der Schriftsteller Heberto Padilla war Anhänger der Revolution unter Fidel Castro, den er unterstützte, indem er die verschiedensten Funktionen wahrnahm. Später veröffentlichte Padilla sein Gedicht *Fuera del juego* ([1968] 1998), für das er 1968 den *Premio Nacional de Poesía de la Unión de Escritores y Artistas de Cuba* erhielt. Trotzdem war *Fuera del juego* Anlass für seine Inhaftierung auf Kuba (vgl. Castro 2000). Ihm wurde zunehmend schärfere Kritik am Regime vorgeworfen, weshalb er Isolationshaft und Folter erlitt (ebd.). Nach seiner Freilassung wurde Padilla gezwungen, seine Kritik am kubanischen Regime zu widerrufen (ebd.). 1980 erhielt der Revolutionskritiker endlich die Erlaubnis, auszureisen, und lebte von nun an im Exil. Der *Caso Padilla* stellt für viele linke Intellektuelle eine Art Wendepunkt dar in Bezug auf ihre Einstellung zur kubanischen Revolution. Jener Eklat, der sich in Padillas öffentlichen Selbstanschuldigungen äußerte, führte zur Desillusionierung vieler ehemaliger Anhänger der Bewegung unter Fidel Castro. Mehrere bekannte, zum großen Teil links eingestellte Intellektuelle wenden sich mit einem offenen Brief an Fidel Castro und forderten ihn auf, nach (damals) 30 Jahren Präsidentschaft Wahlen durchzuführen und sich von der kubanischen Bevölkerung in seinem Amt bestätigen oder ablösen zu lassen. In dem Brief forderten die Literaten weiterhin „that all exiles be allowed to return to Cuba [...]“ und „the freeing of all political prisoners and the suspension of laws that curtail the free expression of public opinion.“ (Czeslaw et. al.: 1989). Der Brief wurde unterschrieben von Persönlichkeiten wie Jean Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Susan Sontag, Guillermo Cabrera Infante, Octavio Paz, Mario Vargas Llosa oder Juan Goytisolo, die somit gleichzeitig ihren Unmut gegenüber den Entwicklungen der kubanischen Revolution ausdrückten und sich öffentlich von der allgemeinen Kubaeuphorie distanzieren.

Somit manifestiert sich eine kubanische Identität zum einen aufgrund von gemeinsam erlebten sozialen, politischen und historischen Ereignissen, zum anderen verfestigt sie sich durch die besondere geographische Lage, „[c]olocada entre dos mundos culturales muy distintos, es decir, entre la cultura hispánica y la norteamericana [...]“ (Regazzoni 2001: 12). Nicht zuletzt die nur 140 km umfassende Meerenge zwischen der Küste Havannas und dem US-amerikanischen Festland beeinflusst beträchtlich das Leben auf der kubanischen Insel.

Auf der Suche nach einer Identität, die zwischen den beiden Referenzbegriffen Kuba und USA pendelt, wurden bisher vielfach Versuche unternommen, Indikatoren auszuwählen, die eine Verbindung dieser beiden Seiten möglich machen könnten.

Gustavo Pérez Firmat, selbst *Cuban-American*, setzt sich in seinem oft zitierten Text *Life on the hyphen. The Cuban-American Way* (1994) mit eben dieser Problematik auseinander. In den sechs Kapiteln seines Buches eruiert er, welche Indikatoren auf eine kubanisch-amerikanische Identität hinweisen. Demnach formen insbesondere zwei Kräfte die kubanisch-amerikanische Kultur, die der Autor „tradition and translation“ (Pérez Firmat 1994: 3) nennt. Während nun „tradition“ Konvergenz und Kontinuität markiert, ist „translation [...] not a homing device but a distancing mechanism“ und kennzeichnet somit schließlich das „displacement“ der, wie Pérez Firmat es ausdrückt, auf dem Bindestrich lebenden Menschen (ebd.). In Kapitel 2.1 der vorliegenden Arbeit wird dieses Konzept anderen Theorien zu kubanisch-amerikanischer Identität gegenüber gestellt werden.

Pérez Firmat konzentriert sich in seiner Untersuchung insbesondere auf die kubanische Gemeinschaft, die sich in den Jahren seit der Revolution von 1959 formiert hat, da sich in diesem Zeitraum eine spezifische kubanisch-amerikanische Kultur herauskristallisiert hat und als solche Gegenstand vieler wissenschaftlicher Arbeiten wurde.

Mit Blick auf den spezifischen kubanischen Kontext bleibt hervorzuheben, dass es immer das Vorhandensein eines Konstrukts von Alterität braucht, um eine kollektive Identität zu formen. Fidel Castro und seine Anhänger schufen spätestens mit der Revolution von 1959 eben jenes Konstrukt der Alterität. Das ‚Andere‘ findet sich in dem großen Gegner Imperialismus, repräsentiert durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Essentieller Bestandteil der kubanischen Identität ist bis heute die ständige Wiederholung dieses Feindbildes. Das Land ist geprägt durch Slogans, Propaganda und mediale Vermittlung der USA als Gegner. Dieses Gegenüber wird wieder und wieder zur Stärkung der eigenen nationalen Identität ausgenutzt.

Auf der anderen Seite, im kubanischen Exil, lässt sich insbesondere in Florida das Gegenteil beobachten. Die kubanische Exilgemeinde verfolgt jedoch

letzten Endes das gleiche Ziel wie ihr Herkunftsland: die Konstruktion einer Alterität. Insbesondere viele der Kubanerinnen und Kubaner der ersten Generation, also diejenigen, die in den Anfängen der Revolution das Land verlassen haben, stehen dem kubanischen System sehr feindlich gegenüber. Unter den Gegnern Fidel Castros entsteht somit eine Solidarität, die als verbindendes Element wirkt und die Genese einer kollektiven Identität außerhalb der Insel prägt. Diese Identität manifestiert sich über den gemeinsamen Gegner sowie über gemeinsame kulturelle Wurzeln.

Doch eine andere Form der Abgrenzung ist ebenfalls von Bedeutung. Das große Einwanderungsland USA ist nicht nur Wahlheimat für viele Kubanerinnen und Kubaner, sondern auch für Menschen aus anderen Ländern Lateinamerikas. Dabei geht es darum, nicht zu der Masse an Einwanderern aus Südamerika gezählt, sondern als eigene kollektive Identität angesehen zu werden (vgl. Henning 2001).

Es steht außer Frage, dass die Migrationsbewegungen von Kuba nach Nordamerika in erhöhtem Maße Konstruktionen einer kubanisch-amerikanischen Identität beeinflussten und weiterhin beeinflussen. Abhängig von den Bedingungen, unter denen Kubanerinnen oder Kubaner im ‚neuen‘ Land Fuß fassten, sind unterschiedliche Identitätskonzepte beobachtbar. Daher werden im Folgenden zunächst die größten Migrationsbewegungen von Kuba in die USA resümiert, um im Anschluss daran auf verschiedene Konzepte kubanisch-amerikanischer Identität einzugehen, die durch den Einfluss der Migration entstanden sind.

2.1.1 Wege von Kuba in die USA

Die viel zitierten Migrationswellen, die insbesondere seit der kubanischen Revolution von 1959 zur Entstehung einer großen Diaspora beitrugen, wurden im Verlauf der Jahre von unterschiedlichsten politischen, ökonomischen und sozialen Veränderungen auf der Insel ausgelöst. In der Wissenschaft gibt es verschiedene Herangehensweisen, um die Zusammensetzung der kubanischen Diaspora insbesondere in den USA zu definieren. Neben der Benennung von drei bis vier ausschlaggebenden Migrationswellen wird bis heute die Kategorisierung der kubanischen Migranten in Generationen diskutiert. Im Folgenden soll eine kurze zusammenfassende Darstellung der post-revolutionären Migrationsbewegungen von Kuba in die USA als Rahmen für die spätere Auseinandersetzung mit den verschiedenen Generationskonzepten bei der Analyse der Primärtexte dienen.

Die Migrationsgeschichte Kubas begann nicht erst mit dem Jahr 1959, sondern schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts emigrierten Kubanerinnen und Kubaner.¹⁴ Duany unterteilt die Geschichte der Migration von Kuba in die USA in zwei Hauptströme vor und nach der kubanischen Revolution (Duany 2011a: 39).¹⁵ Die vorliegende Arbeit konzentriert sich auf die kubanische Diaspora, wie sie in den Jahren seit der Revolution entstanden ist.

Mit dem Triumph von Fidel Castro und seinen Anhängern über den damaligen kubanischen Präsidenten Fulgencio Batista im Jahr 1959 wurde der Weg für maßgebliche Veränderungen im Land frei gemacht. Dieser Sieg des David gegen Goliath, der ehemaligen Kolonie Kuba gegen den durch die USA verkörperten Imperialismus, verursachte eine weltweite Welle der Euphorie. Solidaritätsbekundungen aus Intellektuellenkreisen wurden laut, Kuba wurde als Vorreiter für eine neue Bewegung ganz Lateinamerikas gehandelt. Mit den ersten großen Schritten in Richtung Sozialismus wuchs jedoch insbesondere in den Reihen der kubanischen Bourgeoisie die Furcht vor der neuen Situation im Land. Im Zeitraum von 1959 bis 1962, dem Jahr der Raketenkrise, verließen die Kubanerinnen und Kubaner die Insel, die Berg mit den Attributen „white, middle-class residents of Havana“, „catholic“ und „anti-communist“ umschreibt (Berg 2011: 40f.). Die Angehörigen dieser ersten postrevolutionären Migrationswelle werden zudem als „Golden Exiles“ bezeichnet (Duany 2011a: 42).

Von 1960 bis 1962 fand die sogenannte „Operation Peter Pan“ statt (vgl. Conde 1999). Dabei handelte es sich um von der US-amerikanischen Regierung und der katholischen Wohlfahrt organisierte Flüge zwischen Havanna und Miami, deren Ziel es war, möglichst viele kubanische Kinder vor der „Indoktrination“ durch die Revolutionäre zu bewahren (vgl. PedroPan.org). Kubanische Eltern, die die Entwicklungen in ihrem Land mit Furcht verfolgten, nutzten das Angebot der Operation Peter Pan, um ihre Kinder alleine in die USA zu schicken. Auf der Internetseite der offiziellen Organisation Pedro Pan Group, Inc. wird das Handeln der Eltern wie folgt gerechtfertigt: „Over four decades ago, Cuban parents fearing indoctrination and that the Cuban government would take away their parental authority exercised one of the most fundamental human rights: the right to choose how their children would be educated“ (ebd.). In den USA angekommen, wurden die Minderjährigen entweder von Verwandten

¹⁴ Unter ihnen einer der wichtigsten und bekanntesten Unabhängigkeitskämpfer des Landes, José Martí, der die meiste Zeit seines Lebens außerhalb von Kuba verbrachte. Die größte pre-revolutionäre Migrationswelle brandete Anfang des 20. Jahrhunderts an die Küsten Floridas. Mit der Unabhängigkeit Kubas (1902), besetzen US-Truppen Kuba, um einem Bürgerkrieg vorzubeugen. (Duany, 2011a: 40)

¹⁵ Für einen kurzen Überblick zur kubanischen Migrationsgeschichte vor der Revolution siehe Duany (2011a).

oder Bekannten in Empfang genommen oder in Pflegefamilien gegeben. Mehr als 14.000 kubanische Kinder verließen auf diesem Weg ihr Heimatland (vgl. Conde 1999).

Im Jahr 1962 endeten sämtliche regulären Verbindungen zwischen Kuba und den USA.¹⁶ Als Reaktion auf die Verstaatlichung US-amerikanischer Firmen in Kuba erklärte der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, John F. Kennedy, ein Handelsembargo für Kuba, das bis zum Zeitpunkt des Verfassens dieser Arbeit anhält.

Die sogenannten „Freedom Flights“¹⁷ ermöglichten ca. 340.000 Kubanerinnen und Kubanern im Zeitraum von Dezember 1965 bis April 1973 die Einreise in die USA (Henning 2001: 620). Diese zweite große Migrationswelle setzte sich zusammen aus Arbeitern, Bauern und Händlern. Darüber hinaus befanden sich viele Frauen sowie ältere und weniger gut ausgebildete Personen unter den kubanischen Flüchtlingen (Duany 2011a: 44).

Im Jahr 1980 wurde die peruanische Botschaft von ca. 10.000 Habaneros belagert, da zuvor die Nachricht verbreitet wurde, dort erhalte man Visa für die Ausreise nach Peru. Die bedrohliche und unübersichtliche Situation zwang die kubanische Regierung zu einer Reaktion: für eine kurze Zeit wurde die freie Ausreise aus Kuba gestattet. Das ermöglichte Fidel Castro gleichzeitig eine Vielzahl an Gegnern der Revolution aus Kuba zu vertreiben. Etwa 125.000 Kubanerinnen und Kubanern verließen die Insel auf Schiffen und Booten, ausgehend vom Hafen *Mariel* (vgl. Henning 2001). Ihnen haftet die negativ konnotierte Bezeichnung der *Marielitos* an. Falcoff erklärt diese Etikettierung damit, dass „many unskilled workers and (for the first time) numerous blacks“ Teil der Auswanderungswelle waren (Falcoff 1998: 209). Zudem befanden sich unter den Menschen: „[a] handful of common criminals and mental patients [...]“, die, so vermutet Falcoff, „were deliberately introduced by Castro to bedevil U.S. authorities and discredit the exile community as a whole“ (ebd.). Die Migrationswelle vom Hafen Mariel vergrößerte die Kluft zwischen kubanischen Einwanderern der Golden Exiles und den Marielitos: „[t]he inverse relationship between date of departure from Cuba and social status became more visible than ever“ (Duany 2011a: 46).

Einen erneuten Höhepunkt in der kubanischen Migrationsgeschichte stellte schließlich die so genannte *Balsero Crisis* (Flößer-Krise) dar. Mit dem Zusam-

¹⁶ Dies hatte weitreichende Konsequenzen für viele kubanische Kinder, die im Rahmen der Operation Peter Pan in die USA eingereist waren und zu diesem Zeitpunkt eigentlich die Ankunft ihrer Eltern erwarteten (vgl. Carlos Eire im Analyseteil dieser Arbeit).

¹⁷ Die US-amerikanische Regierung finanzierte Flüge, die zweimal täglich zwischen Varadero und Miami verkehrten.

menbruch der Sowjetunion im Jahr 1989 und der massiven wirtschaftlichen Verschlechterung des Landes zu Beginn der 1990er Jahre erklärte Fidel Castro, wie bereits erwähnt, die *Período Especial en Tiempos de Paz* (vgl. Kapitel 2.2). Die 1990er Jahre waren geprägt durch Mangel in sämtlichen Lebensbereichen. Im Jahr 1994 trieb die prekäre Situation die Menschen nach erneuten Lebensmittelkürzungen zu Tausenden dazu, die Insel auf zumeist selbstgebauten Flößen zu verlassen. Bei dem Versuch, die Meerenge zwischen Kuba und den USA zu überwinden, kamen unzählige Kubanerinnen und Kubaner ums Leben. In diesem Zeitraum waren es nicht mehr ideologische sondern ökonomische oder persönliche Gründe, die zur Ausreise bewegten. Der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Bill Clinton, verweigerte jedoch die Anerkennung der *Balseros* als Flüchtlinge (Duany 2011a: 47).

Im Jahr 2007 sorgt die spanische *Ley de la Memoria Histórica* für Aufsehen unter ausreisewilligen Kubanerinnen und Kubanern. Das Gesetz erlaubt nun auch den Enkeln von spanischen Exilanten, die während der Franco-Diktatur nach Kuba flohen, die Beantragung der spanischen Staatsbürgerschaft.

Seit Januar 2013 haben die Menschen in Kuba das erste Mal seit einem halben Jahrhundert die Möglichkeit, ohne spezielles Einladungsschreiben von offiziellen Institutionen oder Ausreiseerlaubnis der kubanischen Regierung zu verreisen. Zudem ist es nun erlaubt, bis zu zwei Jahre im Ausland zu leben ohne „sus bienes y derechos“ auf der Insel zu verlieren (Duany 2013). Eine bedeutende Veränderung stellen die neuen Einreisebedingungen zudem für kubanische Emigranten dar: sie dürfen nach Kuba zurückkehren und dort bis zu 90 Tage bleiben (vgl. ebd.). Ein Ziel dieser Gesetzesänderungen, so Duany, sei die Normalisierung der Beziehungen von Kubanerinnen und Kubanern innerhalb und außerhalb der Insel. Es bleibt abzuwarten, inwiefern die neue ‚Reisefreiheit‘ Auswirkungen auf Migrationsbewegungen von und möglicherweise auch nach Kuba hat. Es gilt zu hinterfragen, ob tatsächlich von einer Reisefreiheit gesprochen werden kann, wenn die Hürden bis zu einer Ausreise aus Kuba nach wie vor für den Großteil der kubanischen Bevölkerung nahezu unüberwindbar bleiben. Gründe hierfür sind zum Teil absurde Bürokratisierungsmechanismen¹⁸, das fehlende Geld für die für kubanische Verhältnisse zu teuren Flüge¹⁹ und für die teure Ausstellung eines Visums²⁰ sowie die geringe

¹⁸ Es müssen beispielsweise Nachweise erbracht werden, dass es keinen Grund zur Annahme gibt, dass der Antragsteller das Land für immer verlassen möchte. Dazu zählen Besitztümer wie ein Haus oder ein Auto sowie Geldbeträge auf einer kubanischen Bank (vgl. Jara 2014).

¹⁹ Ein Ticket nach Mexiko kostet beispielsweise 300 CUC, der Preis für einen Flug von Havanna nach Miami beläuft sich gar auf 500 CUC – Preise, die bei einem durchschnittlichen Monatsgehalt von ca. 20 CUC für den Großteil der kubanischen Bevölkerung nicht bezahlbar sind (ebd.).

Anzahl der Staaten, die kubanischen Staatsangehörigen ein Visum gewähren. Trotz der genannten Hürden führte die Reform zu einem Ausreiserekord von 250.000 Kubanerinnen und Kubanern in den ersten zehn Monaten (vgl. Jara 2014). Duany bezeichnet die Migrationsreformen in Teilen als scheinheilig, betont aber gleichermaßen: „Aunque la reforma migratoria cubana no permite totalmente el libre movimiento de cubanos entre la Isla y otros países, sí facilita la circulación de personas en vez de la emigración definitiva“ (Duany 2013).

2.1.2 Generationen kubanischer Einwanderer in den USA – Versuche der Konzeptualisierung

Die massiven Migrationsbewegungen von Kuba in die USA haben in dem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert zur Bildung verschiedener Einwanderergenerationen in der kubanischen Diaspora beigetragen. Zur genaueren Kategorisierung dieser Generationen orientierten sich wissenschaftliche Untersuchungen bisher hauptsächlich an zwei Faktoren: dem biologischen Alter der Menschen zum Zeitpunkt der Migration und den Bedingungen, die zur Migration führten (vgl. Pérez Firmat 1994, Alvarez Borland 1998, Gewecke 2001, Henning 2001, Berg 2011).

Karl Mannheim entwickelte eine Definition des Generationsbegriffs und unterscheidet in seiner Definition von Generationen die „Generationslagerung“, den „Generationszusammenhang“ und die „Generationseinheit“ (1970: 553). Demnach konstatiert er: „Der Generationszusammenhang bedeutet also [...] nicht mehr als eine besondere Art der gleichen Lagerung verwandter ‚Jahrgänge‘ im historisch-sozialen Raume“ (ebd. 529). Zudem halte eine Generation zusammen, „daß sie am selben Abschnitt des kollektiven Geschehens parallel teilnimmt“ (ebd. 535). Er erklärt weiterhin:

Dieselbe Jugend, die an derselben historisch-aktuellen Problematik orientiert ist, lebt in einem ‚Generationszusammenhang‘, diejenigen Gruppen, die innerhalb desselben Generationszusammenhanges in jeweils verschiedener Weise diese Erlebnisse verarbeiten, bilden jeweils verschiedene ‚Generationseinheiten‘ im Rahmen desselben Generationszusammenhanges (ebd. 544).

²⁰ Die Kosten für ein spanisches Visum belaufen sich auf 60 CUC, für ein US-amerikanisches auf 160 CUC. Bei Nicht-Gewährung des Visums wird das Geld dennoch einbehalten (ebd.).

Mit diesem neu definierten Generationsbegriff bezieht Mannheim sich auf die Menschen spezifischer Geburtsjahrgänge, die ein einschneidendes Erlebnis gemeinsam haben (z. B. die Erfahrung eines der Weltkriege).²¹

Der kubanisch-amerikanische Soziologe Rubén Rumbaut (1991) legte mit seiner Forschungsarbeit zu indochinesischen Flüchtlingen im Kindes- sowie Erwachsenenalter den Grundstein für nachfolgende wissenschaftliche Reflektionen zu Migrationsbewegungen und den sich daraus entwickelnden Generationskonzepten. Seine umfassende empirische Untersuchung auf der Basis von Umfragen und statistischen Erhebungen dient nach wie vor als Grundlagenliteratur in der Migrationsforschung. Inhaltlich beschäftigt er sich mit dem Leben von Migranten und deren Formen von Akkulturation, Assimilation und Anpassung, sowie den dabei aufkommenden Generationskonflikten in der Diaspora. In diesem Zusammenhang prägte Rumbaut den Begriff der „1.5 Generation“ (vgl. ebd.). Er war einer der ersten Wissenschaftler, der die Generation der Migranten, die im Kinder- bzw. Jugendalter in ein neues Land zogen empirisch untersuchte. Die Erfahrung der Kindheit in dem einen und der Jugend bzw. der Adoleszenz in einem anderen Land führt zu einer ganz speziellen Sozialisierung, die eine bikulturelle Identität fördern kann. Des Weiteren weisen Portes und Rumbaut darauf hin, dass eine der auffälligsten Eigenschaften der Anpassung von Immigranten in einer fremden Gesellschaft der Rollentausch zwischen Eltern und Kindern sei, das heißt, dass die Eltern insbesondere in Bezug auf sprachliche, aber auch kulturelle Kenntnisse auf die Hilfe ihrer zumeist stärker integrierten Kinder angewiesen seien (Portes und Rumbaut 1996: 239), was zu einem Generationskonflikt führen könne. Portes und Rumbaut sprechen in diesem Zusammenhang von „generational consonance“ auf der einen und „generational dissonance“ auf der anderen Seite:

Generational *consonance* occurs when: (1) both parents and children remain unacculturated; (2) both acculturate at roughly the same rate; (3) the immigrant community encourages selective second-generation acculturation.

Generational *dissonance* occurs when second generation acculturation is neither guided nor accompanied by changes in the first-generation. This situation leads directly to role reversal in those instances when first-generation parents lack sufficient education or sufficient integration into the ethnic community to cope

²¹ Mannheim erläutert weiter: „Sprechen wir also von ‚konkreter Gruppe‘, wenn entweder gewachsene oder gestiftete Bindungen Individuen zu einer Gruppe vereinigen, so ist der Generationszusammenhang ein Miteinander von Individuen, in dem man zwar auch durch etwas verbunden ist; aber aus dieser Verbundenheit ergibt sich zunächst noch keine konkrete Gruppe. Dennoch ist der Generationszusammenhang ein soziales Phänomen, dessen Eigenart beschrieben und erfaßt werden muß.“ (Mannheim 1970: 525)

with the outside environment and hence must depend on their children's guidance. (Portes und Rumbaut 1996: 241)

Die Herkunft, als maßgebliche Einflussquelle in Identitätsbildungsprozessen bezieht sich auf den Geburtsort eines Menschen, mehr jedoch auf den Ort oder die Orte, die als Rahmen für Sozialisierungsprozesse maßgeblich waren. Es ist von Bedeutung herauszustellen, in welchem Umfeld die Kindheitsphasen und wo die Adoleszenz erlebt wurden. Dabei spielt nicht nur die eigene Herkunft eine bedeutende Rolle, sondern auch die der Eltern und der Großeltern, das heißt, der eigenen Vorfahren. Die Beschaffenheit des soziokulturellen Umfelds prägt Identität. Deshalb stehen Eltern, Familie und Freunde ebenso im Mittelpunkt des Interesses wie öffentliche Einrichtungen, etwa Schule oder Beruf.

Der dänisch-amerikanische Psychoanalytiker Erik H. Erikson (1902–1994) arbeitete in seiner Theorie zu Identität und Lebenszyklus (1966) mit den psychosexuellen Ansätzen Freuds und einer psychosozialen Entwicklungstheorie. Identität ist für Erikson kein Ziel, auf das hingearbeitet wird, sondern befindet sich vielmehr in einem ständigen Prozess, verursacht durch die soziale Umgebung, Erinnerungen und durch eigene Zukunftsperspektiven (vgl. Abels 2006: 272). Das heißt, das ‚Ich‘ wird einerseits aus dem Individuum heraus, andererseits durch kulturelle und soziale Einflüsse begründet. Der Psychoanalytiker sieht den Schwerpunkt der Identitätsentwicklung jedoch in der Adoleszenz, während der der Mensch immer wieder Krisen oder die so genannten „Kernkonflikte“ durchlebt (ebd. 273), eben jene Ereignisse im Leben eines Individuums, die zur Entstehung einer individuellen Identität beitragen. Gerade in der Lebensphase der Adoleszenz probiert sich der Mensch über die Übernahme verschiedenster Rollen immer wieder neu aus. Dabei handelt es sich um ein Experimentieren, ein Eruiieren der Frage „Wer bin ich?“ bzw. „Wo füge ich mich in dieser Gesellschaft ein?“ Die ständige Angleichung und somit eine Stabilisierung von Fremd- und Selbstbild nimmt hier eine bedeutende Rolle ein (vgl. Misoch 2004: 42).

Gustavo Pérez Firmat greift den von Rumbaut genannten Begriff der *1.5. Generation* wieder auf und erstellt daraufhin in *Life on the Hyphen* (1994) eine Dreiteilung kubanischer Generationen in der Diaspora. Diese Kategorisierung wird in den folgenden Jahren immer wieder als Basis genutzt und je nach Herangehensweise verändert.

Pérez Firmat ordnet diejenigen Menschen der ersten Generation zu, die im Erwachsenenalter Kuba verließen. Die zweite Generation wiederum, formt sich aus denjenigen Kubanerinnen und Kubanern, die als Kinder in die USA kamen bzw. dort geboren wurden. Die Angehörigen der *1.5 Generation*, zu denen sich

Pérez Firmat selbst auch zählt, verbrachten ihre Kindheit in Kuba und kamen als Jugendliche in die USA. Somit erlebten sie die entscheidende Phase der Sozialisierung in einem und ihr Erwachsenenalter in einem anderen Land.²² Die Migrationserfahrung in diesem Alter zu machen, kann zu besonders gravierenden Identitätskonflikten führen, denn, so erklärt Pérez Firmat weiter:

These refugee youths must cope with two crisis-producing and identity-defining transitions: (1) adolescence and the task of managing the transition from childhood to adulthood, and (2) acculturation and the task of managing the transition from one sociocultural environment to another. (Pérez Firmat 1994: 4)

Während die erste Generation nur mit letzterem Konflikt konfrontiert wurde, die zweite Generation nur mit ersterem, steht die *1.5 Generation* vor der Herausforderung gleich zwei identitäre Konfliktsituationen überstehen zu müssen. Mit dem Neustart in einem fremden Land beginnen unterschiedlichste Formen der Adaption. Hier benennt Pérez Firmat drei Phasen, die durchlaufen werden können. Die erste Phase ist geprägt durch Ersatzfunktionen, deren Ziel es ist, „to deny the fact of displacement“ (ebd. 7). Dies äußert sich beispielsweise topographisch in Miamis Stadtteil Little Havana. Die zweite Phase zeichnet sich aus durch Entbehrung, wobei die Erkenntnis der plötzlichen Ortlosigkeit zur Entfremdung, gar Trennung von eigenen Wurzeln führt. Die dritte Phase markiert schließlich eine Institutionalisierung. Unter dem Motto „Here we are“ gelingt Migranten das „establishment of a new relation between person and place“ (ebd. 11).

Auch Isabel Alvarez Borland greift in ihrer Arbeit *Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona* (1998) die Thematik der „generational diversity“ auf (Alvarez Borland 1998: 6). Sie erkennt einen Zusammenhang in der Auswahl der Themen in der Literatur, wie beispielsweise Reflexionen über das Exil und „displacement“, wobei dennoch die Perspektive, aus der berichtet wird variiere (ebd.). Als einen wichtigen Punkt betrachtet sie hierbei, wie lange jemand schon in Kuba gelebt hat, bevor sie oder er das Heimatland verließ. Alvarez Borland unterscheidet zwei Hauptgruppen von Generationen: die erste und die

²² Max Castro (2000) kritisiert das von Pérez Firmat elaborierte Konzept einer Cuban-American Identity. Demnach sei das Konzept zu stark auf einen Zeitraum festgelegt. Zudem würden die vielen Oppositionen zwischen Kuba und den USA nur unzureichend thematisiert. Castro nennt das Jahr 1945 als bedeutenden Startpunkt in der Entstehung kubanisch-amerikanischer Identität. Grund dafür sei, dass die USA als Weltmacht zu diesem Zeitpunkt einen sehr großen Einfluss auf viele Länder ausgeübt habe (darunter auch Kuba) und weil kubanische Musik in den Vereinigten Staaten immer populärer geworden sei (vgl. ebd. 295f.). Castro beschreibt Pérez Firmats Text als „systematic misrepresentation of the Cuban/American relationship“ (ebd. 298).

zweite Generation (vgl. ebd.) und begründet diese Kategorisierung ähnlich wie Pérez Firmat. Demnach setzt sich in der Konzeption der Wissenschaftlerin die erste Generation aus Kubanerinnen und Kubanern zusammen, die ihr Heimatland im Erwachsenenalter verließen (ebd. 6). Der zweiten Generation gehören die Kinder dieser ersten Exilgeneration an (ebd. 7). Alvarez Borland unterteilt die zweite Generation zusätzlich in zwei weitere Subkategorien: Das Konzept der *1.5. Generation* von Pérez Firmat bzw. Rumbaut diente der Autorin als Vorlage für die „one-and-a-half generation“ (ebd. 7). Sie charakterisiert diese Generation durch die Erfahrung einer kubanischen Kindheit. Kubanische Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die als Kinder in die USA kamen oder dort geboren wurden, werden in dieser Einteilung als „Cuban-American Ethnic writers“ bezeichnet (ebd.). Diese wachsen häufig bilingual auf oder lernen sogar nur Englisch. Ihre Texte richten sich sowohl an ein amerikanisches als auch an ein kubanisches Publikum. Alvarez Borland ordnet beispielsweise Oscar Hijuelos dieser Kategorie zu (vgl. ebd.).

Während sich Schriftsteller der ersten Generation mit der Exilerfahrung auseinandersetzen und ihre Texte zumeist Wut ausdrücken sowie zum Teil sehr politisch orientiert sind, setzen Autoren der zweiten Generation andere Schwerpunkte in ihren Texten (vgl. ebd. 7). Inhaltlich orientieren sich Schriftsteller der ersten Generation noch deutlicher am Heimatland, während die zweite Generation den Fokus schon mehr auf das Leben im neuen Land richtet. Unterschiede zwischen den Generationen zeichnen sich häufig schon in der Auswahl der Sprache ab. Viele Angehörige der ersten Generation wählen die spanische Sprache als Ausdrucksmittel, Personen der zweiten Generation hingegen schreiben ihre Texte zumeist auf Englisch (ebd. 8).

Frauke Gewecke (2001) nähert sich der Generationenthematik in ihrem Artikel über „Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000)“ ebenfalls aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive. Durch die Analyse von Romanen, die im Zeitraum von Beginn der 1960er Jahre bis 2000 publiziert wurden, unterscheidet Gewecke desgleichen drei Generationen. Sie betont die Bedeutung des Exilbegriffs und plädiert dafür, nicht jede außerhalb von Kuba verfasste und publizierte Literatur als „Exilliteratur“ zu bezeichnen (2001: 552). Vielmehr seien zusätzlich eine „diasporische“ und eine „ethnische“ Perspektive denkbar (ebd.). Daraus entwickelt Gewecke folgende Einteilung von Schriftstellergenerationen: „Die erste Generation des Exils“, „die erste Generation der Diaspora“, und „die Kinder des Exils“ bzw. „die ethnische Perspektive“ (ebd. 554, 562, 571).

Die von Gewecke so genannte „erste Generation des Exils“ (ebd.) zeichnet sich durch die zuvor schon von Pérez Firmat und Alvarez Borland beschriebene

nen Merkmale aus. Die Schriftsteller dieser Generation seien vor allem „Anwälte und Richter, Hochschullehrer und Journalisten“ (ebd. 555). Sie waren Teil der ersten Migrationswellen direkt nach dem Sturz Batistas. Inhaltlich konzentriert sich deren Literatur insbesondere auf die Beschreibung der ersten Jahre nach der Revolution und auf die Darstellung der kubanischen Politik. Gewecke unterstellt den Autorinnen und Autoren dieser Generation einen virulenten „Blick zurück im Zorn“ der sich in ihren textuellen Reflexionen äußere (ebd. 554).

Die „erste Generation der Diaspora“ hingegen vertrete eher „den Blick aus der Distanz“ (ebd. 562). Zu dieser Generation zählen Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die nach anfänglicher Euphorie über die kubanische Revolution schließlich doch vorerst vorübergehend ihr Heimatland verließen und dann für immer blieben (ebd. 566). Ihre Verschriftlichungen dienen in erster Linie der Suche nach der „Essenz der *cubanidad*“ (ebd. 571).

Gewecke arbeitet – wie auch schon Alvarez Borland – mit dem Konzept der „ethnischen Perspektive“ (ebd.). Diese schreibt sie der Generation der „Kinder des Exils“ zu (ebd. 571). Ausschlaggebend für diese Kategorie sei, dass die Kubanerinnen und Kubaner „die entscheidende Phase der Sozialisation“ in den USA erlebt haben und „von der Möglichkeit einer Rückkehr nicht mehr überzeugt“ seien (ebd. 572). Inhaltlich konzentrierten sich die Texte der Generation kubanischer Autorinnen und Autoren eher auf die US-amerikanische Gegenwart, das heißt, Themen wie Identitätsmanagement und Zugehörigkeitsgefühle spielen eine bedeutendere Rolle.

Während die erste Generation noch „in der Homogenität wie Stabilität garantierenden ethnischen Enklave von Miami ihr ‚Kuba in Amerika‘ zu reproduzieren“ (ebd. 574) suchte, erlebten die Kinder dieser Generation den Konflikt zweier Räume:

[...] im privaten Raum über die Sozialisationsinstanz der Familie die Vermittlung der traditionellen kubanischen Werte und Kodizes, im öffentlichen Raum über die Sozialisationsinstanzen Schule und Universität die Forderung oder auch die Verlockung, sich den Vorgaben der US-amerikanischen Gesellschaft als *melting pot* anzupassen und vielleicht sogar für sich den American Dream zu verwirklichen (ebd.).

Die Positionierung zwischen zwei Räumen rufe umso deutlicher einen Identitätskonflikt hervor, da den „Kindern des Exils“ eine klare, „identitätsstiftende“ Erinnerung an eine Heimat fehle (ebd.).

Mette Louise Berg betrachtet die „diasporischen Generationen“ (2011: 7) aus einer soziologisch-anthropologischen Perspektive. Sie beschäftigt sich intensiv mit der kubanischen Diaspora in Spanien und entwickelt in Folge zahlreicher

Interviews ebenfalls drei Generationenkategorien: die „Exiles“, die „Children of the Revolution“ und schließlich die „Migrants“ (ebd. 8). Wie schon in den vorherigen Generationskonzepten dargestellt, bezeichnet Berg desgleichen die kubanischen Migranten als „Exiles“, die direkt im Anschluss an die kubanische Revolution ihr Land verließen. In Gesprächen mit Angehörigen dieser Generation stellte Berg fest, dass sich viele noch an das genaue Datum, die Uhrzeit sowie den Wochentag erinnern, als sie aus Kuba ausreisten. Diesen Augenblick bezeichnet die Soziologin als „narrative turning point that provided the basis for the before and after event that most of their life stories were structured around“ (ebd. 79). Die meisten der „Exiles“ sind seitdem nicht mehr in Kuba gewesen (ebd. 8). Viele von ihnen meinen in Miami ein authentischeres Kuba zu erkennen, als die Insel selbst sich seit der Revolution präsentiert (vgl. 82).

Die „Children of the Revolution“ bzw. „hijos de la revolución“ beziehen sich auf die Kubanerinnen und Kubaner, die in den 1960er und 1970ern aufwuchsen (ebd. 97). Somit waren sie Teil einer Gesellschaft, in der die Entwicklung hin zu einem ‚Neuen Menschen‘, dem *hombre nuevo* vorangetrieben wurde. Sie erlebten zunächst eine Phase der Euphorie über die Errungenschaften der kubanischen Revolution. Die „hijos de la revolución“ profitierten von freier Bildung und studierten zum Teil in anderen sozialistisch regierten Ländern, was einigen von ihnen später auch die Ausreise erleichtern sollte. Mit dem Zusammenbruch des Sowjetblocks Ende der 1980er Jahre und dem Beginn der *Período Especial* in den 1990ern machte sich erst Ernüchterung und dann Desillusionierung unter den jungen Kubanerinnen und Kubanern breit, die schließlich Auslöser wurden, das Heimatland zu verlassen.

Die so genannten „Migrants“ kamen nach der Sonderperiode in Spanien an (ebd. 127). In ihren Befragungen erfuhr Berg, dass die Kubanerinnen und Kubaner dieser Generation sich selbst zumeist als ökonomische Migranten betrachteten, jedoch gleichermaßen politische Veränderungen in ihrem Heimatland befürworten würden (ebd.). Besonderes Merkmal dieser Gruppierung ist, dass die Menschen häufig alleine nach Spanien kamen und ihre Familien in Kuba zurückließen (ebd.). Sie sehen demnach ihre Entscheidung nach Europa zu ziehen, als Teil einer „household livelihood strategy“ und haben die Absicht, ihre Eltern, Partner und/oder Kinder in Form von „remittances“ zu unterstützen (ebd. 128).

Wie in der chronologischen Aufarbeitung des Konzepts kubanisch-amerikanischer Identität (bzw. – wie in der Untersuchung von Berg – kubanischer Identität in der spanischen Diaspora) dargestellt wurde, sind die einzelnen Autoren jeweils um die Kategorisierung der Generationen nach Zugehörigkeit zu einer der benannten Migrationswellen und/oder nach biologischem

Alter zum Zeitpunkt der Migration bemüht. Das wirft wiederum die Frage nach der Berechtigung dieser Skizzierung der kubanisch-amerikanischen Identität in zwei bis drei Unterkategorien auf. Bedeutend ist in jedem Fall nicht nur der Kontext der jeweils individuellen Migrationsmotivation und -bewegung, sondern relevant sind auch Faktoren wie Race bzw. Ethnizität, Klasse sowie Geschlecht und Sexualität. Der Fokus wird zum einen auf der individuellen Familiengeschichte der Erzähler liegen. Dabei stehen auch die jeweiligen Bedingungen im Vordergrund, unter denen die Betroffenen emigrierten. Zudem wird beachtet, in welchem Alter der Erzähler diese einschneidende Erfahrung machte bzw. ob die Migrationserfahrung überhaupt persönlich erlebt oder nur durch Erzählungen der Elterngeneration weitergegeben wurde. Fragen der ethnischen, sozialen sowie geschlechterspezifischen oder sexuellen Zugehörigkeit werden desgleichen berücksichtigt. Insbesondere an den Stellen, an denen eine vermeintliche Bedeutungslosigkeit dieser Faktoren propagiert werden soll (z. B. bei Pérez Firmat, in dessen Texten eine klare Zuordnung zu einer oberen Schicht in Kuba erfolgt, die in der Analyse nicht unerwähnt bleiben sollte). Letztlich wird die Analyse des Textkorpus zeigen, inwiefern die dargestellten Kategorisierungen anwendbar sind. Damit soll die vertiefende Analyse der Texte schließlich dazu verhelfen, die vorgestellten Generationskonzepte zu untermauern oder zu widerlegen.

2.2 Sprache und Identität

Auf der Suche nach Elementen, die zur Konstruktion von kubanischer Identität in der Diaspora herangezogen werden, sind zwei elementare Alltagshandlungen besonders ins Auge gefallen: Sprache und Essen. Diese seit Anbeginn der Menschheit ebenso alltäglichen wie existentiellen und daher grundlegenden Faktoren sind maßgebliche Bausteine der Identitätskonstruktion. Doch welchen Einfluss hat Sprache, welche Auswirkungen hat Essen auf das Selbst? Inwiefern ist es von Belang, diesen beiden Aspekten besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen? Dies wird auf den folgenden Seiten genauer eruiert und schließlich Hauptaspekt der vorliegenden Analyse von autobiographischen Werken sein.

2.2.1 *Identitätssprache — Sprachidentität*

Erst über Sprache gewinnt das Individuum die Fähigkeit, von anderen unterscheidbar zu sein. Über das gesprochene Wort gerät der Einzelne nach und

nach in die Rolle des kommunizierenden Partners. Sprache und Sprechen auf der einen Seite sind insofern die zentralen Elemente, die das Individuum zu einem sozialen Wesen machen. Identität auf der anderen Seite lässt sich, wie bereits mehrfach angedeutet, in einer Summe aus wahrgenommenen Rollen und Kontinuität über Zeiträume hinweg verstehen. Sprache dient dem sich Einfinden in diese sozialen Rollen und der Möglichkeit, von den anderen Rollenfiguren als Gegenüber wahrgenommen zu werden (vgl. Busch 2008: 11). Von daher erscheint es sinnvoll, auch im Kontext dieser Arbeit das spezifische Verhältnis von Sprache und Identität zu reflektieren.

In *Sprachidentität – Identität durch Sprache* (2003) sammeln Janich und Thim-Mabrey Beiträge einer Konferenz, die die Beziehung der beiden Konzepte zueinander definieren wollen. So könne der Begriff der Sprachidentität „die Eigenschaft einer einzelnen Sprache bezeichnen, als solche identifizierbar und von anderen Sprachen abgrenzbar [...] sein“ und somit „eine Identität besitzen“ (Janich und Thim-Mabrey 2003: 1). Außerdem könne Sprachidentität „die Identität einer Person in Bezug auf ihre – oder auf eine – Sprache bezeichnen“ (ebd.: 2). Schließlich beschäftigen die Beiträge sich mit dem Konzept der „Identität durch Sprache“ (ebd.), welches wie folgt erläutert wird:

„*Identität durch Sprache*“: Hier beschränkt sich der Blick auf die Identität von Personen, soweit diese durch Sprache und Sprachverwendung konstituiert oder mitkonstituiert wird. Die Präposition *durch* impliziert, dass die Sprache instrumentell an der Identitätsbildung einer Person – in ihrem Selbstverständnis und in der Außenwahrnehmung – beteiligt sein könnte, lässt aber wiederum offen, ob die Identität selbst sich dann wesentlich im Sprachlichen zeigt (ebd.).

Diese drei Definitionen eröffnen einen sprachwissenschaftlichen, einen sozio- bzw. psychologischen sowie einen medialen Zugang zu dem weiten Themenkomplex Sprache und Identität.

Die Monographie *Sprache, Sprechen und Identität* (2006) von Marijana Kresic greift den Begriff der Sprachidentität wieder auf. Kresic beabsichtigt eine Analyse von Sprache als Medium zur Identitätskonstruktion. Nach Kresic sind Identitäten „zu einem wesentlichen Teil sprachlich-medial hervorgebrachte Konstrukte [...]“ und, so fügt die Autorin weiter an, „Gespräche und Texte werden als die Orte ihrer Emergenz ausgemacht“ (Kresic 2006: 10). Die Argumentation der wissenschaftlichen Untersuchung basiert auf einer konstruktivistischen Rahmentheorie. Auch Kresic erläutert zunächst Identitätskonzepte von Erikson, Mead und Goffman um schließlich die These zu untermauern, Sprache ist „Rahmenmedium für die menschliche Erkenntnis und Wirklich-

keitskonstruktion und für die Stiftung sozialer und personaler Identitäten“ (ebd. 209). Sprache wird auf unterschiedlichen Ebenen angewandt und wahrgenommen. Sprache bzw. Sprechen geht über die bloße Äußerung von Worten hinaus.

Gustavo Pérez Firmat unterstreicht die Bedeutung von Sprache für Identität mit der Aussage, „Somos lo que hablamos, somos *cómo* hablamos“ (Pérez Firmat 2003: 22). Mit der Absicht, die verschiedenen Ebenen von Sprache und deren Bedeutung für Kommunikationsprozesse mit sich selbst und anderen greifbarer zu gestalten, verwendet der kubanisch-amerikanische Schriftsteller die Unterscheidung von „lengua“, „idioma“ und „lenguaje“ (ebd. 27ff.). Die für das Individuum bedeutendste Ebene von Sprache sei das, was Pérez Firmat als „lengua“ bezeichnet,²³ also das, was wir unser eigen nennen. Jeder Mensch habe eine individuelle Ausdrucksweise, die unabhängig von Einzelsprachen, nationalen oder kulturellen Zugehörigkeiten, sowie grammatikalischen Systemen betrachtet werden könne. „Idioma“ bezeichne hingegen die Sprache einer Gruppe, Einzelsprachen bzw. das festgelegte Kommunikationssystem kultureller, ethnischer, nationaler Gemeinschaften. Sowohl „lengua“ als auch „idioma“ repräsentierten, so erläutert Pérez Firmat, identitätskonstituierende Merkmale: „Lo que una lengua representa para un individuo, un idioma lo representa para un pueblo“ (ebd. 30). Während somit „lengua“ personengebunden sei, könne „idioma“ unabhängig von ihren Nutzern betrachtet werden (vgl. ebd.). Zudem – und hier ist ebenfalls ein Bezug zu den Ausführungen von Derrida²⁴ erkennbar – werde es nie möglich sein, dass ein Mensch ganz und gar über eine „idioma“ verfüge, „[s]ólo mi lengua es toda mía“ (ebd. 31). „Lenguaje“ beziehe sich schließlich auf das Regelsystem einer Sprache, das heißt deren strukturierten Aufbau in Grammatik, Phonetik, Semantik, „un sistema de signos, una estructura, un repertorio de vocablos y de reglas para su formación y combinación“ (ebd.). Pérez Firmat konstatiert, Sprache verstanden als „lengua“ sei „la sede del logo-erotismo, órgano de placer tanto como facultad de hablar“ (ebd. 28) und somit auch Ausdrucksmittel für autobiographisches Erzählen.

2.2.2 *Hablar Cubano – Sprache in Kuba*

Die (historische) Entwicklung des kubanischen Spanisch soll helfen, die Bedeutung der Sprache zu verstehen. Der kubanische Linguist Choy Lopez unter-

²³ Ähnlich argumentiert Gramley: „There is no pure language; there is only the use of a particular language code by a particular individual or set of individuals within conventional bounds.“ (Gramley 2008: 335)

²⁴ Vgl. Kapitel 1.

scheidet drei verschiedene Phasen der kubanischen Sprachentwicklung, die in einem Interview wie folgt aufgezählt werden:

La koineización, que se divide a su vez en „El surgimiento” (1492–1599) y „La estabilización” (1600–1762). La estandarización, dividida en „La africanización” (1763–1867) y „La españolización” (1868–1898). Y „La independización”, compuesta por „La identificación” (1899–1958) y „La homogeneización” (de 1959 al presente). (García Méndez 2011)

Mit Beginn der Kolonialisierung wurde die indigene Bevölkerung Kubas (darunter die Arahacos und die Taínos, die insbesondere im Osten des Landes lebten) ausgebeutet und versklavt (vgl. Lipski 1994: 254). Die Menschen starben früh und die Zahl der kubanischen Ureinwohner verringerte sich massiv, so dass einige ihrer Sprachen heute nicht mehr gesprochen werden.

Die verschiedenen Dialekte des spanischen Festlandes, insbesondere aus Andalusien und Galizien-Asturien, sowie von den kanarischen Inseln fügten sich dabei zu einer gemeinsamen Sprachvariante zusammen, die Choy Lopez als „koiné²⁵ cubana [...] el habla del país“ bezeichnet (García Méndez 2011).

Die zweite Phase ist gekennzeichnet durch das rasant ansteigende Bevölkerungswachstum und den Einfluss der Menschen, die insbesondere aus Afrika und Spanien nach Kuba kamen. Das Plantagensystem und die damit einhergehende Sklaverei stellten eine bedeutende historische Entwicklung des Kubanischen dar. Der sozio-ökonomische Fortschritt im Land ermöglichte die Schaffung von Bildungseinrichtungen, die sich für eine Standardisierung der Sprache einsetzten (ebd.). Der Einfluss afrikanischer Sprachen ist ebenfalls von besonderer Bedeutung. Kubanerinnen und Kubaner, die in Afrika geboren wurden (bekannt als „bozales“) sprachen bis ins 20. Jahrhundert hinein ein afrikanisiertes Pidgin-Spanisch (Lipski 1994: 255).²⁶

Mitte des 19. Jahrhunderts, nach Abschaffung der Sklaverei kamen etwa 100.000 Chinesen nach Kuba, um die Nachfrage an Arbeitskräften abzudecken (ebd.). Unter ihnen befanden sich größtenteils Männer, die kubanische Frauen heirateten: „Surgió una comunidad china cubana de identidad definida, que mantuvo la lengua y la cultura chinas, aunque también hablaba español y participaba del estilo de vida cubano” (ebd. 256).

²⁵ Der Begriff Koine bezieht sich ursprünglich auf eine griechische Umgangssprache während des Hellenismus, wird jedoch auch zur Bezeichnung einer Sprache genutzt, die durch „Einebnung von Dialektunterschieden“ entstanden ist (Wermke, Kunkel-Razum et al. 2001: 512).

²⁶ Zu den Afrikanismen zählen, beispielsweise, „bohío“, dabei handelt es sich um eine rustikale Unterkunft; „batey“, eine Art „patio“ um das Haus herum; sowie die Begriffe „caimán“ oder „colibri“ (Lipski 1994: 259).

In der Phase der „independización“ schließlich, erhielt die Sprache die charakteristischen Eigenschaften, die heute die linguistische nationale Identität auszeichnen (García Méndez 2011). Mit der Unabhängigkeit von Spanien, 1898, galt Kuba als „US-amerikanische Halbkolonie“, in der die Vermittlung des Englischen als Zweitsprache in den Schulen zur Pflicht wurde (Perl 2001: 657). Die US-amerikanische Präsenz im Land wurde immer größer, viele Firmen US-amerikanischer Geschäftsleute wurden auf kubanischem Boden gegründet, wohlhabendere Kubanerinnen und Kubaner verbrachten ihr Studium oder berufliche Etappen in den USA (vgl. Lipski 1994: 255). Zudem wuchs die Begeisterung der kubanischen Bevölkerung für amerikanische Sportarten wie Baseball und Boxkampf, wodurch viele Anglizismen Einzug in das kubanische Spanisch fanden, die bis heute – trotz einer antiamerikanischen Regierung – Bestand haben (ebd.).

Mit der kubanischen Revolution folgte „ein Prozess der sprachlichen Demokratisierung“ (Perl 2001: 657) und damit eine radikale Distanzierung zum Englischen. Choy Lopez bezeichnet diese Phase als „homogeneización“:

El español de Cuba sufre, a partir de entonces, un proceso de *popularización*, como consecuencia de la intensificación del transvase de elementos del habla popular o marginal al habla de los estratos más escolarizados. Al mismo tiempo, elementos del habla culta y especializada, como resultado de la extensión de la educación, pasan al habla común. Todo esto, sumado a las intensas migraciones internas y al monolitismo político e ideológico de las instituciones y de los medios de comunicación masiva, provoca una tendencia a la homogeneización lingüística y al desvanecimiento de la variación regional y social de la lengua. (García Méndez 2011)

Noch über 50 Jahre nach Beginn der kubanischen Revolution ist das Land geprägt durch eine ganz spezifische Verwendung der Sprache. Das zeigt sich insbesondere in den im ganzen Land auf großen Schriftzügen verteilten Parolen, die die Bevölkerung zum Durchhalten ermutigen, an die Grundsätze der Revolution erinnern, vermeintliche Verräter anprangern und Helden des Landes preisen sollen.

Dazu zählen Parolen, die zum Teil auf der ganzen Welt instrumentalisiert wurden, wie der Ausspruch Che Guevaras „Hasta la Victoria Siempre“ oder das häufig auf Mauern und Schildern zu findende „Venceremos“.

Mit der Revolution und der damit einhergehenden Alphabetisierungskampagne im ganzen Land, wurde gleichzeitig auch die „revolutionäre Mobilisierung der Massen“ (Franzbach 1999: 288) auf sprachlicher Ebene vorangetrieben. Die zu dieser Zeit gebräuchliche Fibel *Venceremos* vermittelte Begriffe, die für die Revo-

lution von Bedeutung sind: „Fidel“, „Gewehr“, „frei“, „Revolution“, „die Kooperativen“, „die Demokratie“ oder „Agrarreform“ (ebd.).

Die Lexik des kubanischen Spanisch weist einige Besonderheiten auf. So gibt es z. B. einige „cubanismos“ wie „*guagua*, *hayaca*, *hanyaca*, *tayuyo*, *jimagua*, *fruta bomba*, *jaba*, *cederista*, *jinetera*“ (Garcia Méndez 2011). Grundsätzlich weist das kubanische Spanisch viele Variationen auf, die je nach Region vorgefunden werden können.²⁷



Cienfuegos (Kuba), März 2014 (eigene Aufnahme)

2.2.3 Sprachheimat – Heimatsprache – Fremdsprache – Sprachfremde

Er sprach: Seht nur, ein Volk sind sie und eine Sprache haben sie alle. Und das ist erst der Anfang ihres Tuns. Jetzt wird ihnen nichts mehr unerreichbar sein, was sie sich auch vornehmen. Auf, steigen wir hinab und verwirren wir dort ihre Sprache, sodass keiner mehr die Sprache des anderen versteht. (Genesis 11,1–9)²⁸

²⁷ Für einen detaillierten Überblick zum kubanischen Spanisch verweise ich auf Santiesteban, Argelio (1997); Perl (2001); Beldarrain Jiménez (2002) oder Dieckmann (2002).

²⁸ Der Turmbau zu Babel, Genesis 11,1–9: 1: „Alle Menschen hatten die gleiche Sprache und gebrauchten die gleichen Worte. 2 Als sie von Osten aufbrachen, fanden sie eine Ebene im Land Schinar und siedelten sich dort an. 3 Sie sagten zueinander: Auf, formen wir Lehmziegel und brennen wir sie zu Backsteinen. So dienten ihnen gebrannte Ziegel als Steine und Erdpech als Mörtel. 4 Dann sagten sie: Auf, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel und machen wir uns damit einen Namen,

2 Identitäten zwischen Heimat und Diaspora

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. 2 Im Anfang war es bei Gott. 3 Alles ist durch das Wort geworden, und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist. 4 In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. (Johannes 1,1–18)

Die babylonische Sprachverwirrung, in der Bibel der Ursprung der Vielfalt der Sprachen der Welt, wird hier als Strafe Gottes dargestellt. Die fehlende Verständigungsmöglichkeit verhindert die Vollendung des Projekts eines gemeinschaftlich durchgeführten Turmbaus zur Annäherung an Gott, so der Text. Die Macht des Wortes als Anfang aller Dinge, „alles ist durch das Wort geworden“ (ebd.), verdeutlicht schließlich die Tragweite von Sprache. Im Volkswissen sind Sprache und Person eins, was die Bedeutung von Kommunikation und Vertrautheit der Anwendung von Sprache für die Menschheit widerspiegelt.

Die Migration in ein anderes Land bedeutet mitunter die Ansiedlung in einer anderen Sprachlandschaft. Das durch den Verlust des Heimatlandes verursachte Gefühl der Fremde wird auch durch eine erste vermeintliche Sprachlosigkeit verstärkt. Ist Sprache also, wie im vorherigen Abschnitt erläutert, ein identitätskonstituierendes Merkmal, lässt sich die Krise ausmachen, die dieses plötzliche Wegfallen der vertrauten Kommunikationsmöglichkeit auslösen kann. Denn, so betont auch Ramsdell, „[f]or an exile reflecting on his or her past, language necessarily becomes an issue, for one is not exiled only from one’s homeland, but also from one’s native language“ (Ramsdell 2004: 170). Die Konsequenzen eines Verlusts von vertrauten Sprach- bzw. Kommunikationsmöglichkeiten können mitunter weitreichend sein:

[...T]o be set down in a place where the language is unfamiliar is to be returned to a state of dependency and to be perceived as intellectually incompetent. This extreme shift in social status occurs simultaneously with the sense of physical dislocation to which it is connected, and it can make even apparently minor linguistic differences resonate with major distinctions in prestige and power (zit. in Ramsdell 2004: 170)

dann werden wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen. 5 Da stieg der Herr herab, um sich Stadt und Turm anzusehen, die die Menschenkinder bauten. 6 Er sprach: Seht nur, ein Volk sind sie und eine Sprache haben sie alle. Und das ist erst der Anfang ihres Tuns. Jetzt wird ihnen nichts mehr unerreichbar sein, was sie sich auch vornehmen. 7 Auf, steigen wir hinab und verwirren wir dort ihre Sprache, sodass keiner mehr die Sprache des anderen versteht. 8 Der Herr zerstreute sie von dort aus über die ganze Erde, und sie hörten auf, an der Stadt zu bauen. 9 Darum nannte man die Stadt Babel (Wirrsal), denn dort hat der Herr die Sprache aller Welt verwirrt, und von dort aus hat er die Menschen über die ganze Erde zerstreut.“ (Genesis 11,1–9)

Diese Abhängigkeit hat Auswirkungen auf die Fremdwahrnehmung der Betroffenen und verändert somit auch deren Selbstwahrnehmung. Mit der „linguistic alienation“ (ebd.) folgen unterschiedlichste Reaktionsmuster. Isolation, Verschließen vor der fremden Sprache, der fremden Kultur unter dem Deckmantel einer vermeintlichen „language loyalty“ (zit. in Pérez Firmat 2003: 22). Das Fehlen von Sprachkenntnissen führt zur Schaffung von Distanzen. Bei den jeweiligen Gesprächspartnern sind Momente der Müdigkeit möglich und häufig fehlt die Geduld, der Suche nach Worten bis zum Ende zu folgen. Doch auch Gegenbewegungen sind denkbar. Ein exzessives Lernen der Sprache sowie ein Öffnen für andere Formen der Kommunikation können zu einem klareren Verständnis der neuen Umgebung führen. Mit dieser neuen Distanz zur eigenen, bisher vertrauten, Ausdrucksform kann zudem eine Perspektivenerweiterung ermöglicht werden.

Der Umgang mit den Sprachen, die bedingt durch Migration das eigene Leben bestimmen, verändert sich in der zweiten Generation (vgl. Kapitel 2.1). Der Alltag vieler Menschen, die der sogenannten 1.5 oder 2. Generation zugeordnet werden können, ist zumeist durch ein beständiges Pendeln zwischen den Sprachen gekennzeichnet. Das „Code Switching“, der bewusste oder auch unbewusste Wechsel der Sprachen sowie Sprachstile folgt einem individuellen Muster (Gramley 2008: 342). Gramley unterscheidet hierbei die verschiedenen Bereiche („domain“ bzw. „area of activity“), die die Wahl der Sprache bedingen: „Here the most important distinction is between the home language and the language of the working place“ (Gramley 2008: 342). In den häufigsten Fällen erfolgt die Kommunikation im familiären Kontext in der Muttersprache bzw. der Sprache der (Groß-)Elterngeneration und im öffentlichen Bereich in der jeweiligen offiziellen Landessprache. Jedoch variiert die Handhabung der Sprachen je nach Individuum, Familie oder Umgebung. Eine klare bilaterale Kategorisierung ist nicht realisierbar. Formen des „Code Mixings“ oder „Code Borrowings“ sind die Regel (Gramley 2008: 344). Dabei handelt es sich um die Verwendung einzelner Begriffe einer Sprache in einer anderen, wenn die Kenntnis einer Vokabel fehlt, das Wort in der genutzten Sprache so nicht existiert oder auch zur besonderen Hervorhebung eines Begriffs.

Auch der Begriff des ‚Spanglish‘ spielt hier eine bedeutende Rolle: „es decir una mezcla de español e inglés universalmente considerada como enfermedad lingüística de consecuencias mortales para la vitalidad de la lengua española“ (Lipski 2003: 235) Der Begriff ist insgesamt negativ konnotiert, da es sich um eine Abweichung von den Normen handelt (vgl. Díaz Campos 2014: 225). Doch Lipski erklärt weiter, dass Spanglish nicht zwingend eine Bedrohung der spanischen oder englischen Sprache darstellen muss (vgl. Lipski 2003: 235). Die verschiedenen Formen der Sprachvermischung folgen sogar

eigenen Regeln. Demnach benennt Lipski eine Liste spanisch-englischer Aussagen, die so nicht zur Verwendung kommen, wie zum Beispiel „Él is coming tomorrow“; *María ha finished the job*; *We had acabado de comer*“ oder „El médico no wants that“ (Lipski 2003: 241). Die Beachtung dieser ungeschriebenen Regeln wird damit erklärt, dass die Sprecher die grammatikalischen Regeln beider Sprachen respektieren (vgl. ebd.). Dies erfolge intuitiv, wie auch Díaz-Campos betont: „[...] no se trata de la mezcla de los idiomas de forma caótica, sino de forma estructurada, lo cual revela que existe una gramática de la alternancia de códigos“ (Díaz-Campos 2014: 227).

Der Zugang zur neuen Sprache ist dann mit größeren Hürden verbunden, wenn das eigene Leben bis ins Erwachsenenalter hinein von nur einer Sprache bestimmt worden war. Angehörigen der ersten Generation von Auswanderern verwehrt sich zuweilen der spielerische Zugang zur neuen Sprache. Die Integration des eigenen Lebens, also der eigenen sprachlichen Konstruktion des Selbst in der neuen Sprachlandschaft fällt mitunter schwer. Die häufig thematisierte Sprachbarriere verhindert ein Ankommen, eine Re-Konstruktion des Ich im anderen Land. Sprachlosigkeit, fehlende Kommunikationspartner, Unverständnis und Abhängigkeit von anderen (z. B. Übersetzern) können die eigene Selbstentfaltung bedeutend einschränken. Die Verständigung in der eigenen Sprache ist zugleich auch Heimat (vgl. Ramsdell 2004: 174), ermöglicht eine sprachliche Rückkehr zu den eigenen Wurzeln und stärkt Gefühle der Zugehörigkeit. Das Bewusstsein von einer muttersprachlichen Identität resultiert zuweilen in unterschiedlich stark ausgeprägten Formen der Sprachloyalität. Diese äußert sich beispielsweise in der Weitergabe der eigenen Muttersprache und in der Vermittlung eines besonderen Bewusstseins der selbigen an nachfolgende Generationen. Sprachloyalität resultiert zudem aus einem ganz bestimmten Verständnis von Authentizität. Das Ausüben ‚authentischer‘ Elemente der eigenen Kultur, spielt – wie bereits mehrfach angedeutet – im diasporischen Kontext eine bedeutende Rolle. Entsprechende Sprachkenntnisse bzw. deren regelmäßige Anwendung werden als Ausdruck einer ‚authentischen‘ kulturellen Identität angesehen. Die Umsetzung dieses Umgangs mit Sprache variiert je nach persönlicher Bindung zum Heimatland, praktischen Gegebenheiten sowie individueller Motivation in der Aneignung einer weiteren Sprache.

Insbesondere im Rahmen der kubanisch-amerikanischen Diaspora gilt es zudem zu bedenken, in welchem Teil der Vereinigten Staaten kubanische Migranten leben. Je nach Umgebung kann der sprachliche Kontext erheblich variieren. Miami bietet beispielsweise – einer Enklave vergleichbar – einen Verständi-

gungsrahmen, der mit den sprachlichen Verhältnissen auf der Insel kongruent ist.²⁹ So erklärt auch Choy Lopez:

[...] cuando el inmigrante se siente arropado por una gran comunidad de su mismo origen, no solo mantiene con más fijeza sus hábitos lingüísticos, sino también sus memorias, sus tradiciones y su orgullo nacional. (García Méndez 2011)

Anderes berichtet hingegen beispielsweise Gustavo Pérez Firmat in seiner Autobiographie von seiner Heimat in North Carolina. Dort ist die spanische Sprache keine Alltagssprache und die Verständigung im Englischen ein Muss um Isolation zu vermeiden und Berufschancen zu erhöhen (näheres hierzu in Kapitel 5).

Das Erlernen einer neuen Sprache bzw. deren Einsatz als zukünftige Hauptsprache im öffentlichen Alltag ist je nach Ehrgeiz und Motivation durchaus schnell zu bewältigen (insbesondere, wenn das sprachliche Umfeld die direkte Anwendung des neu Erlernten erfordert). Was bleibt, ist häufig eine Färbung der eigenen Stimme. Der Akzent zeichnet bisweilen die neuen Sprachkenntnisse. Zudem kann ein spezifischer (Eigen-)Name die Herkunft verraten (vgl. Analysen in Kapitel 5). Sprachen oder Akzente einer erkennbaren Herkunftssprache können darüber hinaus unterschiedliche Konnotationen auslösen. Je nach Gegenüber kann der erkennbare kubanische Akzent im Englischen positiv oder negativ aufgefasst werden. Menschen, die zwei- oder mehrsprachig aufwachsen, können zuweilen der Sprachverwirrung zum Opfer fallen. In dem Bemühen, in mehreren Sprachen verständlich sein zu können, besteht die Gefahr, in keiner der Sprachen wirklich beheimatet zu sein. Pérez Firmat gelingt es, die Färbung seines Englischen zu bejahren. Größere Probleme bereitet es ihm jedoch festzustellen, dass auch sein Spanisch von gelegentlichen Ungenauigkeiten getrübt ist:

[...] el pronunciar el inglés con un dejo hispanizante me halaga, pues confirma que al menos mi lengua se resiste a la asimilación. No así con mis lapsos en castellano. El vínculo entre nacionalidad e idioma, mucho más fuerte entre personas como yo que no viven en su país de origen, convierte mis errores en crímenes de lesa cubanía. (Pérez Firmat 2003: 23)

Der Sprachwissenschaftler John M. Lipski erläutert, dass das Spanische in den USA insbesondere von den Menschen genutzt wird, die außerhalb der Vereinigten Staaten geboren wurden, weniger noch von deren Kindern und äußerst

²⁹ Gramley erläutert: „Languages [...] can co-exist as separate systems (with varying degrees of mutual influence) if the respective communities are willing to respect the independence of the other.“ (Gramley 2008: 338)

selten von den darauf folgenden Generationen (vgl. Lipski 2003: 233). Auch Díaz-Campos verzeichnet eine „pérdida progresiva de la lengua patrimonial y la adopción del inglés“ in den Gruppen der zweiten und dritten Generation hispanischer Einwanderer in den USA (Díaz-Campos 2014: 223).

2.2.4 *Kubanisches Spanisch in den USA*

Kuba-Amerikaner zählen zur drittgrößten hispanophonen Gruppe des Landes; die meisten Menschen kubanischen Ursprungs leben in Florida und New York City (vgl. Lipski 2008: 98). Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts siedelten Kubanerinnen und Kubaner in den USA, vor allen Dingen in Key West (auch „Cayo Hueso“ genannt), eine Stadt, die Kuba am nächsten liegt und daher ebenfalls wichtiger Fluchtpunkt für kubanische Unabhängigkeitskämpfer war (ebd. 100).

Nach der kubanischen Revolution kamen viele Kubanerinnen und Kubaner in die USA, die überzeugt waren, es handle sich nur um einen kurzen Aufenthalt, da das Castro-Regime schnell gestürzt werden würde. Daher hielten sich viele der Emigranten in der Nähe ihres Heimatlandes auf, konservierten ihre Kultur und Sprache in einer eigenen Enklave: „Cubans set up Spanish-language schools and churches and recreated in southwest Miami much of the social and commercial structure of late 1950s Havana“ (ebd. 104).

Mit der Ankunft der Kubanerinnen und Kubaner, die Teil der Mariel-Migrationswelle waren (vgl. Abschnitt *Wege von Kuba in die USA*, Kapitel 2.1), sind Veränderungen im kubanischen Spanisch in den USA wahrnehmbar, was Lipski wie folgt erklärt:

The distinctly middle-to-upper class established Cuban American community at times reacted with disdain to the marielitos (as the new arrivals were quickly dubbed), many of whom brought new forms of speech to the previously rather homogeneous Cuban groups in the United States. Found in the new mix were both sociolects slanted towards less educated working classes and forms from interior provinces that had previously been rare among largely Havana-based Cuban immigrant population. (ebd. 107)

Trotz vieler Bestrebungen der US-amerikanischen Regierung und des Cuban Refugee Centers, die kubanischen Migranten im ganzen Land zu verteilen, kehren viele Menschen zurück nach Florida. In der Konsequenz gilt Spanisch in der Region als „lingua franca“, insbesondere das kubanische Spanisch bestimmt die Radiosender, Zeitschriften oder Fernsehsendungen (vgl. ebd. 109). Wer heutzutage in Miami lebt und arbeitet, befindet sich ohne spanische Sprachkenntnisse durchaus im Nachteil.

Je nach Region ist das kubanische Spanisch in den USA eher positiv oder negativ konnotiert. Während in der stark kubanisch geprägten Region rund um Miami das Kubanische als ein bedeutender Aspekt der Zugehörigkeit definiert wird, kann es zum Beispiel in der Umgebung New Yorks Grund zur Ausgrenzung sein:

As a group, Cubans rank among the most prosperous Latin Americans in the New York area, and this fact, combined with a politically conservative stance, often places Cubans at odds with the largest Spanish-speaking groups of the region, the Puerto Rican and Dominican communities. (Lipski 2008: 110f.)

Die Konnotation einer Sprache bzw. eines Akzents variiert je nach (historischem, sozialem oder regionalem) Kontext und ist immer eng verknüpft mit der Konnotation der dazugehörigen sozialen Gruppierung. Als Beispiel kann die „English Only“-Bewegung in Miami genannt werden, deren Ziel es war bzw. ist, Englisch zur einzigen, offiziellen Sprache des Landes zu bestimmen. Die auch als „ideología del monolingüismo“ (Porcel 2011: 623) bezeichneten Bestrebungen sind unter anderem auf die Worte des ehemaligen Präsidenten der USA, Theodore Roosevelt zurückzuführen, der sich im Jahre 1919 wie folgt zum Thema der Immigration äußerte:

In the first place we should insist that if the immigrant who comes here in good faith becomes an American and assimilates himself to us, he shall be treated on an exact equality with everyone else, for it is an outrage to discriminate against any such man because of creed, or birthplace, or origin. But this is predicated upon the man's becoming in very fact an American, and nothing but an American.

There can be no divided allegiance here. Any man who says he is an American, but something else also, isn't an American at all. We have room for but one flag, the American flag, and this excludes the red flag, which symbolizes all wars against liberty and civilization, just as much as it excludes any foreign flag of a nation to which we are hostile. We have room for but one language here, and that is the English language... and we have room for but one sole loyalty and that is a loyalty to the American people. (Roosevelt, 1919)

Bis heute setzen sich Anhänger dieser Bewegung³⁰ dafür ein, dass in den USA nur eine Sprache, die englische, gesprochen wird, die für Homogenität und kulturelle Einheit sorgen sollte.

³⁰ So, zum Beispiel, die Organisation „ProEnglish“, deren Ziel es ist, Englisch zur offiziellen Sprache der USA zu machen. Zu ihren Leitsätzen zählen, unter anderen, folgende: „In a pluralistic nation such as ours, the function of government should be to foster and support the similarities that unite us, rather than institutionalize the differences that

Hier wird deutlich, dass Sprache Heimat ist und Konstruktionen von Identität in einem Kontext unterstützt, der für grundlegende Identitätserosionen sorgt. Dabei wird Sprache, wie zusammenfassend im Anschluss an die vorangegangenen Überlegungen konstatiert werden kann, nicht als eine zählbare Kategorie betrachtet, sondern vielmehr als individuell komponierte Eigenschaft eines Subjekts:

Wie jeder Mensch bin ich die Summe meiner Sprachen — der Sprache meiner Familie und meiner Kindheit, meiner Erziehung und Freundschaften und Lieben und der weiten, sich verändernden Welt [...] (Busch 2008: 134).

2.3 Essen und Identität

2.3.1 *Kulinarische Identitätskonstruktionen*

Mahlzeiten dienen der Festigung von zwischenmenschlichen Beziehungen: sämtliche bedeutende Feste in den verschiedensten Gesellschaften gehen einher mit Essen, z. B. Hochzeiten oder Jubiläen. Sowohl der Beginn eines neuen Lebens(abschnitts) als auch das Ende (der sogenannte ‚Leichenschmaus‘ im Anschluss an eine Beerdigung) werden erst durch die Darreichung von Speisen vollständig. Die Entsagung von Schweinefleisch oder Rindfleisch verhilft zur Festigung einer kollektiven religiösen Identität. Essen — sowohl in der Zubereitung als auch im Konsum — wird in vielen Gesellschaften jeweils einem Geschlecht zugeordnet (vgl. Farb und Armelagos 1980: 4). Zudem kann der bewusste Verzicht auf Essen neben religiösen auch politische Hintergründe haben. Aktivisten versuchen mit Hungerstreiks auf menschenunwürdige Zustände aufmerksam zu machen. Insbesondere in der Gefangenschaft wird diese Form des Protests als letzte Möglichkeit angesehen, Kontrolle über sich und den eigenen Körper zu bewahren.³¹ Sowohl unter widrigsten Umständen,

divide us. Our nation's public schools have the clear responsibility to help students who don't know English to learn that language as quickly as possible. To do otherwise is to sentence the child to a lifetime of political and economic isolation. Quality teaching of English and America's civic culture should be a part of every student's curriculum. The study of foreign languages, as an academic discipline, should be strongly encouraged.” (ProEnglish).

³¹ Eine der extremsten Formen der Freiheitsberaubung findet beispielsweise in Guantanamo statt. Dort werden die im Hungerstreik befindlichen Gefangenen auf unwürdige Weise zwangsernährt. Zwangsernährung wird auch in der Gesundheitspolitik heftig diskutiert. Im Umgang mit kranken und/oder alten Menschen sowie bei Personen mit Essstörungen werden seit Jahren ethische und moralische Grenzen der Zwangsernährung untersucht.

als auch im normalen Alltag sorgt die Nahrungsaufnahme für einen strukturierten Tagesablauf. So vermitteln beispielsweise Frühstück, Mittag- und Abendessen Ordnung und werden als orientierungsgebende Momente im Leben angesehen. Essen bzw. Konsum kann demnach definiert werden als „a performative act that not only fulfills a concrete purpose, but also serves as a medium to construct identities and to express one’s position in relation to society, nation, religion and culture“ (Beushausen, et al. 2014: 16).

Wie bereits deutlich herausgestellt, verursachen Migration und das Leben im diasporischen Kontext ganz eigene, neue Aushandlungen von Identität. In der Diaspora ist Essen – wie auch Sprache und Sprechen – ein Medium zur Selbstvergewisserung in der Fremde. Der Genuss bestimmter Nahrungsmittel sowie deren Zubereitung verhelfen zu einer temporären, imaginierten Rückkehr bzw. zu einer Rekonstruktion des Heimatlandes. Gardaphé und Wenying konstataren überdies, „[...] food often has an ability to last longer as a signifier for ethnicity than other markers, such as language and fashion“ (Gardaphé und Wenying 2007: 7). Menschen gleicher Herkunft solidarisieren sich in der Diaspora miteinander. Diese Verbindungen werden über die Zubereitung und den Konsum landestypischer Gerichte verstärkt bzw. kommen erst auf diesem Wege zustande. Demnach erläutert Belasco: „According to the concept of commensality, sharing food has almost magical properties in its ability to turn self-seeking individuals into a collaborative group.“ (Belasco 2008: 34). Gleichmaßen kann der Konsum von bestimmten Speisen in der Diaspora auch zur Abgrenzung von anderen genutzt werden. So bestätigt Darias Alfonso in seiner empirischen Studie zu Essen in der kubanischen Diaspora, „[d]iasporic citizens use food as a marker of difference with the added goal of asserting their identities“ (Darias Alfonso 2014: 179). Das vertraute Essen vermittelt – ebenso wie die Muttersprache – Struktur, Orientierung, Rahmung und Ordnung in einem zuweilen verunsichernden, unbekanntem Umfeld. Aus diesem Grund spielt die Konstruktion einer ‚authentischen‘ Identität im diasporischen Kontext eine besondere Rolle. Vermeintlich ‚authentische‘ Gerichte dienen zur Betonung von Zugehörigkeitsgefühlen, denn, so unterstreicht Belasco, „[t]he cultural aspects of identity include [...] a community’s special food preferences and practices that distinguish it from other communities [...]“ (Belasco 2008: 8). Der Austausch von Rezepten kann zur Stärkung von Gruppen dienen, fördert die Formung und Erhaltung einer eigenen Identität in der Fremde.³²

³² So kann beispielsweise der Austausch von Rezepten während der Gefangenschaft in Konzentrationslagern im zweiten Weltkrieg als eine „form of resistance“ verstanden werden (zit. in Belasco 2008: 30).

Der Wunsch nach ‚authentischem‘ Essen wird insbesondere von den Menschen geäußert, die eine bestimmte Region nur besuchen bzw. von außen betrachten. Transkulturelle und transnationale Bewegungen beeinflussen somit gleichermaßen die Konstruktion einer ‚authentischen‘ nationalen, regionalen oder kulturellen Küche (vgl. Wilk 2008).³³ Der Eindruck von „nostalgic expatriates and authenticity-seeking travelers“ ist somit maßgeblich verantwortlich für die Konstruktion einer kollektiven kulinarischen Identität (ebd. 30). Dabei handelt es sich um die sogenannte „cuisine“, die Farb und Armelagos anhand von vier Komponenten definieren:

The first is the very limited number of foods selected from what the environment offers [...]. The second component is the manner of preparation; the third is the society's traditional principle of flavoring staple foods; and the fourth consists of rules: the number of meals eaten each day, whether they are eaten alone or with others, the setting aside of foods for ceremonial use, and the observation of taboos. (Farb und Armelagos 1980: 227f.)

Diese vier Komponenten sind maßgebliche Charakteristika für die Bestimmung einer gemeinsamen Küche.

Speisen haben eine symbolische Wertigkeit, deren Bedeutungen institutionalisiert sind (vgl. Barthes 1961). Die Bedeutung eines nationalen Traditionsgerichts, kann durch Migration fruchtbar gemacht werden. Erst die Distanz, der Blick von außen, ermöglicht den Wandel vom Alltäglichen, vom Selbstverständlichen hin zur Bejahung einer eigenen kulinarischen Identität, einer Zugehörigkeit zu einer bestimmten *cuisine*. Speisen, die im Heimatland noch als selbstverständlich angesehen und entsprechend konsumiert werden, gewinnen in der Diaspora an Bedeutung bzw. bekommen einen anderen Wert.³⁴

Ebenso kann der Genuss von nicht-heimatlichem Essen ein Gefühl der Schuld, des Verrats an der eigenen Identität evozieren. Zudem bleibt zu fragen, inwieweit eine Exilgruppe eigene Speisegewohnheiten aufrecht erhält und/oder sich dadurch abgrenzt. Gibt es einen Wandel in der zweiten Generation, eine Amerikanisierung über das Essen?

³³ Vgl. außerdem Nikolic (2014).

³⁴ Vgl. außerdem Clemens Erläuterungen zu Kant: „Nach Kant darf es kein Interesse an der materiellen Existenz des Gegenstandes geben, der uns das ästhetische Wohlgefallen verschafft, weil sein sinnliches Potential nur in der Einbildung am ausgeprägtesten zur Geltung gelangt.“ (Clemens 2013: 107).

2.3.2 Essen — Kuba — Diaspora

Die Frage nach einer ‚authentischen‘ kubanischen Identität behandelte der Kulturanthropologe Fernando Ortiz bereits in seinen Ausführungen zum Konzept der *transculturación* (vgl. Kapitel 2.1). Der kubanische Eintopf *ajiacó*³⁵ dient Ortiz als grundlegende, kulinarische Metapher für seine Definition der durch *transculturación* entstandenen kubanischen Gesellschaft:

¿Qué es el ajiacó? Es el guiso más típico y más complejo hecho de varias especies de legumbres, que aquí decimos “viandas”, y de trozos de carnes diversas, todo lo cual se cocina con agua en hervor hasta producirse un caldo muy grueso y suculento y se sazona con el cubanísimo ají que le da el nombre. (Ortiz 1949: 3)

In dem landestypischen Gericht werden viele verschiedene Zutaten gemischt und über lange Zeit gekocht. Die Zutaten stehen sinnbildlich für die unterschiedlichen kulturellen Einflüsse, die in Kuba aufeinander treffen und somit ein heterogenes Konglomerat bilden.³⁶ Die Metapher sei deshalb so passend, erklärt Pérez Firmat, da der *ajiacó* „agglutinative but not synthetic“ sei

³⁵ Der Begriff „ajiacó“ setzt sich zusammen aus dem afrikanischen Wort ají für grüne Paprika mit dem spanischen Suffix -aco und ist somit ein „onomastic ajiacó“ an sich (Pérez Firmat 1987: 10). Zudem hat sich der Begriff im kubanischen Sprachgebrauch gefestigt und bezieht sich nicht alleine auf den Eintopf. Das *Diccionario Mayor de Cubanismos* listet zudem folgende Bedeutungen für „ajiacó“ auf: „1. Confusión [...]. 2. Lío [...] *Ajiaco conspirativo*. Conspiración destinada al fracaso porque nadie sabe lo que hace. [...] *Estar en el ajiacó*. 1. Estar en el quid de la cosa [...]. 2. Saber de lo que se trata algo. [...] (El ajiacó es un plato cubano, de viandas.) *Hacerse un ajiacó*. Confundirse [...]“ (Sánchez-Boudy 1999: 31).

³⁶ So lautet es im Ganzen bei Ortiz: „Y ahí van las sustancias de los más diversos géneros y procedencias. La indiada nos dio el maíz, la papa, la malanga, el boniato, la yuca, el ají que lo condimenta y el blanco xao-xao del casabe con que los buenos criollos de Camagüey y Oriente adornan el ajiacó al servir. Así era el primer ajiacó, el ajiacó precolombino, con carnes de jutías, de iguanas, de cocodrilos, de majás, de tortugas, de cobas y de otras alimañas de la caza y pesca que ya no se estiman para el paladar. Los castellanos desecharon esas carnes indias y pusieron las suyas. Ellos trajeron con sus calabazas y nabos las carnes frescas de res, los tasajos, las cecinas y el lacón. Y todo ello fue a dar sustancia al nuevo ajiacó de Cuba. Con los blancos de Europa llegaron los negros de África y estos nos aportaron guineas, plátanos, ñames y su técnica cocinera. Y luego los asiáticos con sus misteriosas especias de Oriente; y los franceses con su ponderación de sabores que amortiguó la causticidad del pimientó salvaje; y los angloamericanos con sus mecánicas domésticas que simplificaron la cocina y quieren metalizar y convertir en caldera de su standard el cacharro de tierra que nos fue dado por la naturaleza, junto con el fogaje del trópico para calentarlo, el agua de sus cielos para el caldo y el agua de sus mares para las salpicaduras del salero. Con todo ello se ha hecho nuestro nacional ajiacó.“ (Ortiz 1949: 3).

(1987: 9), denn, so führt er weiter aus, „even if the diverse ingredients form part of a new culinary entity, they do not lose their original flavor and identity“ (ebd.). Zudem ist diese Form des Eintopfs unendlich erneuerbar, da andere Zutaten jederzeit hinzugefügt werden können und das Gericht immer wieder neu aufgewärmt werden kann (vgl. ebd.). Der Begriff kann einerseits als weitere Metapher im Sinne des *melting pot* verstanden werden. Andererseits ist die Darstellung dieses Bildes für Kuba so bedeutend, da Ortiz sich damit bewusst von der nordamerikanischen Definition löst und sich und seinem Heimatland mit dem *ajiaco* eine eigene Stimme gibt und für Kubanerinnen und Kubaner verständlich macht (vgl. Pérez Firmat 1987: 10). In der Auseinandersetzung mit den Begriffen des *ajiaco* und der *transculturación* erkennt Pérez Firmat:

As an edible emblem of *cubanidad*, the *ajiaco criollo* gives concrete shape to the abstract notion of transculturation. *Transculturación* is the *cubanismo teórico*, *ajiaco* is the *cubanismo metafórico*. And both are cubanisms for “cubanism” itself, for whatever it is that makes Cubans Cuban. (Ebd: 11)

Mit dieser bedeutenden kulinarischen Metapher für die eigene kulturelle Herkunft liegt es nicht fern, dass viele kubanische Autorinnen und Autoren gleichfalls anhand von Essen Identität konstruieren sowie kulturelle Zugehörigkeit markieren (näheres hierzu in Kapitel 6).

Doch was genau zeichnet eine ‚landestypische‘ kubanische Küche aus? Ist sie überhaupt existent, oder handelt es sich vielmehr um einen konstruierten Wunsch nach Authentizität? Im Folgenden wird daher besonderes Augenmerk auf die Geschichte und Entwicklung von Essen bzw. Gerichten, spezifischen Zutaten und Rezepten geworfen.

Mit der zunehmenden Kolonialherrschaft Spaniens über Kuba ging ein Wandel in der landeseigenen Küche einher. Gómez Fariñas erläutert typische Gerichte der kubanischen Ureinwohner, die z. B. Gerichte mit Leguan- oder Schildkröten-Fleisch zubereiteten (vgl. Gómez Fariñas 2013: VIII). Diese Gerichte gingen mit der Zeit verloren und wurden durch spanische Zubereitungsmethoden ersetzt. In der kubanischen Küche finden sich daher insbesondere Einflüsse aus Spanien, aber auch aus Afrika (ebd.).

Erste Abwandlungen in Bezug auf die spanische Küche entwickelten sich durch die individuelle Interpretation der Gerichte der Kolonialisatoren durch Sklavinnen und Sklaven aus Afrika (vgl. ebd.):

Por la vía de esclavos y criados negros se instalaron en el paladar cubano platos como el bacalao, el arroz con pollo, el tasajo, el fufú de plátano y esas dos glorias de la culinaria nacional que son el congrí y el arroz moro. (ebd.)

Während der kubanischen Republik konnten lediglich durch Klassegegensätze Veränderungen in der nationalen Küche ausgemacht werden. Menschen der oberen Klassen konnten über einen größeren Vorrat an Zutaten verfügen (vgl. Darias Alfonso 2014: 176).

Mit der kubanischen Revolution veränderte sich das Ernährungssystem des Landes drastisch. Essen wurde rationiert: Jeder KubanerIn und jedem Kubaner stehen monatlich festgelegte Lebensmittelrationen zu, deren Verteilung über das Bezugsheft (*libreta de abastecimiento*) geregelt wird.

Diese bis ins Detail organisierte Verteilung von Essen hatte und hat Auswirkungen auf die kubanische Küche. Gerichte werden je nach Verfügbarkeit der Zutaten geplant. Lebensmittel, die über das Bezugsheft nicht erhältlich sind, müssen auf dem Schwarzmarkt beschafft werden. Durch das Handelsembargo ist es oft nicht möglich, eine ausreichende Menge der Lebensmittel bereitzustellen, die den KubanerInnen und Kubanern eigentlich zustünden.

Am schlimmsten traf es die Menschen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Anfang der 1990er Jahre begann eine intensive Zeit des Mangels, die Fidel Castro euphemistisch als *Período Especial en Tiempos de Paz* bezeichnete. Darias Alfonso erklärt diese offensichtliche Verschleierung der Tatsachen wie folgt: „After 30 years of claiming that Cuba was ahead of any other unindustrialized country, it would have been catastrophic to admit that a sign of underdevelopment as obvious as ‘hunger’ was part of Cuban life“ (Darias Alfonso 2014: 183). Mit dem Verlust des bedeutenden Handelspartners Sowjetunion wurde ebenfalls deutlich, wie sehr der Anbau von landeseigenen Nahrungsmitteln, wie *boniato*, *ñame* oder *mamey*, in Kuba über die Jahre vernachlässigt worden war (vgl. Hoffmann 2000: 106). In diesen Jahren, und für viele KubanerInnen und Kubaner noch bis heute, bedeutete der Alltag einen ständigen Kampf. De Maeseneer nennt zwei Verben, die diese Situation beschreiben:

Resolver (resolve) and *inventar* (invent). Cubans had to resolve / *resolver*: this entailed the day-to-day scraping together of staples such as cooking oil, milk, meat, and soap which couldn't be found in Cuban peso stores. At the same time, they also had to invent / *inventar*: this entailed improvising with creative solutions to everyday problems. Where food was concerned, this often meant replacing a certain product with an *ersatz* version. (De Maeseneer 2014: 33)

Die Autorin beschreibt zudem, welche bizarren Ergebnisse dieses Verhalten der Improvisation mit sich bringen kann. Demnach kursierte während der *Período Especial* angeblich ein Rezept zur Zubereitung des so genannten *rag steaks* (spanisch: *Bistec de frazada de piso*), einem Steak aus Lumpen (vgl. ebd. 35).

Fehlende Zutaten, der Mangel an Gewürzen und die allgemeine Knappheit erschwerten die Erhaltung traditioneller Rezepte. Mit dem wachsenden Tourismus in Kuba wurde die Notwendigkeit der breiteren Aufstellung von Lebensmitteln schließlich auch von staatlicher Seite anerkannt. Dies bedeutete einen Ausbau der Landwirtschaft sowie den Aufbau kleiner Geschäfte (*cuenta propia*, auf eigene Rechnung) zum Verkauf von Lebensmitteln (vgl. Darias Alfonso 2014: 178). Doch auch noch im Jahr 2014 waren die Lebensmittel- sowie allgemeine materielle Knappheit im Land deutlich spürbar, klassische Lebensmittelmärkte, in denen normal verdienende Kubaner einkaufen könnten, sind eine Seltenheit.

Auf der Suche nach einer spezifisch kubanischen Küche, sollte besonderes Augenmerk auf die Gewürze, die Zubereitungsmethoden sowie die Art und Weise die Gerichte zuzubereiten gerichtet werden (vgl. Gómez Fariñas 2013: IX): „Así, por cocina cubana se entenderá no solo aquellos platos típicos, sino cualquier comida que se adapte a la idiosincrasia marinada, cocida y presentada a la cubana” (ebd.). Gómez Fariñas argumentiert, dass eigentlich jedes beliebige, internationale Gericht mit einigen Veränderungen ‚kubanisiert‘ werden könne:

Un plato tan internacional como la langosta a la indiana se “cubaniza”, se utiliza ajo en su elaboración y se le disminuya el curry, en tanto que la langosta termidor “cubanizada” lleva todos los ingredientes que caracterizan ese plato y, además, ajo, ají guaguao, tomillo y mostaza, que le dan sabor y olor diferentes. La paella criolla sustituye el arroz tipo Valencia por el grano largo. (ebd.)

Mit den richtigen Gewürzen werden national typische Geschmacksrichtungen eingeschlagen.

Das Gericht *congrí*, das aus weißem Reis und bunten Bohnen besteht, gehört zu den bekanntesten Speisen des Landes. Dazu wird zumeist gebratenes Schweinefleisch serviert, außerdem Maniok sowie frittierte grüne Bananen, die – je nach Region – „tostones“, „tachinos“ oder „patacones“ genannt werden (ebd. X). Das wohl bekannteste Nationalgericht ist das so genannte *moros con/y cristianos*. Dabei handelt es sich um einen Eintopf aus weißem Reis und schwarzen Bohnen mit Hackfleisch:

a la habanera; este plato, tan recurrido, no es más que carne molida bien condimentada con laurel, cebolla, ajo, pimentón, tomate, orégano, pimienta, aceitunas y pasas, y a la que se le pone encima, cabalgándola, se se desea, un huevo frito y se adorna con pimientos morrones (ebd.).

Auch ein Gericht namens *ropa vieja* sollte hier nicht unerwähnt bleiben, da es – so wird später noch zu sehen sein (vgl. Kapitel 6) – in der kubanischen Diaspora ebenfalls von besonderer Bedeutung ist. Der außergewöhnliche Name des Gerichts, *ropa vieja*, zu Deutsch ‚alte Kleidung‘, bezieht sich auf das Aussehen des Fleisches bei dieser Zubereitungsart. Hier wird ein Steak geschreddert und auf Tomatensaucen-Basis serviert.

All diese spezifischen Merkmale einer als kubanisch bezeichneten Küche werden insbesondere im Kontext von Migration und Leben in der Diaspora gepflegt und an nachfolgende Generationen weitergegeben. Darüber hinaus jedoch werden die aus der Heimat bekannten Gerichte aus der Erinnerung zubereitet. Das bedeutet, dass eine passgenaue Kopie des Geschmacks, der die Kindheit bestimmt hat und der zumeist von den Frauen in einer Familie kreiert wurde, in den seltensten Fällen gelingt. Denn, selbst wenn ein Rezept in schriftlich fixierter Form vorliegt, ist die Rekonstruktion des Geschmacks eine ganz besondere Herausforderung. Das zeigt sich auch in Eduardo Machados Suche nach dem kubanischen Geschmack in *Tastes like Cuba* (2007, eine detaillierte Auseinandersetzung mit der Thematik erfolgt in Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit). Kubanisches Essen in der Diaspora ist – das zu belegen wird einen Großteil der vorliegenden Arbeit ausmachen – ein bedeutendes Element in der Konstruktion von kubanischer Identität außerhalb Kubas.

Die Relevanz von kubanischem Essen für die Kubanerinnen und Kubaner in der Diaspora zeigt sich schon bei einem ersten Rundgang durch das Viertel *Little Havana* in Miami. Dort reiht sich ein kubanisches Restaurant an das andere. Jedes einzelne verspricht eine authentisch kubanische Küche. Doch wie wird diese in der Diaspora des postrevolutionären Kubas definiert? Insbesondere mit Blick auf die Mangelphase der 1990er Jahre in Kuba erkennen viele in der Diaspora lebenden Kubanerinnen und Kubaner eine Verbesserung ihrer jeweiligen Ernährungssituation. In einer Studie, im Rahmen derer kubanische Migrantinnen und Migranten in London nach ihren Ernährungsgewohnheiten befragt wurden, wird erläutert:

Therefore, for some of them, the experience of diaspora signifies an overcoming of their previous and limited diet and a way in which to identify themselves as more ‘open’ in terms of their food choices. (Darias Alfonso 2014: 192)

In der größten kubanischen Diaspora in den USA entwickelten die Restaurants mit Zutaten aus dem Gastland Gerichte, die an die Heimat erinnern sollen. Dabei steht nicht zwingend im Vordergrund, die Rezepte tatsächlich möglichst authentisch umzusetzen, sondern die Restaurants sind vor allen Dingen Orte,

die den Migrantinnen und Migranten ermöglichen sollen, „to experience comensality in a way similar to that of their country of origin“ (ebd. 181).³⁷

Die Studie von Darias Alfonso brachte hervor, dass viele der in London lebenden Kubanerinnen und Kubaner regelmäßig nach kubanischen Rezepten kochen. Als Orientierung dienen ihnen dabei Kochbücher, aber auch die Erfahrungen der (Groß-)Eltern oder der Austausch von Rezepten mit Freunden (vgl. ebd. 189). Darias Alfonso zieht aus seiner Untersuchung das Fazit:

Cuban food has provided a sense of belonging for our participants. It is regarded as a marker of identity and personal identification and as a symbol of Cuban culture. In diaspora, national food retains its significance as a reference of home and family life, and it becomes a popular pretext for gatherings of friends and for family celebrations. (Darias Alfonso 2014: 196)

Die Diaspora-Situation ermöglicht zudem die Abwandlung von typischen Gerichten aus der Heimat, kann aber gleichermaßen zu Frustration führen, wenn die Reproduktion der bekannten Rezepte mit den vorhandenen Zutaten nicht gelingen mag.

Nicht nur in der Diaspora kann die Tatsache, für die kulinarische Versorgung der Familie verantwortlich zu sein, ein bedeutendes identitätsstiftendes Element darstellen. In vielen Familien sind bis heute die Frauen für die Zubereitung der Lebensmittel verantwortlich. Sie übernehmen die Aufgabe, mit den vorhandenen Zutaten nicht nur ein Gericht zu schaffen, das die Beteiligten Personen satt macht, sondern auch einen Geschmack zu kreieren, der zufrieden stellt. In der Diaspora kann das Kochen eine Situation schaffen, in der vertraute Handlungen in einem sonst so fremden Kontext durchgeführt werden und somit zu einer Stabilität und Stärke verhelfen, die zuvor aufgrund von Sprachbarrieren nicht erreicht wurde. So erklärt auch Darias Alfonso: „Food rituals and meal preparation, as well as the kitchen as location, enable the creation of a particular space where identity markers can be comfortably acknowledged and ultimately shared“ (Darias Alfonso 2014: 179). Er beschreibt somit die Küche oder auch das Esszimmer als vertraute Räume, die ein Herantasten an neue Situationen erlauben.

³⁷ In Kontrast dazu stehen die Ergebnisse aus Darias Alfonsos Studie über die Diaspora in London. Die Befragten waren zumeist nicht überzeugt von den kubanischen Restaurants in der Stadt und bevorzugten andere Orte für ihre Treffen (vgl. Darias Alfonso 2014: 189). Der Autor begründet dies unter anderem damit, dass die Restaurants vielmehr den touristischen Blick auf Kuba reproduzierten als den der Einheimischen (vgl. ebd.).

Sprache und Essen sind – so konnte herausgearbeitet werden – existentielle wie essentielle Elemente der Identitätskonstruktion. Insbesondere im Kontext von Migration und Leben in der Diaspora dienen Sprache und Essen der Darstellung und Durchführung von Zugehörigkeit, vermitteln eine Symbolik, die sowohl zur Gemeinschaftsförderung wie zu Generationskonflikten, aber auch zur Abgrenzung gegenüber Dritten führen kann.

2.4 Zusammenführung

Es lässt sich resümieren, dass die Reduzierung auf eine bipolare Kategorisierung von Identitätskonstruktionen, hier die Einteilung in Kubanisch oder Amerikanisch, nicht dem aktuellen Wissens- bzw. Reflexionsstand entspricht. Hall und du Gay bezeichnen Identitäten als „increasingly fragmented and fractured; never singular but multiply constructed across different, often intersecting and antagonistic, discourses, practices and positions“ (Hall und du Gay 1996: 4). Demnach befindet sich Identität in einem konstanten Prozess des Wandels und der Transformation (ebd.). Dennoch lässt sich anhand ausgewählter Indikatoren feststellen, ob eine gemeinsame Essenz der kubanischen Kultur, der *Cubanidad*, existiert, die die verschiedenen Identitätskonstrukte miteinander verbindet.

Die nachfolgende Analyse von vier Primärwerken kubanisch-amerikanischer Autoren wird auf der Grundlage einer Identitätstheorie erfolgen, die sich an den in diesem Kapitel erarbeiteten Konzepten orientiert. Menschen können im Erwachsenenalter eine stabile Persönlichkeit erreichen, die sich als Konstante in der Selbstwahrnehmung artikuliert. Mit der weiteren Persönlichkeitsentwicklung verändert sich jedoch die individuelle Definition dessen, was Identität ausmacht. Dabei ist von großer Bedeutung, welche Rolle die ‚Anderen‘ im Identitätsbildungsprozess einnehmen. Als weiterführendes Theoriekonzept bietet sich Luhmanns Ansatz an³⁸, zumal dann, wenn davon ausgegangen wird, dass psychische wie soziale Systeme durch Kommunikation entstehen und sich immer wieder neu reproduzieren. Dafür notwendige Interaktionen dienen der Selbst- und Fremd-Spiegelung und halten eine Art Kreislauf in Identitätsbildungsprozessen aufrecht.

³⁸ Vgl. die Ausführungen zu Luhmanns Systemtheorie in Kapitel 3.

3 Kommunikation

3.1 Identität und Interaktion

Bedeutende Faktoren bei der Definition von Identität sind Interaktion bzw. die Präsenz oder auch Existenz eines ‚Anderen‘, eines Gegenübers, das entweder bestätigt wird oder als Gegengewicht der Abgrenzung dient. Identitäten sind demnach, wie Hall und du Gay für den postkolonialen Kontext festhalten, „more the product of the marking of difference and exclusion, than they are the sign of an identical, naturally-constituted unity“ und somit „constructed through, not outside, difference“ (Hall und du Gay 1996: 4).

Identität wird im Austausch mit anderen ausgehandelt und konstituiert sich über Kommunikationsprozesse mit und in Distanz gegenüber anderen. Intime Systeme gelten als Ort der gegenseitigen Bestätigung der Weltsicht: „[w]ithout the others there is no self, there is no self-recognition“ (Hall 1995: 8).³⁹

Auf der Grundlage, dass Identität sich insbesondere durch die Interaktion mit anderen konstituiert und dass die Menschen immer eine Rolle von sich selbst spielen, somit ein Gegenüber benötigen, um ein Bild von sich zu haben bzw. dieses zu bearbeiten, hat die Veränderung des soziokulturellen Umfeldes beträchtliche Auswirkungen auf Konstruktionen des Selbst. Mit einer Veränderung des Lebensumfelds eines Individuums verändern sich ebenfalls Reflexionsflächen, die den Identitätssuchenden mitunter ein gewandeltes Selbstbild präsentieren können.

Die bedeutende Rolle von (interaktiver) Kommunikation im Identitätsbildungsprozess wird in den Ausführungen von George Herbert Mead (1863 – 1931) deutlich, in denen er argumentiert, Identität entstehe über Kommunikation. Im Vordergrund stehe, „sich selbst zum Objekt [zu] machen“ (Morris 1934) und die Reaktion auf sich selbst zu betrachten (vgl. Abels 2006: 255). Der Sozialpsychologe bezeichnet das Denken als „ein nach innen verlegtes oder implizites Gespräch des Einzelnen mit sich selbst“ (zit. in Abels 2006: 258). Bei diesem Gespräch, das über das Denken sowie über schriftliche Reflexionen realisiert wird, thematisiert sich das Individuum ebenfalls selbst (vgl. ebd. 261).

Mead nimmt eine Einteilung des Ichs in die Kategorien „I“ und „Me“ vor (ebd. 266).⁴⁰ Dabei steht das „I“ für die impulsive, spontane Seite, das „Me“ für die Ori-

³⁹ Vgl. außerdem Assmann und Friese: „Identität konstituiert sich erst in Abgrenzung zum Anderen und verständigt sich so über sich selbst“ (Assmann und Friese 1998: 16).

⁴⁰ Da die tatsächliche Bedeutung bei einer Übersetzung ins Deutsche hier mitunter verloren gehen kann, werden die Begriffe im Englischen belassen.

entierung an anderen bzw. für das „reflektierte Ich“ des Individuums (ebd.). Die Erinnerung, die bei der Betrachtung kubanischer Identitätskonstruktionen essentieller Bestandteil sein wird, ist somit auch eine Form der Selbstbeobachtung, oder in den Worten Meads ausgedrückt, das „reflective self“ (ebd. 269).

Sowohl Mead als auch Erikson lassen in ihren Identitätskonzeptionen eine Struktur erkennen, „die sich durch Einheitlichkeit, Kohärenz und Konstanz auszeichnet“ (Misoch 2004: 47).

Die Aufrechterhaltung dieser Konstanz bedarf der Überwindung wiederkehrender Umbruchsituationen. Die Kernkonflikte im Leben eines Menschen führen laut Erikson gleichermaßen zur weiteren Entwicklung des Ich (vgl. Abels: 2006). Als Krisen können jene Momente bezeichnet werden, die vermeintlich gefestigte Identitätsvorstellungen ins Wanken bringen. Eine Identitätskrise entwickelt sich dann, wenn ein identitätstituierender Faktor sich in einer bestimmten Art und Weise verändert. Das heißt, beispielsweise die Veränderung des soziokulturellen Umfelds, die Notwendigkeit der Verständigung in einer anderen Sprache sowie fremde kulturelle Einflüsse verursachen Kernkonflikte, die eine Neuverhandlung von Identität erforderlich machen. Kernkonflikte können die Selbstwahrnehmung belasten oder gar destruieren, aber auch Affinitäten zwischen Individuen konstruieren und stabilisieren.

Ein Kernkonflikt kann als Referenzsystem dienen, vor dessen Hintergrund das Individuum eine Korrektur am Selbst vornehmen kann. Am Beispiel kubanische Diaspora in den USA erfolgt die Konstruktion einer neuen, kollektiven Identität am Referenzsystem des gemeinsamen Kernkonflikts Fidel Castro und kubanische Revolution bzw. Leben im Exil. Hier ist zudem ein dialektischer Prozess beobachtbar, bei dem etwas negativ Konnotiertes mittelfristig positiv konnotiert wird. Mittlerweile werden bestimmte Klischees perpetuiert, während der eigentliche Kernkonflikt gelöst ist. Zur Stärkung der kollektiven Identität wird jedoch an einem sinnhaften Klischee (der Zorn auf das Castro Regime) festgehalten.

Identität befindet sich in einem konstanten Wandlungsprozess. Menschen erfahren verschiedene Lebensphasen, die, gemeinsam mit den zuvor erwähnten Kernkonflikten, zur Weiterentwicklung der Persönlichkeit beitragen.

Dabei ist es von besonderer Bedeutung, die eigene Rolle in der Gesellschaft immer wieder neu auszuprobieren und durch die Spiegelung mit Interaktionspartnern zu formen. Erving Goffman nutzt Begriffe des Theaters in seinem Text *The Presentation of Self in Everyday Life* (1959) (dt. *Wir alle spielen Theater*, 2010), um zu einer Definition von Identität zu gelangen. Unterschiedlichste Bühnen werden genutzt, eine permanente „Ausdruckskontrolle“ (Goffman 2010: 48) zu vollziehen, d.h., sich um eine spezifische Wirkung auf Andere zu

bemühen. Da sind neben absichtlich gewählten Selbstdarstellungsformen auch solcherlei Mitteilungsweisen beobachtbar, die den Akteuren selbst vermutlich gar nicht bewusst sind. Goffman konstatiert gar, ein Ausbruch aus diesen Rollen sei gar nicht mehr möglich (vgl. ebd. 19). Die Bühnen sind Aktionsräume für Alltagsszenen bzw. Handlungssituationen, deren Ziel letztlich immer das Management der Fremd- sowie Selbstwahrnehmung ist. Wenn sich der Kontext jedoch plötzlich verändert (vgl. Kernkonflikte, Erikson), muss das eigene Handeln überdacht und die jeweilige Rolle gegebenenfalls angepasst werden.

Auch autobiographische Texte dienen der Darstellung eines individuellen Selbstmanagements. Diese Form des ‚Managements‘ bedeutet zudem die bewusste Lenkung der Leserinnen und Leser durch das Verschweigen bestimmter Tatsachen, die das Individuum in einem unangenehmeren Licht erscheinen lassen würden, oder das Ausschmücken bestimmter Ereignisse, um erneut beim Publikum einen positiven Eindruck zu hinterlassen. Goffmans Ausführungen beschäftigen sich mit der Ausstrahlung der Menschen. Dieser Ausdruck sei „bühnenmäßiger“ und „stärker in das Gesamtverhalten eingebunden“ (Goffman 2010: 8). Dabei sind je nach Absicht des Einzelnen unterschiedlichste Formen der Selbstdarstellung möglich. Möchte die Person sich in ein bestimmtes soziales Milieu einfügen oder davon abgrenzen, passiert dies über berechnendes oder angepasstes Verhalten. Die Autoren haben die Möglichkeit, in ihrem literarischen Schaffen das Verschriftlichte immer auch auf sich selbst wirken zu lassen. In konjunktivischer Herangehensweise ist eine Beantwortung der Frage des ‚Was wäre wenn...?‘ möglich.

Auf den vorangegangenen Seiten konnte hervorgehoben werden, welche besondere Bedeutung Kommunikation in Identitätsbildungsprozessen zukommt, weshalb an dieser Stelle eine genauere Betrachtung von Kommunikationstheorien erfolgen soll.

3.2 Die Systemtheorie nach Niklas Luhmann

Die Systemtheorie versucht, eine allgemeine, umfassende Kommunikationstheorie zu entwickeln, also eine Theorie, die nicht nur für die sprachliche oder schriftliche oder massenmediale Kommunikation gilt, nicht nur für das persönliche Gespräch unter Anwesenden oder die formalen Anweisungen in Organisationen oder etwa für das weltumfassende ökonomische System, sondern die in der Lage ist, all diese verschiedenen Bereiche und Ebenen zu thematisieren. (Schützeichel 2004: 244)

Im Kontext der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit wird zu einer soziologischen Kommunikationstheorie Bezug genommen, da Interaktionsprozesse zwi-

schen sozialen Rollenträgern im Mittelpunkt des Interesses liegen. Diese sind mit sozialen Systemen konfrontiert, weshalb hier auf eine Kommunikationstheorie zurückgegriffen wird, die systemisch strukturiert ist: die soziologische Kommunikationstheorie nach Niklas Luhmann. Der Soziologe skizziert darin Kommunikationsmedien, die er in Verbreitungs- und Erfolgsmedien unterteilt. Auf Grundlage der Kommunikationstheorie Luhmanns, wird in meinem Text erörtert, wie Sprache, Essen und autobiographisches Schreiben als alternative Formen der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien in die dargestellte Theorie eingefügt werden können.

Gängige Auffassungen von Kommunikation fokussieren die Weitergabe von codierten Nachrichten zwischen Sendern und Empfängern. Diese verfügen über einen „gemeinsamen Zeichenvorrat“ der ihnen wiederum das gegenseitige Verstehen der codierten Nachrichten erleichtert (Schmidt 2008: 369). Schmidt erklärt, man könne von drei verschiedenen Typen der Kommunikationstheorien ausgehen. Er definiert handlungsorientierte (vgl. z. B. Habermas 1981/1987)⁴¹ und systemorientierte Theorien (vgl. z. B. Luhmann 1997) sowie jene Theorien, die sich konzeptuell zwischen diesen beiden Polen bewegen (vgl. z. B. Schmidt und Zurstiege 2000). Während die handlungsorientierten Kommunikationstheorien sich also mehr auf die Reflexion und Weitergabe von Information zwischen „Aktanten auf der Grundlage geteilten Wissens“ stützen (Schmidt 2008: 369), besagt die soziologische Systemtheorie, dass durch Kommunikation soziale Systeme erhalten sowie erzeugt werden können (Beispiel Menschen im Exil).⁴²

Das Kommunikationsmodell nach Luhmann stellt eine angemessene Basis für die anstehenden Analyseabsichten dieser Arbeit dar, weil sich in ihr verschiedenste Ebenen der Kommunikationsaspekte vereinen lassen. Es handelt

⁴¹ In der so genannten „Luhmann-Habermas Kontroverse“ (vgl. Berghaus 2011: 20ff.) kritisiert Luhmann Habermas beispielsweise wie folgt: „Oft wird mehr oder weniger implizit unterstellt, Kommunikation zielt auf Konsens ab, suche Verständigung. Die von Habermas entwickelte Theorie der Rationalität kommunikativen Handelns baut auf dieser Prämisse auf. Sie ist jedoch schon empirisch schlicht falsch. Man kann auch kommunizieren, um Dissens zu markieren, man kann sich streiten wollen, und es gibt keinen zwingenden Grund, die Konsenssuche für rationaler zu halten als die Dissenssuche“ (Luhmann 2008: 115).

⁴² Ein weiteres bekanntes Kommunikationsmodell wurde von Watzlawick entwickelt, welches zumeist unter der Aussage „*Man kann nicht nicht kommunizieren*“ zusammengefasst wird (Watzlawick, et al. 1980: 53). In dieser Theorie der menschlichen Kommunikation werden die Begriffe Kommunikation und Verhalten synonym angewandt (vgl. ebd.): „In dieser pragmatischen Sicht ist demnach nicht nur die Sprache, sondern alles Verhalten Kommunikation, und jede Kommunikation – selbst die kommunikativen Aspekte jedes Kontextes – beeinflusst das Verhalten“ (ebd. 23).

sich um einen beobachtungstheoretischen Ansatz, wonach Berghaus wie folgt zusammen fasst: „Alle Beschreibungen der Realität beruhen auf Unterscheidungen durch Beobachter, sind also Konstruktionen“ (Berghaus 2011: 29). Der Begriff der Beobachtung steht bei Luhmann „für solche Sachverhalte wie Denken, Handeln, Wahrnehmen, Kommunizieren, denn all diese Vorgänge leben davon, dass sie Unterscheidungen benutzen“ (Schützeichel 2004: 245). Luhmann unterscheidet Beobachtungen erster, zweiter, dritter etc. Ordnung. Zudem spricht er von einem Beobachter und dem Beobachten: „Beobachten wird als eine Operation gesehen und der Beobachter als ein System, das sich bildet, wenn solche Operationen nicht nur Einzelereignisse sind, sondern sich zu Sequenzen verketteten, die sich von der Umwelt unterscheiden lassen“ (Baecker 2002: 142). Das bedeutet, Beobachtungen erster Ordnung „unterscheiden-und-bezeichnen etwas“, während Beobachtungen zweiter Ordnung die Unterscheidung beobachten, „mit der eine Beobachtung erster Ordnung etwas unterscheidet-und-bezeichnet (Schützeichel 2004: 247). Es handelt sich demnach um eine Metaebene, die vom Beobachter eingenommen wird.

Kommunikation setzt sich in dem hier vorgestellten Modell zusammen aus den drei Selektionen „Information“, „Mitteilung“ und „Verstehen“ (Luhmann 1997: 190). Als Verstehen wird die Fähigkeit bezeichnet, Information und Mitteilung voneinander zu unterscheiden, „[d]as unterscheidet sie von bloßer Wahrnehmung des Verhaltens anderer“ (Luhmann 2008: 111). Erst durch die vierte Selektion der Annahme bzw. Ablehnung von Kommunikationsofferten kann von einem vollständigen Kommunikationsakt gesprochen werden (vgl. Schützeichel 2004). Dabei muss der Kommunikation immer weitere Kommunikation folgen, das heißt, sie muss anschlussfähig bleiben, sonst kann ein System nicht aufrechterhalten werden.⁴³ Luhmann erläutert dahingehend:

Verstehen ist nie eine bloße Duplikation der Mitteilung in einem anderen Bewußtsein, sondern im Kommunikationssystem selbst Anschlußvoraussetzung für weitere Kommunikation, also Bedingung der Autopoiesis des sozialen Systems. (Luhmann 2008: 112)

Ein Schlüsselement in den Kommunikationsprozessen ist zudem die Sinnhaftigkeit der Mitteilungen. Sinn dient zur Komplexitätsreduktion ebenso innerhalb eines Systems sowie zwischen sozialen und psychischen Systemen.⁴⁴ Allen

⁴³ Demnach ist es beispielweise bedeutend, dass Miami-Exilanten miteinander kommunizieren, um ihr soziales System aufrecht zu erhalten.

⁴⁴ Luhmann definiert zudem die so genannte „Semantik einer Gesellschaft“. Darunter versteht er „einen höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn.“ (Luhmann 1993: 19).

menschlichen kommunikativen Handlungen liegt demnach Sinn zugrunde, „ansonsten hätten wir es mit Naturabläufen zu tun“ (Schützeichel 2004: 245). Luhmann erläutert den Sinnbegriff wie folgt:

Sinn gibt es ausschließlich als Sinn der ihn benutzenden Operationen, also auch nur in dem Moment, in dem er durch Operationen bestimmt wird. Und weder vorher noch nachher. Sinn ist demnach ein Produkt der Operationen, die Sinn benutzen, und nicht etwa eine Weltqualität, die sich einer Schöpfung, einer Stiftung, einem Ursprung verdankt. (Luhmann 1997)

Luhmann unterscheidet zwischen psychischen („Akteursebene“) und sozialen Systemen, die „selbst-referenziell-geschlossen“ sind (Schützeichel 2004: 262–69):⁴⁵

[...] der Ansatz betont die Differenz von psychischen und sozialen Systemen. Die einen operieren auf der Basis von Bewußtsein, die anderen auf der Basis von Kommunikation. Beide sind zirkulär geschlossene Systeme, die jeweils nur den eigenen Modus der autopoietischen Reproduktion verwenden können. Ein soziales System kann nicht denken, ein psychisches System nicht kommunizieren. (Luhmann 2008: 118)

Aus diesem Grund kann Kommunikation „nicht als eine Übertragung von Sinn, von Information oder von Botschaften von einem Sender auf einen Empfänger verstanden werden“, da die beteiligten Systeme „füreinander intransparent“ sind (Schützeichel 2004: 254, 262). Die jeweiligen Systeme reproduzieren sich selbst durch Kommunikation:

Von sozialen Systemen kann man immer dann sprechen, wenn Handlungen mehrerer Personen sinnhaft aufeinander bezogen werden und dadurch in ihrem Zusammenhang abgrenzbar sind von einer nichtdazugehörigen Umwelt. (Luhmann 2008: 10)

Zusätzlich teilt Luhmann soziale Systeme in binäre Codes (vgl. „Duplikations-system“ (Luhmann 2009: 215)) ein. Diese „geben an, was erwartbar ist und was nicht“ und „stecken Relevanzrahmen ab“, die zu Definitionen verhelfen und zudem Werte vorgeben, „wie etwas beobachtet werden kann“ (Schützeichel 2004: 255).

⁴⁵ Als Beispiel kann die Gegenüberstellung des psychischen Systems Schüler und des sozialen Systems Institution Schule genannt werden. Ein Kontakt zwischen den beiden Systemen gestaltet sich als schwierig, da die Systeme operational geschlossen sind. Dennoch sind sie strukturell gekoppelt, das heißt, beide Systeme erzeugen sich immer wieder selbst: Es gibt keine Schule ohne Schüler und keine Schüler ohne Schule.

3.3 Verbreitungsmedien

Kommunikation, und erst recht sprachliche Kommunikation, bewirkt zunächst nur das Ankommen einer Information, das (wie immer grobe und unzureichende) Verstehen ihres Sinnes, nicht aber damit zugleich auch die Übernahme der Selektion als Prämisse weiteren Erlebens und Handelns. Durch Kommunikation erreicht man daher zunächst nur eine Übertragung von Selektionsofferten. (Luhmann 2009: 216)

In der Kommunikation werden bestimmte Angebote gemacht, die angenommen oder abgelehnt werden können. Diese Angebote erfolgen über die so genannten Kommunikationsmedien, die die Verstehenswahrscheinlichkeit innerhalb und zwischen psychischen und sozialen Systemen erhöhen sollen. Luhmann unterscheidet Verbreitungsmedien und Erfolgsmedien. Verbreitungsmedien, wie Sprache, Schrift, Buchdruck oder Massenmedien, vergrößern den jeweiligen Empfängerkreis einer Mitteilung (vgl. Luhmann 1997: 201). Erfolgsmedien, auch als „symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien“ bezeichnet (ebd. 339), erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass die beabsichtigte Information verstanden wird und somit von einem erfolgreichen Kommunikationsakt gesprochen werden kann.

3.3.1 *Sprache als „grundlegendes Kommunikationsmedium“* (Luhmann 1997: 205)

Sprache ist primäres Medium zur Förderung von Kommunikationsprozessen, da mit ihr eine Überwindung der „Begrenzung der Kommunikation auf das bloß Wahrnehmbare“ ermöglicht werden kann (Berghaus 2011: 126). Sprache muss für die an einer Kommunikation beteiligten Systeme Sinn ergeben und dient somit einer deutlichen Komplexitätsreduktion der Gedanken und Wahrnehmungen. Mit Sprache kann das in einen verständlichen Rahmen gefasst werden, was ansonsten nur schwerlich vermittelbar ist, das heißt, es finden Differenzierungen statt, die nur mittels Sprache erfolgen können. Damit das funktioniert, muss Sprache einer gewissen Einheit folgen, sie muss strukturiert sein und nach Regeln angewendet werden, die in sozialen Systemen konstruiert wurden und einer breiten Masse von Empfängern verständlich sind (z. B. Eigensprachen / Nationalsprachen). Eine Sprache erfordert eine „zeitlich flexible Organisation“, das heißt, eine Grammatik (Luhmann 1997: 213).

Das Medium der Sprache erhält eine binäre Codierung in eine Ja- und Nein-Fassung, das bedeutet, jede sprachlich getroffene Aussage vermittelt gleichzei-

tig deren konträre Aussage.⁴⁶ Aus diesem Grund steigert Sprache nicht nur die Verstehenswahrscheinlichkeit um ein vielfaches, sondern ermöglicht gleichermaßen stärkere Fremd- und Selbstbezüge (vgl. Schützeichel 2004: 276).

3.3.2 *Schrift als „Zweit-Codierung der Sprache“ (Luhmann 2009: 216)*

Schrift ist nämlich eine Zweit-Codierung der Sprache, die diese mitsamt ihrem Ja/Nein-Schematismus in einem anderen Zeichensystem nochmals dupliziert und für Verwendung außerhalb von Interaktionskontexten zur Verfügung hält. Damit werden Gesellschaftssystem und Interaktionssysteme stärker differenzierbar, es kommt zu einer immensen Erweiterung des Kommunikationspotentials in räumlicher und zeitlicher Hinsicht, zu neuartigen Äquivalenten für Gedächtnis, und entsprechend verlieren die Möglichkeiten interaktioneller Motivsuggestion und -kontrolle auf der Ebene des Gesellschaftssystems an Bedeutung. (Luhmann 2009: 216)

Während mündliche Sprache bzw. das Sprechen die direkte Wahrnehmung von Kommunikationsabläufen ermöglicht und angewiesen ist auf den jeweiligen sozialen Kontext, fungiert Schrift in einem freieren Raum. Information und Mitteilung werden verfasst, das Verstehen muss jedoch nicht zum selben Zeitpunkt erfolgen, um die Kommunikation anschlussfähig zu gestalten. Dadurch wird eine „interaktionsfreie Realisation“ von Kommunikation möglich (Luhmann 1997: 258). Schrift dient zu einem erheblichen Teil auch als Erinnerungsmedium. Mit ihr können Kommunikationsprozesse festgehalten werden, die im verbalen Kontext mit der Zeit verloren gehen würden. Somit erzeugt Schrift „eine neuartige Präsenz von Zeit, nämlich die Illusion der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (ebd. 265). Luhmann erklärt, dass man schreibend Ereignisse aus der Vergangenheit und der Zukunft in die geschriebene und später lesende (im Idealfall verstehende) Gegenwart holen kann, wodurch die oben benannte „Illusion der Gleichzeitigkeit“ hergestellt wird (vgl. ebd.). Dennoch löst der Gebrauch von Schrift Entscheidungen aus, die eine Diskriminierung von „Erinnern und Vergessen“ entfachen, „[d]enn Aufschreiben ist immer auch Nichtaufschreiben von Anderem“ (ebd. 271). Dieses Element lässt sich in autobiographischen Texten besonders beobachten. So ist es von Bedeutung, nicht nur dem tatsächlich Geschriebenen, sondern auch dem *nicht* geschriebenen Beachtung zu schenken.

⁴⁶ Luhmann erläutert dies mit der Aussage „Kein Mensch in der Wüste“: Dieser Satz „läßt offen, was sonst in der Wüste vorkommt, und sogar, wo die Menschen sich tatsächlich aufhalten, und schließlich auch: welcher Mensch überhaupt gemeint ist.“ (Luhmann 1997: 223).

3.4 Erfolgsmedien – Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien als Medien der „Weltkonstruktion“ (Luhmann 1997: 339)

Ebenso wie die Verbreitungsmedien, unterliegen auch die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien einer sozial konstruierten Regelung. Hier kann jedoch weniger von einer spezifischen Grammatik, Eigensprache oder Technik gesprochen werden. Vielmehr handelt es sich – wie in der Bezeichnung der Medien schon angedeutet – um Medien, die „ihre Funktion mit Hilfe von Symbolen wahrnehmen“ (Schützeichel 2004: 282). Bedeutend für die Erhöhung der Verstehenswahrscheinlichkeit ist deren spezifische Generalisierung für bestimmte Situationen. Das heißt, diese Medien ermöglichen Kommunikation nur dann, wenn sie in einem Kontext auftauchen, in dem die beteiligten Systeme vergleichbare Generalisierungen der symbolischen Kommunikationsmedien aufweisen. Ist dies nicht der Fall, sinkt die Chance der Annahme der Mitteilung.

Diese Medien werden ebenso wie Verbreitungsmedien binär codiert. Luhmann spricht hier von „Präferenzcodes“ (Luhmann 1997: 360). Die Einteilung dieser Codes in positive sowie negative Wertungen erfolgt über Konditionierungen, die als „Programme“ bezeichnet werden (Luhmann 1997: 362).

System	Medium	Codierung	Programmierung
Wirtschaft	Geld / Eigentum	Haben / Nichthaben	Knappheit
Wissenschaft	Wissenschaftliche Wahrheit	Wahr / un- wahr	Forschung
Politik	Macht	Regierung / Opposition	Politische Ideologie / Programme

Tabelle 1: Ausgewählte Funktionssysteme und symbolisch generalisierte Medien nach Luhmann (Schützeichel 2004: 284).

Die Tabelle verdeutlicht die Funktionsweise der symbolisch generalisierten Medien nach Luhmann anhand der drei Beispiel-Systeme Wirtschaft, Wissenschaft und Politik.

3.4.1 *Sprache als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium*

Anhand der vorangegangenen Ausführungen wird an dieser Stelle die These aufgeworfen, dass Sprache nicht nur in ihrer Funktion als Verbreitungsmedium analysiert, sondern auch als ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium betrachtet werden kann. Im Kontext der kubanischen Diaspora in den USA erhält das kubanische Spanisch die binäre Codierung ‚authentisch‘ und ‚nicht authentisch‘. Bei der Betrachtung von Sprache als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium spielt Aussprache ebenso eine Rolle wie Akzente und die Konnotation einer Sprache in bestimmten Kontexten (z. B. kubanisches Spanisch in Miami vs. kubanisches Spanisch in Los Angeles).

Der Aspekt der Zugehörigkeit wird durch Sozialisationsfaktoren in einer Sprachsymbolik vermittelt. So beobachtet auch Pérez Firmat:

Para la mayoría de nosotros [...] la lengua que hablamos es un componente fundamental de nuestra nacionalidad, y por lo tanto, de quién somos. Por eso sucede que cuando queremos poner en entredicho la nacionalidad de alguien, lo primero que hacemos es cuestionar su lengua – ‘Oye, chico, pero tú no sueñas cubano.’ (Pérez Firmat 2003: 22)

Demnach geht das Sprechen weit über eine reine Verbreitung von Informationen hinaus. Das Hören der selbst gesprochenen Worte hat etwas Assoziatives; die Sprache bekommt den Charakter eines Assoziationsfeldes. In der fremden Sprache ist die Assoziationswirkung nicht das Gleiche, da Denkkomplexe fehlen. Verbalisierungen führen zur Verbindung mit sozialen Bedeutungen, die auf Konnotationen zurückzuführen sind, die wiederum im Kontext der Geschichte eines Landes, einer Gesellschaft und Kultur gefestigt wurden. Damit bedeutet die Annäherung an ein neues Land und eine neue Kultur gleichzeitig den Versuch einer Annäherung an dort bestehende soziale Bedeutungen. Die Kommunikation im neuen sprachlichen Umfeld wird somit nicht nur aufgrund fehlender Vokabeln, sondern auch aufgrund fehlender Assoziationen und Konnotationen erschwert, da diese kulturabhängig erlernt werden.

Im Vordergrund steht ein Verstehen wollen, das auf zwei Ebenen betrachtet werden muss. Zum einen zur Erhaltung von Handlungsfähigkeit. In der alltäglichen Interaktion sind sprachliche sowie symbolische Kommunikationsvorgänge notwendig, um bestimmte Vorgänge überhaupt zu ermöglichen. Zum anderen bezieht sich ein Verstehen wollen darauf, eine analytische und empathische Ebene einzunehmen, um Hintergründe des Kommunizierten zu verstehen. Demnach kommt es zu folgender Ergänzung:

System	Medium	Codierung	Programmierung
Wirtschaft	Geld / Eigentum	Haben / Nichthaben	Knappheit
Wissenschaft	Wissenschaftliche Wahrheit	Wahr / un- wahr	Forschung
Politik	Macht	Regierung / Opposition	Politische Ideologie / Programme
Kultur	Sprache	authentisch / nicht authen- tisch	Zugehörigkeit

Tabelle 2: Ausgewählte Funktionssysteme und symbolisch generalisierte Medien nach Luhmann (Schützeichel 2004: 284), eigene Erweiterung.

Den Beispiel-Systemen „Wirtschaft“, „Wissenschaft“ und „Politik“ wurde das System „Kultur“ hinzugefügt. Das Medium „Sprache“ ist binär codiert in die Eigenschaften „authentisch“ und „nicht authentisch“ welche über den Wunsch nach „Zugehörigkeit“ programmiert werden.

Bei der Betrachtung von Sprache als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium liegt demnach der Fokus auf einer Meta-Ebene, die Busch als „Spracherleben“ bezeichnet (Busch 2013: 19). Dabei sei das Gegenüber von Selbst- und Fremdwahrnehmung von besonderer Bedeutung, das heißt, „wie sich Menschen selbst und durch die Augen anderer als sprachlich Interagierende wahrnehmen“ (ebd.). Auch Busch arbeitet in diesem Kontext mit verschiedenen Gegensatzpaaren, die dem oben bereits dargestellten Gegenüber von authentisch / nicht authentisch hinzugefügt werden können. Darunter „Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit“, ausgedrückt durch den Wunsch, „sich mittels Sprache mit einer Gruppe zu identifizieren, als auch die Erfahrung, von anderen aufgrund von Sprache ungefragt mit einer bestimmten Gruppe identifiziert zu werden“ (ebd.). Zudem schildert sie ein „Erleben von sprachlicher Macht oder Ohnmacht“, das beispielsweise durch Formen sprachlicher Hierarchisierungen hervorgerufen werden kann (ebd.). Insbesondere im Migrationskontext können Erlebnisse der sprachlichen Ohnmacht, der Sprachlosigkeit, aufkommen (Beispiele finden sich im Analyseabschnitt der vorliegenden Arbeit). Dabei spielt die historisch-politische Dimension eine bedeutende

Rolle, die bestimmte „Sprachideologien“⁴⁷ hervorbringen, über die „soziale, ethnische, nationale und andere Zugehörigkeiten konstruiert“ werden (Busch 2013: 29). Nach einem zum Beispiel durch Migration verursachten Sprachwechsel wird dann die „einschränkende Macht sprachlicher Kategorisierungen besonders [...] wahrgenommen [...], wenn Sprache nicht wie selbstverständlich zur Verfügung steht [...]“ (ebd.).

3.4.2 *Essen als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium*

Bei der Untersuchung von Essen liegt dessen Wahrnehmung in seiner rein materiellen Form, als Produkt, als Element einer großen Werbeindustrie und Marker von Reichtum und Wohlstand nahe. Die Betrachtungen im Zusammenhang dieser Arbeit gehen jedoch über den materiellen Charakter von Essen hinaus. Die Analyse erfolgt unter der Prämisse, dass sich hinter dem Vorgang des Essens mehr als reine Nahrungsaufnahme zur Lebenserhaltung verbirgt. Essen ist nicht nur Lebens- sondern auch Genussmittel. Mahlzeiten, Momente der Kommensalität, bringen Menschen an einem Tisch zusammen. Dabei ist die Speise ein Medium, das ebenso vermitteln wie abgrenzen kann. Speisen obliegen einem Zeichensystem: Hinter bestimmten Zubereitungsmethoden, kulinarischen Vorlieben oder Eigenheiten, Festessen oder alltäglichen Gebräuchen befinden sich tiefere Bedeutungen, wie auch Roland Barthes herausgestellt hat:

Qu'est-ce que la nourriture? Ce n'est pas seulement une collection de produits, justiciables d'études statistiques ou diététiques. C'est aussi et en même temps un système de communication, un corps d'images, un protocole d'usages, de situations et de conduits. (Barthes 1961: 979)

Hinter Essen und Essenspraktiken verbergen sich demnach Zeichensysteme, die eine ähnliche Funktion übernehmen können wie Sprache oder Schrift in Kommunikationsprozessen. Kulinarische Rituale oder Gewohnheiten suggerieren Zugehörigkeiten. Barthes erklärt, beispielsweise, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht anhand von hellem und dunklem Brot:

Le passage du pain normal au pain de mie entraîne une différence de signifiés: ici vie quotidienne, là réception; de même le passage du pain blanc au pain noir, dans la société actuelle, correspond à un changement de signifiés sociaux: le pain

⁴⁷ Für eine detaillierte Betrachtung des Konzepts der Sprachideologien verweise ich auf Busch (2013). Sie widmet dem Konzept ein ganzes Kapitel ihrer Monographie zum Thema Mehrsprachigkeit.

3 Kommunikation

noir est devenu, paradoxalement, signe de raffinement: on est donc en droit de considérer les variétés du pain comme des unités signifiantes [...]. (ebd. 980)

Das Beispiel in Frankreich verdeutlicht die Symbolik von Lebensmitteln. Die Verwendung ausgewählter Zutaten sowie spezifische Gebräuche bei der Zubereitung von Speisen sind somit alle Bestandteil eines „système de différences significatives“, wodurch eine „communication alimentaire“ möglich wird (ebd.).

Auch Claude Lévi-Strauss beschäftigte sich mit der Symbolik von Speisen und entwickelte das sehr generalisierende und daher heftig umstrittene Konzept des „triangle culinaire“, um aufzuzeigen, wie sich die Methode des Strukturalismus auch auf Küche/Kochen/Essen übertragen lässt (vgl. Lévi-Strauss 2009). Er stellt einen Vergleich zwischen dem methodologischen Prinzip von Sprache und jenem der Essenszubereitung an. Dabei betont er, „la cuisine, dont on n'a pas assez souvent souligné qu'avec le langage elle constitue une forme d'activité humaine véritablement universelle [...]“ (ebd. 14). Das kulinarische Dreieck des französischen Ethnologen ist aufgeteilt in die Kategorien „du cru, du cuit et du pourri“ (ebd.) und bezieht sich somit auf Zubereitungsmethoden von Nahrungsmitteln und den jeweiligen notwendigen kulturellen Einfluss bzw. die Natürlichkeit der einzelnen Methoden. Lévi-Strauss beabsichtigte die Konstruktion eines universellen Konzepts, das sich auf sämtliche Gesellschaften der Welt übertragen ließe und durch die Kategorisierung der unterschiedlichen Zubereitungsmethoden von Essen eine eigene, kulturelle Struktur sichtbar mache:

Ainsi peut-on espérer découvrir, pour chaque cas particulier, en quoi la cuisine d'une société est un langage dans lequel elle traduit inconsciemment sa structure, à moins qu'elle ne se résigne, toujours inconsciemment, à y dévoiler ses contradictions. (ebd. 17)

Insbesondere in religiösen Kontexten werden bestimmten Speisen symbolische Bedeutungen zugeschrieben (z. B. Brot und Wein im Christentum, koscheres Essen im Judentum). Die symbolische Bedeutung von Essen findet sich zudem im sprachlichen Kontext wieder. Primär kulinarische Begriffe wie scharf, süß oder sauer werden alltagssprachlich auch außerhalb ihrer eigentlichen Bedeutung verstanden. Die Metaphern Essen und Geschmack dienen darüber hinaus zur Beschreibung von Personen:

A woman can be spicy, delectable, a dish; she may have a sweet or a sour disposition; a man may be described as peppery or bland, as an oily sort, one who knows how to butter you up, and a sugar daddy. (Farb und Armelagos 1980: 117)

Farb und Armelagos betrachten die Küche einer Kultur ferner als eine Form der Sprache im weitesten Sinn und argumentieren: „Cultural traits, social in-

stitutions, national histories, and individual attitudes cannot be entirely understood without a understanding also of how these have meshed with our varied and peculiar modes of eating“ (ebd. 3). Dabei handele es sich um ein Kommunikationssystem, „that is inculcated from birth, if not before, and is hard to change or learn once you are grown. Even if you migrate elsewhere, you will likely retain the ‘accent’ of your native cuisine“ (zit. in Belasco 2008: 16). Wie zuvor schon die Ausführungen zu Sprache bzw. Sprechen verdeutlicht haben, prägt die eigene kulturelle Herkunft eine Geschmackspalette, ein eigenes Bild von Essen. Die von Farb und Arnelagos aufgebrachte Idee der dauerhaften Existenz eines Akzents der „native cuisine“ (ebd.), macht deutlich, welche Auswirkungen Migration auch in diesem Kontext haben kann.

In Anlehnung an diese vorangegangenen Überlegungen wird Luhmanns systemische Theorie für die Analyse der Primärwerke als Grundlage dienen, die um Essen als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium erweitert wird. Denn auch Schützeichel argumentiert in seinen Erläuterungen zu Luhmann:

Das Medium der Sprache kann, sieht man einmal von den rhetorischen Beeinflussungspotenzialen ab, nur bestimmte Selektionen offerieren. Wenn man aber die Annahme bestimmter Selektionsofferten erreichen will, dann muss man zu außersprachlichen Mitteln greifen. (Schützeichel 2004: 281)

Essen kann als Kommunikationsmedium bestimmte Selektionen anbieten, die wiederum die Annahme kultureller Merkmale und schließlich kultureller Identität wahrscheinlicher gestalten. Die folgende Tabelle dient der Veranschaulichung der für die Forschungsarbeit erweiterten Konzeption Luhmanns.

System	Medium	Codierung	Programmierung
Wirtschaft	Geld / Eigentum	Haben / Nichthaben	Knappheit
Wissenschaft	Wissenschaftliche Wahrheit	Wahr / un- wahr	Forschung
Politik	Macht	Regierung / Opposition	Politische Ideologie / Programme
Kultur	Sprache	authentisch / nicht authentisch	Zugehörigkeit
Kultur	Essen	essbar / nicht essbar	Zugehörigkeit

Tabelle 3: Ausgewählte Funktionssysteme und symbolisch generalisierte Medien nach Luhmann (Schützeichel 2004: 284), eigene Erweiterung.

Das Medium „Essen“ ist binär codiert in die Eigenschaften „essbar“ und „nicht essbar“, welche ebenfalls über den Wunsch nach „Zugehörigkeit“ programmiert werden. Dieses System ist gezielt ausgelegt für die spezifische Situation der Diaspora. Essen ließe sich ebenso allgemeiner betrachten. Binäre Codes wie exotisch / nicht exotisch, angemessen / unangemessen, rein / unrein, gesund / ungesund oder auch vertraut / nicht vertraut könnten hier ebenfalls ergänzt werden. In dem geschlossenen System von Kultur nimmt Essen eine ganz spezifische mediale Funktion ein. Menschen, die in der Diaspora bzw. im Exil leben, erfahren über Essen eine Selektionsofferte. Sie entscheiden, ob das Essen genießbar für sie ist. Diese Entscheidung ist stark geprägt durch eine Konditionierung, die zumeist von früher Kindheit an im Herkunftsland oder auch durch die Familie stattgefunden hat. Demnach erläutert Schützeichel weitergehend Luhmanns Argumentation, symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien würden „die Annahme oder die Ablehnung von Selektionsangeboten unter besondere Bedingungen“ darstellen, das heißt, „[s]ie konditionieren die Annahme- oder Ablehnungswahrscheinlichkeit“ (Schützeichel 2004: 281).

Im Kontext dieser Arbeit wird, neben Sprache und Schrift, Essen als zusätzliches Medium der Kommunikation hervorgehoben, um in der Analyse der Primärwerke das zu finden, was in den autobiographischen Texten (buchstäblich) nicht direkt ‚zur Sprache‘ kommt, sondern nur über die Analyse der symbolischen Tragkraft von E/essen zu Tage gefördert werden kann. Autobiographisches Schreiben verleitet zum Verschweigen oder Auslassen bestimmter Ereignisse. Es findet immer eine klare Auswahl der Elemente statt, die erinnert, und jenen, die vergessen werden sollen. Mit der Thematisierung von Essen kann auf einer weiteren Ebene herausgefunden werden, welche Informationen nicht auf dem direkten Weg der Schrift oder Sprache Einzug in den Text gefunden haben, sondern auf einer symbolischen Ebene, vermittelt über das Medium Essen.

Auf einer grundsätzlichen Ebene lässt sich zudem anhand von Essen als Kommunikationsmedium untersuchen, inwiefern Gemeinsamkeiten in der Darstellung einer spezifisch kubanisch-amerikanischen Identität in die Werke des Textkorpus Einzug gefunden haben und dadurch als konstitutives Element einer neueren kollektiven Selbstwahrnehmung wirken.

3.4.3 Autobiographisches Schreiben als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium

Schrift findet, wie bereits dargestellt, in den systemtheoretisch definierten Kommunikationsprozessen als ein so genanntes Verbreitungsmedium Anwendung. Betrachtet man das Schreiben auf einer weiteren Ebene, nämlich der textimmanenten, gilt es zu hinterfragen, ob zusätzlich von dem (autobiographischen) Schreiben als symbolisch generalisiertem Kommunikationsmedium ausgegangen werden kann. Das bedeutet, das Medium der ästhetisierten Sprache ermöglicht Kommunikation mit Hilfe von Symbolen, die literarisch dargestellt werden. Dabei kann das Schreiben eine besondere Rolle bei der Ausbildung sowie Stabilisierung von Systemen spielen. Literatur macht Dinge ausdrück- und denkbar und kann dadurch einen gesellschaftlichen Wandel ermöglichen.

Im autobiographischen Schreiben findet die Konstruktion eines Ich zunächst auf dem Papier statt. Dabei macht der Autor auf Brüche in seinem eigenem Leben aufmerksam. Das literarische Medium kann dazu verhelfen, kubanisch-amerikanische Identität akzeptabel zu machen. Es kann ebenfalls als eine Art Anleitung gelesen werden, die die Entwicklung hin zu einem kubanisch-amerikanischen Menschen beschreibt. Dabei stellen die Autoren den Werdensprozess einer neuen Identität schreibend dar. Es handelt sich nicht um eine Nacherzählung, sondern um eine Neuerzählung auf Basis der Fakten des eige-

nen Lebens, d.h. es findet keine Rekonstruktion der vergangenen individuellen Entwicklung, sondern vielmehr eine Konstruktion des Ich statt.

Hier dient das autobiographische Schreiben als ein Medium, innerhalb dessen Sprache und Essen als Submedien fungieren. Die Autobiographie selbst ist ein sprachliches Produkt, in dem Sprache direkt und indirekt thematisiert wird. Essen wiederum kann nur auf einer direkten Ebene reflektiert werden.

In den zu analysierenden autobiographischen Texten wird ein Grundproblem kommuniziert: die Identitätsbildung eines kubanischen Subjekts in einer US-amerikanischen Umgebung, d.h. die Subjektwerdung innerhalb eines bi-referentiellen Systems. Dabei stellt sich die Frage, inwiefern eine Autobiographie allgemein als gesellschaftliches Medium verstanden werden kann. Autobiographisches Schreiben thematisiert schließlich die Existenz eines unabhängig denkenden Individuums, das sich in Abhängigkeit von der Gesellschaft selbst konstruiert. Im Vordergrund steht die Emanzipierung des Menschen und dessen Subjektmächtigkeit. Die Autobiographie dient als Ort zur Konstruktion eines Subjekts, das das eigene Geschick in Händen hält. In der Konsequenz ließe sich eine Codierung benennen, die sich am Ergebnis der Subjektkonstruktion orientiert. Ist die Konstruktion der Subjektmächtigkeit erfolgreich / nicht erfolgreich? Ist das narrativ dargestellte Leben individuell / nicht individuell? Hat der Erzähler sich selbst erkannt / nicht selbst erkannt? Ist das Subjekt unabhängig / abhängig? Demnach erklärt auch Gronemann:

Der Prozess einer autobiographischen Sinngebung gelingt durch die Herstellung einer kohärenten Lebensgeschichte aus der Kontingenz des biographischen Materials. Einem Geschehen wird in einem sprachlichen Akt Bedeutung zugeschrieben, es wird in einen übergreifenden Zusammenhang gestellt. Gelingt es dem Autobiographen, seinem Leben in dieser Form nachträglich Bedeutung und seinem Ich eine Identität zu verleihen, so gilt das autobiographische Projekt gemeinhin als gelungen. (Gronemann 2002: 25)

Die Komplexität der Gesellschaft zeichnet sich dabei als Problem ab. Autobiographien werden komplexer, da weitere Perspektiven eingenommen werden müssen, insbesondere wenn mehrere kulturelle Referenzsysteme verhandelt werden.

Somit können Autobiographien allgemein zunächst einmal als eine Reaktion auf die wachsende Komplexität der Welt verstanden werden. Sie stellen die Individualität bzw. Genese eines männlichen Subjekts dar. Primäres Ziel ist die Darstellung von Handlungsmacht im Gegensatz zum wachsenden Chaos im eigenen Umfeld bzw. vielmehr die Vorstellung, über Handlungsmacht zu verfügen, um die eigene Situation ertragbar zu machen. Im Vordergrund steht die Selbstwerdung als von Gott losgelöstes Individuum.

Kubanisch-amerikanische Autobiographien problematisieren die Handlungsmacht eines Subjekts innerhalb von zwei kulturellen Referenzsystemen.

3.5 Zusammenführung

Im Rahmen der vorliegenden wissenschaftlichen Untersuchung zu Identitätskonstruktionen in kubanisch-amerikanischer Literatur wird Luhmanns Kommunikationstheorie operationalisiert. In Anlehnung an das Konzept einer systemtheoretischen Kommunikation werden ausgewählte autobiographische Texte analysiert und immanente Formen der Identitätskonstruktion anhand verschiedenster Kommunikationsmedien verdeutlicht. Dabei handelt es sich zum einen um Sprache in ihrer Funktion als Verbreitungsmedium, aber auch deren besondere Betrachtung unter dem Aspekt symbolischer Vermittlung von Informationen. Zum anderen wird das Textkorpus mit besonderem Fokus auf Essen als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium analysiert. Zu guter Letzt wird der Blick auf die autobiographischen Texte mit der Frage gerichtet, ob diese in ihrer Gesamtheit ebenfalls die Funktion eines Erfolgsmediums übernehmen und dadurch die Ausbildung und Stabilisierung von Systemen beeinflussen können.⁴⁸ Abschließende Frage wird daher sein, welche Auswirkungen diese Formen autobiographischen Schreibens auf die Gesellschaft haben können. Literatur macht Dinge ausdrückbar bzw. denkbar, die im außerliterarischen Leben so nicht zum Tragen kommen. Dadurch kann Literatur einen gesellschaftlichen Wandel ermöglichen.

⁴⁸ Dabei basiert die Analyse auch auf folgender Feststellung: „Die Kommunikationsmedien erfüllen unterschiedliche Funktionen. Die Sprache ermöglicht ein relativ problemloses Verstehen von Kommunikation; Schrift, Buchdruck und Massenmedien ermöglichen eine unüberschaubare und kaum begrenzbar Verbreitung von Kommunikation, und die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien bearbeiten das dadurch entstandene Problem der Annahme von Selektionsofferten. Die Kommunikationsmedien ermöglichen damit ganz unterschiedliche Formen der Kommunikation und damit ganz unterschiedliche Formen sozialer Systeme.“ (Schützeichel 2004: 284).

4 Überlegungen zum autobiographischen Schreiben

Literarische Äußerungen dienen häufig Aushandlungen der eigenen Identität. Das folgende Kapitel beschäftigt sich daher eingehend mit Formen der autobiographischen Vertextung. Der erste Teil widmet sich zunächst aus einer historischen Perspektive der Autobiographie als Gattung, die daran anschließend auf ihre Wertigkeit überprüft wird. Darauf aufbauend, werden im zweiten Teil des Kapitels alternative Formen autobiographischen Schreibens aufgezeigt und das vorliegende Textkorpus kubanisch-amerikanischer Selbstverschriftlichungen unter Beachtung der verschiedenen Ausprägungen autobiographischen Schreibens untersucht. Ein Fazit und ein kurzer Ausblick auf die Bedeutung der in diesem Abschnitt entwickelten Ergebnisse für den Gesamtkontext der Arbeit, schließen das Kapitel ab.

Im vorangegangenen Kapitel wurde bereits deutlich, dass die Identitätsthematik wissenschaftlich von höchstem Interesse ist. Die Beschäftigung mit dem, was den Menschen ausmacht, was das eigene Dasein prägt, erfolgt jedoch nicht alleine in wissenschaftlichen Kontexten, sondern auch in persönlichen Auseinandersetzungen mit der individuellen Identität.

Die Anfänge autobiographischen Schreibens werden zumeist mit den *Confessiones* (397–398 n. Chr.) des Heiligen Augustinus von Hippo ([354–430 n. Chr.] 2004) in Verbindung gebracht. Ziel der Bekenntnisse waren eine Reinigung und schließlich die Absolution durch Gott.⁴⁹ Sein Werk stellt einen Grenzstein im Übergang des Glaubens in der Antike zum Christentum dar und ebnet den Weg hin zur Thematisierung von Subjektivität.⁵⁰

⁴⁹ So beschreibt auch Assmann: „Ein inneres Bewusstsein von individueller Differenz wurde [...] von der protestantischen Tagebuchpraxis der Selbsterforschung und Selbstverschriftlichung genährt. Die rückhaltlose Offenheit sich selbst und einem persönlichen Gott gegenüber, dem man nichts vormachen kann, hat zu einer Kolonisierung von seelischen Innenräumen geführt, die die Entwicklung abendländischer Geschichte nicht weniger stark beeinflusst hat als die Kolonisierung in Übersee“ (Assmann 2008: 210).

⁵⁰ Das Mittelalter brachte zwar keine vergleichbaren maßgeblichen Tagebuchschriften hervor, entdeckte jedoch das „Bewusstsein vom zeitlichen Ablauf alles Geschehens“ (Gräser 1955: 18). Autobiographische Aufzeichnungen sind in diesem Zeitalter rar, einzig Dichtungen machen auf eine verhaltene „Hinwendung zur Subjektivität“ aufmerksam (ebd. 19). Dante Alighieri (1265–1321) und Francesco Petrarca (1304–1374) werden als Wegbereiter der subjektiven Selbstbetrachtung genannt und der Einfluss der italienischen Renaissance fördert „eine immer stärkere Tendenz zur Wirklichkeit“ (ebd. 20). Schließlich regte die größere Reiselust und die deutlichere Wahrnehmung, Teil einer großen Geschichte zu sein, dazu an, die Betrachtungen der eigenen Umwelt für sich und andere zu fixieren. Im 17. Jahrhundert erfüllten die schriftlichen Selbstbetrachtungen, wie

Erst nach der Aufklärung wurde ein selbstbewussterer Umgang mit der eigenen Identität noch deutlicher wahrnehmbar. So folgert Wolf, „[i]m Rahmen der Säkularisierung ersetzte die persönliche Identität ein Konzept, bei dem vormals der einzelne als Bestandteil einer umfassenden göttlichen Ordnung begriffen wurde, die seinen Leit- und Orientierungshorizont bildete“ (Wolf 2002: 1). Das eigene Dasein wurde reflektiert, Aushandlungen der eigenen Identität wurden schriftlich fixiert. Die jeweiligen Medien und insbesondere literarischen Formen, die für diesen Fixierungsprozess einen Rahmen boten, waren so mannigfaltig wie die Auslöser, die zur Selbstreflexion motivierten. Formen der schriftlichen Selbstvergewisserung lassen sich in Briefen finden, ebenso wie in Autobiographien, Memoiren oder Chroniken.⁵¹ Darin erkennt man zumeist den Wunsch, sich selbst und die Gestaltung des eigenen Lebens besser zu verstehen bzw. aus einer rückblickenden Perspektive in einen größeren Gesamtzusammenhang zu bringen.

Diese Form der Vergegenständlichung ermöglicht es, den Prozess des Lebens zu entschleunigen und einen Moment festzuhalten. Die Strukturierung eigener Gedankengänge führt zu einer Komplexitätsreduktion. Zudem kann der Wunsch nach Kontinuität in den eigenen Lebensvollzügen durch diese Form des Schreibens befriedigt werden.

Im lateinamerikanischen Kontext wurde autobiographisches Schreiben auffallend vernachlässigt, „on the part of readers and critics“ (Molloy 1991: 2). Dies begründet Molloy wie folgt:

Thus, one might say that, whereas there are and have been a good many autobiographies written in Spanish America, they have not always been read autobiographically: filtered through the dominant discourse of the day, they have

z. B. das Tagebuch, vor allen Dingen religiöse Zwecke. Sie dienten der Überwindung des Müßiggangs und zur Beichte (vgl. Görner 1986: 13). Logbücher oder Kaufmannsberichte wurden zur chronologischen Aufzählung bzw. Beobachtung täglicher Ereignisse genutzt. Dabei standen subjektive Einschätzungen, gar die Darstellung eigener Gefühle, im Zusammenhang mit den beschriebenen Geschehnissen im Hintergrund. Durch das Wegfallen der Beichte im Protestantismus erfuhr das Tagebuch einen Bedeutungszuwachs, war Gesprächspartner und ersetzte das ‚offene Ohr‘ der Geistlichen.

⁵¹ So konstatierte auch schon Georg Misch: „Und keine Form fast ist ihr fremd. Gebet, Selbstgespräch und Tatenbericht, fingierte Gerichtsrede oder rhetorische Deklamation, wissenschaftlich oder künstlerisch beschreibende Charakteristik, Lyrik und Beichte, Brief und literarisches Porträt, Familienchronik und höfische Memoiren, Geschichtserzählung rein stofflich, pragmatisch, entwicklungsgeschichtlich oder romanhaft, Roman und Biographie in ihren verschiedenen Arten, Epos und selbst Drama – in all diesen Formen hat die Autobiographie sich bewegt, und wenn sie so recht sie selbst ist und ein originaler Mensch sich in ihr darstellt, schafft sie die gegebenen Gattungen um oder bringt von sich aus eine unvergleichliche Form hervor“ (Misch [1907/1949] 1998: 37).

4 Überlegungen zum autobiographischen Schreiben

been hailed either as history or as fiction, and rarely considered as occupying a space of their own. (ebd.)

Lateinamerikanisches selbstreferentielles Schreiben zeigte sich, so verdeutlicht die Autorin, bereits während der Kolonialzeit in einem hohen Aufkommen an Chroniken, die in erster Person Singular verfasst wurden (vgl. ebd. 3). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lässt sich dann eine ideologische Krise in autobiographischen Texten Lateinamerikas feststellen (ebd.). Diese Krise wurde ausgelöst durch die Aufklärung in Europa und die Unabhängigkeit der Kolonien von Spanien:

If, in the case of Colonial writers, self-writing was legitimated by an institutional Other for whom one wrote (the Crown, the Church), in the case of the post-Colonial autobiographer, those institutions no longer accomplish their validating function. (ebd. 4)

Es stellt sich die Frage, für wen nun geschrieben wird, eine „crisis of authority“ ist die Folge (ebd. 3).

Autobiographisches Schreiben in Lateinamerika orientiert sich an Elementen europäischer Autobiographien, die – bewusst oder unbewusst – angewandt werden, um das eigene Selbstbild zu formen (vgl. ebd. 4). Ein bedeutender Unterschied zum europäischen, westlichen autobiographischen Schreiben liegt jedoch in der kollektiv orientierten Ausrichtung der selbstreferentiellen Texte im lateinamerikanischen Kontext. Inhaltliche Referenzpunkte sind Erfahrungen der Alterität (Ethnizität, Klasse, Geschlecht), die Geschichtsschreibung des eigenen Landes in Form autobiographischer Vertextungen und die damit verbundene Hoffnung, insbesondere in früheren Werken, eine Veränderung der Gesellschaft durch Literatur bewirken zu können. Demnach erläutert auch Molloy:

Spanish American self-writing is an exercise in memory doubled by a ritual of commemoration, in which individual relics (in Benjamin's sense of the term) are secularized and re-presented as shared events. (ebd. 9)

Dies bezieht sich insbesondere auf Texte, die im 19. und 20. Jahrhundert entstanden sind. Moderne Autobiographien sind deutlich subjektbezogener, was in gewisser Weise auch auf die Desillusion nach dem lateinamerikanischen Literaturboom der 1960er zurückzuführen ist. Die Erkenntnis über die fehlende Wirkung von Literatur erschüttert den bis dato charakteristischen Glauben an eine Veränderung der Gesellschaft durch Poesie und Prosa.

Die *testimonio*-Literatur kann gleichermaßen als prägende selbstreferentielle Äußerungsform Lateinamerikas genannt werden. Hier ist das kollektive Moment von herausragender Bedeutung, dient das autobiographische Schrei-

ben „sujetos colectivos subalternizados para expresar sus propias agendas“ und wird von einem Zeugen vorgetragen, „que forma parte de una comunidad victimizada“ (Franco 2012: 23).

Ein bedeutender Bestandteil US-amerikanischer Autobiographien sei ein „national promise“ (McLennan 2013: 8). Dies erscheine jedoch nicht einzig in seiner positiven, bejahenden Form, sondern werde ebenso thematisiert als Aspekt des Scheiterns oder Versagens im eigenen Leben, „autobiographers describe how there has been a failure to keep, or realise, the promise“ (ebd. 9). McLennan betont überdies, das Konzept der Wahrheit werde von Leserinnen und Lesern US-amerikanischer Autobiographien vorausgesetzt, „because it is the presumed truth of autobiography which makes it not fiction, which makes it identifiable as autobiography“ (ebd. 11). Dennoch zögert auch McLennan eine „Americaness‘ of autobiography“ zu diskutieren, da dies reduzierende, essentialistische Wahrnehmungen des schreibenden Subjekts mit sich bringe (ebd. 18).

Lateinamerikanische Schreibtraditionen stehen somit europäischen sowie US-amerikanischen gegenüber: während auf der einen Seite eine kollektive Orientierung erkennbar ist, bezieht sich der westliche Kontext eher auf die Subjektfindung des Selbst.

Die kreative Schaffung einer Konstante bzw. der Versuch, die eigene Biographie in zumeist chronologischer Art und Weise zu ordnen, ist insbesondere in einem Kontext von Migration und Leben in der Diaspora von herausragender Bedeutung. Letztlich verschließt sich das selbstreferentielle Schreiben jedoch einer passgenauen Kopie der Realität.⁵² Demnach erklären auch de Toro und Gronemann:

Diese Textstrategie widerspiegelt das notwendige Scheitern eines jeden Versuchs, die Vergangenheit wahrhaftig zu erzählen, weil sie weder dem gegenwärtigen Ich zugänglich ist noch dem vergangenen je zugänglich war: das Subjekt kann sich nur als Anderes wahrnehmen. (de Toro und Gronemann 2004: 10)

Autobiographisches Schreiben richtet den Blick zurück in die Vergangenheit und betrachtet verschiedene Momente im eigenen Leben aus einer gegenwärtigen Perspektive. Daraufhin beabsichtigt „the present self of the writer [...] to

⁵² Vgl. ebenfalls Rishoi: „While childhood experiences undoubtedly shape the textual rendering given at a later date, it is impossible for the autobiographer to recapture the ideology that gave the experiences meaning at the time they occurred. Rather, the autobiographer sees the past through the ideological lenses available to her to make ‚sense‘ of her experience as she writes.“ (Rishoi 2003: 36).

attribute meaning to these experiences” (Alvarez Borland 1998: 64). Die Erinnerungen sind geprägt durch subjektive Wahrnehmungen, beeinflusst durch Vergessen oder Verdrängen oder (un)bewusst geschönt bzw. verschlimmert. Egan stellt heraus, dass insbesondere der diasporische Raum einlädt zu einer:

[...] imagination to work with memory and desire and to create maps of identity that shift in kind and are both mythical and precise, enabling journeys of self-invention to move among multiple cultures without abandoning one place for another. This tension of competing possibilities lies outside the scope of linear narrative or memory related in linear terms. (Egan 1999: 157)

Literarische Texte mit autobiographischen Elementen, die im Kontext von Migration und Diaspora entstehen, fordern eine Kategorisierung in die Gattung Autobiographie heraus, indem sie neue Erzählformen erfinden „to suggest both the range and the instabilities of diasporic identities“ (Egan 1999: 145).

Literaturen der Diaspora fokussieren eine „transition“ und „translation“ zwischen Sprachen und Kulturen, aber, auf einer literarischen Metaebene, auch zwischen Gattungen und Erzählformen (vgl. ebd.). Das bedeutet, die Besonderheit liegt hier in einer Pendelbewegung zwischen verschiedenen Polen. Zumeist wird der Übergang von einer Kultur sowie von einer Sprache in eine andere thematisiert. Dieser Wechsel kann nur funktionieren, wenn gleichermaßen eine Übersetzung durchgeführt wird. Die Übersetzung bezieht sich keinesfalls allein auf sprachliche Veränderungen, sondern vielmehr auf das Betonen kultureller Unterschiede und Gemeinsamkeiten.⁵³ Egan hebt also hervor, dass dieses Pendeln ebenfalls auf ästhetischer Ebene zum Ausdruck gebracht wird. Diaspora-Schriftsteller bedienen sich der Charakteristika verschiedenster Stilmittel für ihre literarischen Texte und weisen damit ebenfalls auf deren Position zwischen zwei oder mehreren Kulturen hin.

Vor diesem Hintergrund dienen die nachfolgenden Seiten Überlegungen zur Gattung der Autobiographie und deren Nutzen für die vorliegende Arbeit.

⁵³ Im Maghreb wird die Kolonialsprache bedingt durch Kolonialismus zur Verschriftlichung genutzt und somit fehlt eine Muttersprache: „Das postkoloniale Subjekt vermag sich nicht in einem repräsentationslogischen Verständnis – als Abbildung eines sich selbst bewussten intentionalen Ich – zu entwerfen, weil es sich in der Sprache des Anderen nicht abbilden, sondern nurmehr die Abwesenheit des eigenen Ich in der kolonialen Sprache konstatieren kann.“ (Gronemann 2002: 19)

4.1 Problematisierung der Autobiographie als Gattung

Diese Literaturgattung entzieht sich einer Definition noch hartnäckiger als die gebräuchlichsten Formen der Dichtung. Sie läßt sich kaum näher bestimmen als durch Erläuterung dessen, was der Ausdruck besagt: die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*). (Misch [1907/1949] 1998: 38)

Rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt. (Lejeune 1994: 14)

Autobiography, now the most commonly used term for life writing, thus describes writing being produced at a particular historical juncture, the period prior to the Enlightenment in the West. Central to that movement was the concept of the self-interested individual of property who was intent on assessing the status of the soul or the meaning of public achievement. (Smith und Watson 2010: 2)

Autobiographien entziehen sich – dies wird in der Beschäftigung mit der entsprechenden Forschungsliteratur deutlich – einer klaren, einheitlichen Definition bzw. Kategorisierung. Neben dem Problem der Gattungsdefinition ist es der für dieses Schreiben typische konstante Konflikt zwischen Realität und Fiktion (Poe 2008: 5). Poe resümiert schließlich, es sei die „profunda heterogeneidad que separa la vida (bio) y la escritura (grafia), y que la palabra biografía esconde y vuelve natural“ (ebd.).

Misch betont in seinen Überlegungen zu Autobiographien, wie in oben dargestelltem Zitat, dass nicht die Kategorisierung des Geschriebenen in eine bestimmte Gattung im Vordergrund stehe, sondern vielmehr die Tatsache, dass „die Person, deren Leben dargestellt wird, selbst der Autor des Werkes ist“ (Misch [1907/1949] 1998: 40).

Der französische Literaturwissenschaftler Phillipe Lejeune hingegen wagt in seiner Monographie *Le pacte autobiographique* (1975) den Versuch einer deutlichen Abgrenzung der Gattung. Nach seiner Definition kann ein Text erst dann als Autobiographie bezeichnet werden, wenn Identität zwischen Autor, Erzähler und Protagonist nachgewiesen wird. Diese Gleichsetzung soll einerseits anhand der Namensidentität zwischen den drei genannten Personen bestätigt, andererseits soll im Text (implizit oder explizit) diese trilaterale Identität untermauert werden. Erst dann kann von einem autobiographischen Pakt gesprochen werden, der zwischen Autor und Leser geschlossen wird. Während diese mithin normative Einteilung in der Theorie funktionieren mag, scheitert deren Umsetzung spätestens bei ihrer An-

wendung auf literarische Texte.⁵⁴ Auch Paul de Man verschließt sich dem Konzept Lejeunes:

Phillipe Lejeune [...] stubbornly insists — and I can call his insistence stubborn because it does not seem to be founded in argument or evidence — that the identity of autobiography is not only representational and cognitive, but contractual, grounded not in tropes but in speech acts. (de Man 1979: 922)

De Man definiert die Autobiographie nicht als Genre oder bestimmte literarische Form, sondern als „a figure of reading or of understanding that occurs, to some degree, in all texts. The autobiographical moment happens as an alignment between the two subjects involved in the process of reading in which they determine each other by mutual reflexive substitution“ (de Man 1979: 921).

De Toro und Gronemann erläutern die Entstehung neuen autobiographischen Schreibens, in dessen Zentrum „[n]icht die biographischen Referenzen und eine daraus strukturierte kohärente Geschichte“ stehen, „sondern vielmehr deren Beschreibung als diskursive Strategie und der Akt der Formung des Materials zu einer Autobiographie“ (de Toro und Gronemann 2004: 8). Ferner betonen die Autoren, dass im neuen autobiographischen Schreiben das „Vertexungsverfahren“ (ebd.) im Mittelpunkt des Interesses stehe und mit diesem der Versuch unternommen werde, „die Unordnung und die Vielfalt von Identitäten zu begreifen“ (ebd. 10). Schon in einer früheren Publikation macht Gronemann sich für ein neues Konzept der Autobiographie stark und argumentiert:

Das Konzept der Autobiographie setzt eine Trennung der Seinsbereiche von Wirklichkeit und Fiktion, Leben und Schreiben voraus, die im Rahmen eines postmodern und poststruktural gewandelten Sprach- und Wirklichkeitsverständnisses problematisch wird. (Gronemann 2002: 12)

Sie konstatiert, im neueren postmodernen / postkolonialen autobiographischen Schreiben stehe nicht mehr das „sich selbst bewusste Subjekt“ im Vordergrund, sondern vielmehr die „Suche und die prinzipielle Unzulänglichkeit des eigenen Ich“ (ebd. 15). Während die Autobiographie bisher eher als „referenzielles, d.h. ein wirklichkeitsbezogenes Genre“ bezeichnet worden sei (ebd. 24), basiere dieses Konzept von Autobiographie auf dem poststrukturellen Gedanken, dass sich das Ich erst im Prozess des Schreibens konstituiere und, so führt Gronemann

⁵⁴ McLennan findet dennoch Nutzen in Lejeunes Konzept: „As thoroughly unsatisfactory as Lejeune’s definition is, then, it is useful, because it illustrates the important fact that finding a workable definition of autobiography is no simple task. His definition is useful, because it is inadequate. (2013: 6).

weiter aus, „zugleich dekonstituier[e]“ (ebd. 30). Anders als im vorhergehenden Kapitel zum autobiographischen Schreiben als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium dargestellt, geht die poststrukturelle Argumentation davon aus, dass das „Ich [...] unauflösbar mit dem Akt seiner Konstitution verknüpft [ist]“ und sich „als solches erst im Verlauf seiner Wahrnehmung heraus [bildet]“ (Gronemann 2002: 25f.). Dies geschehe, so erläutert Gronemann weiter,

gewissermaßen unabhängig von der Autorintention. Damit ‚verliert‘ der Autor die alleinige Verfügungsgewalt über seine Darstellung. In dem Moment, in dem sich seine Intention als unerfüllbar erweist, wird dann auch das Genre als repräsentationslogisch gedachte Manifestation des Ich zum Problem. (ebd.)

Der Band *Reading Autobiography – A Guide for Interpreting Life Narratives* (2010) von Sidonie Smith und Julia Watson stellt innovative Überlegungen zum Forschungsgebiet Autobiographien bereit. Die beiden Autorinnen plädieren für eine Distanzierung von den Begriffen Autobiographie und Memoiren hin zur Nutzung der Konzepte des „Life Writing“ bzw. der „Life Narratives“, um damit eine neue, globalisierte Geschichte des Forschungsfeldes vorstellbar zu machen (Smith und Watson 2010: 5). Die beiden Autorinnen stellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich mit selbstreferentiellen Ausdrucksformen befassen, ein Handbuch zur Verfügung, das den Facettenreichtum der Lebensnarrative greifbarer werden lässt. Sie gestalten die Definition autobiographischer Äußerungen möglichst weitläufig und bieten dadurch Raum für breite Interpretationsansätze. Somit gelingt ihnen in einer Zeit, in der kreatives Schaffen durch Transkulturalität, Intersektionalität sowie Intermedialität geprägt ist, ein angemessener theoretischer Ansatz zu einem viel diskutierten Thema in den Literatur- und Kulturwissenschaften. Der neu gewählte Oberbegriff der *Life Narratives* ermöglicht den Einbezug solch mannigfaltiger Variationen der Selbstvergewisserung in ihrer ‚klassischen‘ schriftlichen Form als Autobiographien, Tagebüchern oder Memoiren, in Filmen oder in der Musik, aber auch in ihrer umfangreichen Umsetzung in Online-Tagebüchern, Weblogs, oder in sozialen Netzwerken:

We understand life narrative [...] as a general term for acts of self-presentation of all kinds and in diverse media that take the producer’s life as their subject, whether written, performative, visual, filmic, or digital. In other words, we employ the term life writing for written forms of the autobiographical, and life narrative to refer to autobiographical acts of any sort. (Smith und Watson 2010: 4)

Dabei nennen Smith und Watson jedoch gleichzeitig die Kernelemente, die diese verschiedenen Formen der Lebensnarrative gemeinsam haben. Darunter finden sich die Thematisierung von Identität oder Erinnerungen sowie ein

4 Überlegungen zum autobiographischen Schreiben

gewisser Anspruch an Authentizität und Realität (im Gegensatz zu einer gezielten Fiktionalität) (vgl. ebd.).

Insbesondere im Kontext postkolonialer Literatur ist autobiographisches Schreiben von herausragender Bedeutung (vgl. Holden 2011). Auch der Literaturtheoretiker Edward Said veröffentlichte beispielsweise seine Lebenserinnerungen in dem Buch *Out of Place. A Memoir* (Said 1999). Ein Kritikpunkt der zunehmenden Funktionalisierung autobiographischer Elemente in postkolonialer Literatur ist jedoch deren automatische Verknüpfung mit der Darstellung von kollektiver Identität:

As postcolonial studies has become embedded in the academy as a discipline, however, writers and scholars have also struggled against the ‘biographization’ of literary production that the ‘postcoloniality industry’ brings, and particularly the manner in which liberal multiculturalism ignores the autonomy of literary texts and demands that such texts speak the truth of collective ethnic identity, with the creative writer as ‘native informant’. (Holden 2011: 108)

Holden zufolge antworteten zeitgenössische Schriftstellerinnen und Schriftsteller dieser Debatte jedoch mit ihrer ganz individuellen Nutzung des autobiographischen Reflektierens (vgl. ebd.). Als Beispiele nennt er Jamaica Kincaid oder J. M. Coetzee (ebd.). Auch der Literaturnobelpreisträger Derek Walcott bedient sich der formalen Elemente von Autobiographien, um in seinem Text *Another Life* ([1973] 2004) eine Verbindungslinie zwischen seinem Leben und der kulturellen Geschichte zu ziehen (vgl. Holden 2011: 121). Darüber hinaus stellt der Autor die Frage, ob die Autobiographie als ein „constraining template“ angesehen werden könne, eine Form der mentalen Kolonialisierung (ebd.) und bezieht sich damit zugleich auf die Aussage von Georges Gusdorf, dessen Definition von Autobiographie auf eben diesem Gedanken basiere. Gusdorf nennt die Autobiographie von Ghandi als Beispiel, die sich an Westlichen literarischen Mitteln orientiere, um den Osten zu verteidigen. Holden macht jedoch darauf aufmerksam, dass Ghandi sich bewusst für diese methodische Vorgehensweise entschieden habe, denn, so erklärt Holden weiter, „it was possible to take a template, and to use it to produce something that resisted colonial power, or spoke of the possibility of creating something entirely new“ (ebd. 110). Die Nutzung Westlicher literarischer Vorlagen und deren individuelle Transformation im postkolonialen Kontext wird auch bei der Betrachtung von kubanisch-amerikanischen autobiographischen Vertextungen von herausragender Bedeutung sein.

Weiterhin gilt zu beachten, dass viele dieser Texte in einer Sprache verfasst werden, die nicht der Muttersprache entspricht. Somit handelt es sich häufig

auch um die Übersetzung des eigenen Lebens in eine andere Sprache. Diese vermeintliche Hürde im kreativen Schaffungsprozess kann sich gleichermaßen als befreiend herausstellen. Gerade bei der Darstellung eines Lebens, das geprägt ist von Bi- bzw. Transkulturalität kann die Verwendung einer neuen Sprache einen freieren Umgang mit dem zum Teil sehr sensiblen Thema bedeuten.

4.2 Formen autobiographischen Schreibens

Bezugnehmend auf Holdens Definition von postkolonialer Auto/biographie, die besagt: „A defining feature of postcolonial auto/biography after the age of formal decolonization has passed, indeed, has been its mixing of genres, and its resultant questioning of referentiality“ (Holden 2011: 121), soll mit Blick auf das vorliegende Textkorpus eruiert werden, welche Kategorien autobiographischen Schreibens dort identifizierbar sind. Darunter befinden sich Bekenntnisliteratur, Memoiren und Bildungsromane (bzw. *Coming-of-Age* Literatur). Aber auch neuere Formen autobiographischen Schreibens, wie die sogenannte *Gastrographie* werden thematisiert. Alle genannten Genres arbeiten mit autobiographischen Bezügen, behandeln selbstreferentielles Schreiben. Dennoch ermöglichen bestimmte inhaltliche Darstellungsmethoden des geschriebenen Lebens unterschiedliche Definitionen.

Die vier Autoren Gustavo Pérez Firmat, Eduardo Machado, Carlos Eire und Oscar Hijuelos, deren Werke im Kontext dieser wissenschaftlichen Arbeit exemplarisch analysiert werden, stellen jeweils Texte bereit, die dem autobiographischen Schreiben im Allgemeinen zugeordnet werden können. Welche Formen des selbstreferentiellen Schreibens schließlich in jedem einzelnen der Primärwerke zu finden sind, soll im Folgenden näher erläutert werden.

4.2.1 *Confessions of a Refugee Boy als Bekenntnisliteratur?*⁵⁵

An oral or written narrative, the confession is addressed to an interlocutor who listens, judges, and has the power to absolve. (Smith und Watson 2010: 265)

Nicht nur der Untertitel *Confessions of a Refugee Boy*, sondern auch inhaltliche Merkmale⁵⁶ und explizite Äußerungen⁵⁷ zur Absicht eines Bekenntnisses ma-

⁵⁵ Dient die Bekenntnisliteratur als Beginn der Selbsterkenntnis: „[s]o erscheint die Autobiographie sowohl im Hinblick auf ihre Quellen im Selbstbewußtsein des Menschen, als auch in Anbetracht ihrer Leistung, die im Verstehen des Lebens besteht, nicht bloß als eine eigene Literaturgattung, sondern auch als ein Mittel zur menschlichen Selbsterkenntnis“ (Misch [1907/1949] 1998: 45).

chen den Bezug zur Gattung des *confessional writing*⁵⁸ in Carlos Eires *Learning to Die in Miami* (2010) erkennbar. So erklärt der Autor in einem Interview:

Surprisingly, very few memoirs have inspired me. In fact, I hardly ever read memoirs, save for those from the distant past, in my work as a historian. At the top of the list is the ultimate memoir, which is also one of the oldest of all: the Confessions of Saint Augustine, written in the late fourth century. But Augustine skips over his childhood and adolescence, devoting only a few pages to that

⁵⁶ Eire schreibt in seiner Widmung zu Beginn des Buches: „To the infant Jesus of Prague, fellow exile [...] eternal thanks“ (2010). Hierbei handelt es sich um das so genannte Prager Jesulein in der Kirche Maria vom Siege im Karmeliterkloster Prag. Der Legende nach gehörte die Statue einst Teresa von Avila.

⁵⁷ Schon in seiner ersten autobiographischen Schrift *Waiting for Snow in Havana* (2003), verdeutlicht das folgende Zitat den Hintergrund seines selbstreferentiellen Schreibens: „I confess to being an idolater, and to performing sacrifices daily, even hourly, at the altar of the god of denial. I sacrifice painful truths constantly, especially about myself, and bury them without reading the entrails. It’s a means of survival I learned on the fly, when my world was stripped away from me, bit by bit. Somehow I learned to cling to one piece of fiction that floated above the wreckage, undisturbed: I am still the same.“ (Eire 2003: 360).

⁵⁸ Konfessionen (lat. Geständnis, Bekenntnis), die in der Wissenschaft grundsätzlich als Ur-Form bezeichnete Art autobiographischen Schreibens, nahmen ihren Anfang als autobiographische Darstellungen eines exemplarischen christlichen Lebens. Der früheste und bekannteste Text, der dieser Definition entspricht, sind, wie bereits benannt, die *Confessiones* (397–398 n. Chr.) des Heiligen Augustinus von Hippo (354–430 n. Chr.). Die Bekenntnisse setzen sich zusammen aus insgesamt 13 Büchern; die Teile eins bis neun beschäftigen sich mit Erinnerungen des Autors an seine Kindheit bis zum Zeitpunkt des Todes seiner Mutter, die Nummern zehn bis 13 beziehen sich auf die Gegenwart des Schriftstellers. Hier berichtet der Autor von seinen Sünden und bekennt sich zu seinem Glauben vor Gott. Ziel der Bekenntnisse waren eine seelische Reinigung und schließlich die Absolution durch Gott. Adam H. Becker (2014) argumentiert jedoch, die *Confessiones* von Augustinus seien keine „simple narrative of conversion, a story of sinner made saint“, sondern es handle sich vielmehr um ein Gebet, „consisting of an invocation of God, a description of his mercies, and a request for his grace“ (29). Die *Confessions* (1765–1770) von Jean-Jaques Rousseau ([1781] 2010) bieten eine erste Distanzierung von der zuvor rein christlich orientierten Gattung. Sein Werk beabsichtigt die exemplarische Darstellung eines säkularen Bürgers. Demnach erläutert auch Friedlander: „Rousseau’s uniqueness, or incomparability as revealed in the autobiographical undertaking, is not elaborated in terms of special qualities that no one else shares. Nor is his life remarkable or illustrious in ways never encountered before. Rather, it is the very exemplification of the self’s relation to itself that is always inherently unique and incomparable.“ (Friedlander 2014: 59). Waren die Konfessionen zuvor ein nach innen gerichteter Dialog mit Gott, wendet sich Rousseau nunmehr mit seinen Gedanken an seinesgleichen (vgl. Poe 2008: 4). Mit der Aufklärung rückt das Individuum deutlicher in den Vordergrund. Nicht mehr die Bekenntnisse vor Gott und der Bezug zu einem gläubigen Leben, sondern die Selbstvergewisserungen prägen nunmehr die Form autobiographischen Schreibens.

period of his life. What inspired me, then, is not how he thinks about his earliest years, but how he places all of his existence into a larger metaphysical and religious framework. His honesty is also exceptionally inspiring, for he is all too painfully aware of his worst faults and makes an effort to come to terms with them through his writing. (Eire 2010, Interview)

In einem weiteren Interview bestätigt der Autor, seine beiden Texte würden eine bewusste Anspielung auf die *Confessiones* des Augustinus enthalten (vgl. Becker 2011). Dennoch erklärt er, primäre Absicht sei es gewesen, seinen ersten autobiographisch orientierten Text *Waiting for Snow in Havana* (2003) als fiktionale Literatur zu vermarkten. Erst durch Überzeugungsarbeit seitens des Verlagshauses wurden die Werke zu „confessions“: „Especially when they told me I couldn't take out embarrassing things I wanted to take out. I figured I might as well fess up. It is a confession“ (ebd.). Im Gegensatz zu Augustinus wendet sich Eire jedoch mit seinen Bekenntnissen nicht an Gott, sondern an seine Leser: „I've turned the reader not into God, but into the person who is judging my life for what it is“ (ebd.).

Eire spielt hier zudem mit einer weiteren Untergattung des autobiographischen Schreibens, die Smith und Watson als „conversion narrative“ bezeichnen: „This narrative mode is structured around a radical transformation from a faulty 'before' self to an enlightened 'after' self“ (2010: 266). Hierin äußert sich der typische Ablauf des Falls „[...] into a troubled and sensorily confused 'dark night of the soul,' followed by a 'call for help,' a process of transformation, and a journey to a 'new Jerusalem' or place of membership in an enlightened community of like believers“ (ebd.). Populäre Beispiele für diese Art der konversionellen Literatur sind die Autobiographie von Malcolm X (1965) oder Elizabeth Gilberts *Eat, Pray, Love* (2006).

Dem *confessional writing* ist eine immanente Vorher-Nachher-Struktur bzw. die Beschreibung einer Konversion eigen. In den Anfängen dieser Art des Schreibens stand das Glaubensbekenntnis, die Hinwendung zu einer Konfession, im Vordergrund. Ging es anhand dieser Vertextungen noch um das Bemühen um eine Katharsis, das Streben nach Vergebung, Exkulpation und Sündenbefreiung in einem zutiefst religiösen Kontext, können in neueren Formen der Bekenntnisliteratur andere Schwerpunkte ausgemacht werden. Diese Schwerpunkte greifen die Ziele aus dem religiösen Kontext auf und übertragen sie in einen säkularen Rahmen. Heutiges bekenndes Schreiben beabsichtigt gleichermaßen eine Reinigung, hat den Charakter einer Beichte und artikuliert den Wunsch nach Absolution: „Confessional life writing may be a record of some kind of error transformed; it may also be the narrator's attempt to reaffirm communal values or justify their absence“ (Smith und Watson 2010: 265). Wie im religiösen Kontext geht es um ein Bemühen um

Zugehörigkeit. Diese Art des Schreibens kann zudem eine therapeutische Funktion übernehmen.⁵⁹

Eire verarbeitet in seinen autobiographischen Werken den Wandel von einer rein kubanischen Selbstwahrnehmung hin zu einer Selbstwahrnehmung, die geprägt ist durch Elemente seiner Herkunftskultur sowie der Kultur des Landes, das seine zweite Heimat werden sollte. Hier kann mit dem Bild einer Konversion der tiefe Bruch im identitären Lebensentwurf des Erzählers verdeutlicht werden. Die nicht nur körperliche, sondern auch psychische Abwendung von Kuba, von den eigenen Wurzeln, kommt dem Autor retrospektiv einem Verrat gleich. Dieses Verhalten hat für ihn eine ähnlich gravierende Bedeutung wie die Konversion von einer Religion in eine andere für gläubige Menschen. Somit verhilft das selbstreferentielle Schreiben zunächst zu der Erkenntnis, dass diese Abwendung von den kubanischen Wurzeln definitiv stattgefunden hat, was der Erzähler in Form eines Bekenntnisses äußert, mit dem er sich Absolution, eine seelische Reinigung verspricht. Das geschieht nicht in direkter Linie im Dialog mit Gott, sondern in einem Dialog mit dem Selbst, um schließlich in einen Austausch mit Angehörigen der kubanischen Diaspora-Gemeinde zu münden.

Denn an dieser Stelle kommt ein weiterer bedeutender Punkt von Eires Texten zum Tragen. Der Autor repräsentiert mit seinen beiden autobiographischen Schriften eine ganz bestimmte Gruppe kubanischer Migranten in den USA. Als Kind der „Operation Peter Pan“ (vgl. Kapitel 2.1) ist er in der Lage, nicht nur eigene Traumata schreibend zu verarbeiten, sondern auch die vergleichbar traumatischen Erlebnisse von anderen zu rekonstruieren. Demnach bilanziert Angulo-Cano: „His traumatic childhood (dysfunctional family and country) and adolescence (bilingual/bicultural pressures), resonate and release painful collective memories“ (Angulo-Cano 2009: 170).

⁵⁹ Gill fragt, „What, if anything, distinguishes confessional writing from other forms of confession (psychoanalytic, legal, religious?) What, if anything, distinguishes modern confessional writing from the writing of the past?“ (Gill 2006: 1) und folgert schließlich, „[c]onfession, then is not a means of expressing the irrepressible truth of prior lived experience, but a ritualized technique for producing truth“ (ebd. 4). Karen Poe (2008) äussert in ihrem Aufsatz *Escrituras autobiográficas: ¿Confesión o autoficción?* die Hypothese, autobiographisches Schreiben sei „cruzada por una tensión radical e irresoluble entre la confesión y la invención de sí“ (Poe 2008: 1). Doch sie resümiert hingegen, dass es im autobiographischen Schreiben gerade die fiktionalen Elemente seien, die einen Ausbruch erlauben aus der „agobiante tarea de la confesión“ (ebd. 9).

4.2.2 *Thoughts without Cigarettes* – A Memoir?

Thoughts without Cigarettes (2011), der erste nicht-fiktionale Text von Oscar Hijuelos (1951–2013), wird im Untertitel als „A Memoir“ bezeichnet. Neumann definiert Memoiren als „die literarische Form der Lebenserinnerungen des in die Gesellschaft integrierten, seine soziale Rolle ohne Vorbehalt spielenden Menschen“ (Neumann 2013: 21). Der Memoirenschreiber stellt, so erklärt Neumann weiterhin, „[n]icht sein Werden und Erleben [...] dar, sondern sein Handeln als sozialer Rollenträger und die Einschätzung, die dies durch die anderen erfährt“ (ebd. 22). In Lateinamerika sind Memoiren besonders bei Politikern beliebt. So stellte beispielsweise Fidel Castro im Jahr 2012 seine Memoiren mit dem Titel *Guerrillero del Tiempo* (2012) vor. Der Text wurde jedoch nicht von Castro selbst, sondern von der Journalistin und Schriftstellerin Katiuska Blanco verfasst. Sie verarbeitete die Lebenserinnerungen des Revolutionsführers, die in zahlreichen Gesprächen thematisiert worden waren. Hier greift die Aussage von Thomas G. Couser (2012), Memoiren könnten einerseits als „subgenre of autobiography“, andererseits aber auch als „subgenre of biography“ bezeichnet werden, wenn über „someone other than the author“ geschrieben werde (Couser 2012: 18).

Die Begriffe Memoiren und Autobiographie werden zumeist synonym verwendet (vgl. Smith und Watson 2010: 274). Doch Neumann unterscheidet die beiden Gattungskategorien wie folgt: „Memoiren setzen eigentlich erst mit dem Erreichen der Identität, mit der Übernahme der sozialen Rolle ein, die Autobiographie endet dort“ (2013: 39). Zudem konzentrieren sich Autoren von Memoiren meist auf einen ganz bestimmten, zeitlich begrenzten Lebensabschnitt (vgl. ebd.: 4).⁶⁰ Demnach bilden Memoiren einen Status ab, Autobiographien hingegen einen Prozess. Zudem finden in Memoiren weniger interne Reflexionsprozesse statt. Die Gattung dient vielmehr der performativen Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit.

Das autobiographische Werk von Hijuelos umfasst die Entwicklung des in Manhattan geborenen Kubaners zu einem (Pulitzer-)preisgekrönten Schriftsteller. Nach den genannten Definitionen ließe sich also annehmen, dass Hijuelos

⁶⁰ Misch zweifelt gar den literarischen Anspruch dieser Gattung an: „An und für sich bringt das Wort also nur die Anspruchslosigkeit einer Schrift in Bezug auf die literarische Form zum Ausdruck: daß der Autor keinen schriftstellerischen Ehrgeiz hat – oder wenigstens keinen zu haben vorgibt. Er will nur Material liefern für ein literarisches Werk [...].“ (Misch [1907/1949] 1998: 40). Darüber hinaus konstatiert er: „Mit dem Ausdruck ‚Autobiographie‘ steht es umgekehrt: er besagt nichts über die literarische Form einer Schrift oder ihr Verhältnis zur schönen Literatur, sondern legt das Schwergewicht darauf, daß die Person, deren Leben dargestellt wird, selbst der Autor des Werkes ist“ (Misch [1907/1949] 1998: 40).

als Person, die eine stabile Identität erreicht hat, auf ihr Leben als „sozialer Rollenträger“ zurückschaut und ihren Lesern Einblick in den sich über Jahrzehnte erstreckenden Prozess einer Konstruktion ihrer heutigen Persönlichkeit gewährt. Dennoch erschweren andere narrative Merkmale und inhaltliche Elemente eine deutliche Kategorisierung des Werkes in die Gattung der Memoiren. Ebenso wie Eire, bedient sich Hijuelos der gängigen Charakteristika von Bekenntnisliteratur. Im Mittelpunkt seines Selbstporträts steht der Missbrauch von Alkohol, Drogen und insbesondere Zigaretten die dem Text auch zu seinem Titel verhelfen. Somit beschreibt der Autor langjährige Exzesse, die ihn in die Fußstapfen des alkoholkranken Vaters treten lassen. Das Ende seines autobiographischen Textes kennzeichnet schließlich die Loslösung von den bewusstseinsverändernden Substanzen, die seine Laufbahn als Schriftsteller gezeichnet haben.

Hijuelos erkennt in seinem Schreiben die Möglichkeit, in einen Dialog mit seinem an einem Herzinfarkt verstorbenen Vater zu treten. Darüber hinaus wird ihm zugleich die besondere Funktion seiner schriftstellerischen Tätigkeit für die Allgemeinheit bewusst. Die Tatsache, dass Hijuelos der erste ‚Latino‘ sein soll, der einen Pulitzer-Preis erhält, bringt ihn in eine bedeutende Position. Er beschreibt das Gefühl, „as if I had done something good for my community – los latinos – by opening some doors, at least in terms of publishing [...]“ (Hijuelos 2011: 366).

4.2.3 *Next Year in Cuba als Coming-of-Age Literatur?*

Gustavo Pérez Firmats *Next Year in Cuba* trägt den Untertitel „A Cubano’s Coming of Age in America“ (1995). Darin spielt der Autor einerseits auf sprachlicher Ebene mit den Elementen, die die Konstruktion seiner Identität im Schreiben beeinflussen, indem er seine Selbstbezeichnung „Cubano“ auf Spanisch schreibt, den Rest des Untertitels jedoch im Englischen belässt. Andererseits nimmt Pérez Firmat hier direkt Bezug zu der Lebensphase des *Coming-of-Age*. Coming-of-Age Narrative zählen zur Gattung der Entwicklungsromane.

Die Tradition des so genannten Bildungsromans, der „pseudoautobiography of a fictional character distinct from the text’s narrator“, begann gegen Ende des 18. Jahrhunderts⁶¹ und beeinflusste – insbesondere während des 19. Jahrhunderts – die literarische Landschaft maßgeblich (Smith und Watson 2010: 119). Diese Form des Schreibens fokussiert die Jugendjahre und die persönliche

⁶¹ Johann Wolfgang von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795) zählt als erstes Beispiel für einen klassischen Bildungsroman.

Entwicklung einer Protagonistin oder eines Protagonisten. Es handelt sich zumeist um in der dritten Person Singular verfasste fiktionale Texte. In seinen Anfängen begründete das Genre eine europäische, männliche Tradition (Rishoi 2003: 60). Auch Smith und Watson stellen heraus, dass der Bildungsroman in seiner eher traditionellen Definition „culminates in the acceptance of one's constrained social role in the bourgeois social order, usually requiring the renunciation of some ideal or passion and the embrace of heteronormative social arrangements“ (Smith und Watson 2010: 263). Heutige Definitionen dieser Gattung haben sich von damaligen Kategorisierungen gelöst. Geblieben ist der Blick auf eine Entwicklung, die zumeist während der Jugend erfahren wird. Demnach berichtet der Bildungsroman von der „formation of a young life as gendered, classed, and raced within social network larger than the family or the religious community“ (ebd. 120). Neben der Thematisierung von Erfahrungen während der Schulzeit sind gerade die ‚bildenden‘ Ereignisse außerhalb der engen Rahmungen des Schulalltags von besonderer Bedeutung. Generationskonflikte führen häufig dazu, dass der Protagonist seine Familie verlässt, um auf eigenen Beinen zu stehen. Eine ganz besondere Rolle spielen in den Entwicklungsromanen Mentoren-Figuren, denen der Protagonist begegnet und die ihm während seiner Entwicklungsjahre unterstützend zur Seite stehen (vgl. Rishoi 2003: 59). Mittlerweile wird die Tradition des Bildungsromans häufig von Schriftstellerinnen aufgegriffen und als Schreibfläche für Aushandlungs- und Transformationsprozesse von weiblicher, homosexueller und/oder schwarzer Identität genutzt. Coming-of-Age wird in der Literaturtheorie als feststehender Begriff verwendet:

“Coming of age” is an imprecise, romantic phrase evoking the period in life during which a child is physiologically, sexually, morally, and socially transformed into an adult. The bodily transformation is involuntary, of course, but when children reach a certain age, nebulously defined as puberty, they are expected to gradually assume adult responsibilities and interests. It suggests a process with no clear beginning or ending and is usually depicted nostalgically only in retrospect by an adult [...]. (Rishoi 2003: 47)

Entwicklungsromane erzählen zumeist die Geschichte von Personen, die zunächst nicht in die Mainstream-Gesellschaft integriert sind. Während der klassische Bildungsroman jedoch damit endet, dass die Hauptfigur eine Reintegration in die Gesellschaft erfährt, liegt die Besonderheit der Coming-of-Age Literatur darin, dass die Protagonisten sich zumeist bewusst dafür entscheiden, in ihrer marginalisierten Position zu verbleiben (vgl. ebd. 63).

Pérez Firmats Erkundung seiner ganz persönlichen familiären sowie der allgemeinen kubanischen Geschichte hat eine therapeutische Funktion „by produ-

cing a kind of spiritual deliverance in his attempt to understand his family relationships and his Cuban heritage“ (Alvarez Borland 1998: 74). In *Next Year in Cuba* liegt die Entwicklung des Protagonisten im Mittelpunkt des Interesses. Pérez Firmat thematisiert sein ‚Werden‘ und nicht dessen ‚Sein‘:

Although I will be writing mostly about my life, this isn't a memoir, for the past is not my destination. Rather than memorious, I intend to be recollective, in both senses of the word: my purpose is not simply to recall the past but also, and primarily, to weave together the different strands of my life as an exile into a design for the present and the future. I write to collect myself, to shape disparate fragments into a portrait that I can recognize and embody. (Pérez Firmat 1995: xx)

Als Leser erfahren wir mehr über die Beziehung des Erzählers zu den Orten, die sein Erwachsen-werden prägten: dabei gelingt dem Autor eine subjektive Chronik der Geschichte von Miami in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts (vgl. Alvarez Borland 1998: 69). Auf diese Weise, so konstatiert Alvarez Borland weiter, „we have ample proof of how history and culture can be expressed in the life of an individual“ (ebd. 75).

4.2.4 *Tastes like Cuba* – *Gastrographie* / *Food Memoir*?

Moreover, having chosen auto/biographical rather than fictional discourse, the authors make referentiality central, thus stressing, among other things, the notions of daily experiences: eating or talking become emblematic experiences as they are inserted in the context of the transcultural condition of the authors. (Baena 2006: 107)

In *Tastes like Cuba. An Exile's Hunger for Home* (2007) gelingt Eduardo Machado die Darstellung einer Gastrographie. Rosalía Baena prägte den Begriff der *Gastrographie* in ihrem Aufsatz „Gastro-Graphy: Food as Metaphor in Fred Wah's Diamond Grill and Austin Clarke's Pig Tails 'n Breadfruit“ (2006). Diese Form autobiographischen Schreibens hebt sich durch die besondere Beachtung von Essen als Teil persönlicher Lebensentwicklungen hervor. Viele der Gastrographien thematisieren den Weg einer Person hin zu der Entdeckung einer besonderen Berufung als Koch oder Köchin (z. B. Julia Child).⁶²

⁶² Julia Child (1912-2004) öffnete mit ihrem zweibändigen Kochbuch *Mastering the Art of French Cooking* ([1961] 1983) die Welt der französischen, exquisiten Küche für ein breiteres Publikum. Basierend auf den Memoiren von Child, einem Blog sowie einem Roman, entstand schließlich im Jahr 2009 der Film *Julie & Julia* mit Starbesetzung (Meryl Streep in der Rolle der Julia Child) über den Versuch einer jungen Amateurköchin sämtliche Rezepte aus Julia Childs Kochbuch in 365 Tagen zu kochen.

Auch Smith und Watson erkennen die besondere Bedeutung von Essen in autobiographischen Vertextungen und elaborieren den Begriff der „food memoirs“:

The food memoir incorporates food-laced memories that feed reader's desire to redefine themselves by both imagining pleasures and cooking them up, as a way of enacting the life chronicled. (Smith und Watson 2010: 149)

Diese spezifische Form des autobiographischen Schreibens ist zudem sehr beliebt bei der Verknüpfung von Ethnizität und Essen im Zuge einer schriftlichen Aushandlung von Identität im Kontext von Migration, kultureller (Gem-)Einsamkeit in der Heimat und in der Fremde. Den Lesern werden zu meist (reale oder fiktive) Rezepte an die Hand gegeben, die ein tatsächliches, sinnliches Nachempfinden des Erzählten ermöglichen. Autobiographisches Schreiben, das Essen sowohl als Medium für Erinnerung als auch als Metapher in den Mittelpunkt des schriftstellerischen bzw. hermeneutischen Interesses stellt, vermag einen Wandel in der Selbstwahrnehmung auszulösen (vgl. ebd.). Darüber hinaus kann Essen bzw. Nicht-Essen in autobiographischem Schreiben auch als Metapher für Selbstgenügsamkeit stehen. Der Verzicht steht hierbei für einen ebenso deutlichen wie unverstellten Blick auf sich selbst. Rita de Maeseneer wählte in ihrer Monographie *Devorando a lo Cubano* (2012) eine sogenannte „gastrokritische“ Herangehensweise an ausgewählte kubanische Romane verschiedenster historischer Epochen. Die Autorin erkennt gerade in der vermeintlich alltäglichen Handlung des Essens (sowohl dessen Zubereitung als auch dessen Konsum) Potential zur Betrachtung der Aushandlungs- und Transformationsprozesse von Identität (vgl. 2012: 34).

Machado verknüpft, gemeinsam mit seinem Co-Autor und Lebensgefährten Domitrovich, Erinnerungen an seine kubanische Vergangenheit, die Migration der Familie in die USA und seine eigene Suche nach der Antwort auf die Frage des „Wer bin ich?“ mit der Zubereitung und dem Konsum von Lebensmitteln, die ihn auf seinem Lebensweg begleitet haben. Dabei fungiert Essen einerseits als Auslöser von Erinnerungen, andererseits aber auch als Metapher für Identität und Zugehörigkeit. Essen ist Antrieb zur sexuellen Befreiung des Autors, zum Coming-out, unterstützt durch emphatischen Genuss von Lebensmitteln verschiedenster ethnischer Herkunft und Zubereitungsweisen. Jedes Kapitel wird durch Rezepte abgerundet, die in ihrer Funktion als metaphorische Paratexte die Lebensgeschichte für die Leserinnen und Leser greifbarer werden lassen und somit den Versuch offenbaren, dadurch den Authentizitätsanspruch des Textes zu erhöhen.

4.3 Autobiographisches Schreiben in der Kubanisch-Amerikanischen Diaspora

Im Rekurs auf die hier angestellten Überlegungen zu autobiographischem Schreiben lässt sich festhalten, dass alle vier vorgestellten Primärwerke spezifische Formen des Gattungsfeldes betonen. Bei Eire sind mithin deutliche Merkmale der Bekenntnis- und Konversionsliteratur erkennbar. Pérez Firmat äußert seine selbstreferentielle Lebensdarstellung orientiert an einer an die Gattung der *Coming-of-Age* Literatur erinnernde Tradition. Machado wiederum bedient sich offensichtlich der narrativen Elemente, die für die so genannten Gastrographien konstitutiv sind. Und Hijuelos' *Thoughts without Cigarettes* weist Merkmale der Memoiren auf, kann jedoch ebenso als eine Form der Bekenntnisliteratur bezeichnet werden. Es zeichnen sich zudem zwei Ziele autobiographischen Schreibens ab: die Absolution (Selbst-Reinigung) oder die Performanz (Selbsterfindung). Während in den Schriften von Eire oder auch Hijuelos spürbar wird, dass mit dem Vertextungsprozess und der daran anschließenden Publikation der Wunsch gekoppelt ist, die eigene Seele von bedrückenden Gedanken und Empfindungen zu befreien, wird bei Pérez Firmat ein weiteres Motiv deutlich: Als aktivem Schriftsteller und Literaturwissenschaftler sind dem Autor die gängigen Mittel zur ästhetisch-textuellen Darstellung seiner selbst bewusst. Als Leser kommt man nicht umhin, die Sprach- und Erzählspiele als zugleich performative Elemente zu enttarnen, die der zusätzlichen Maskerade für die eigene Darstellung des Selbst dienen.

Gleichwohl wird an dieser Stelle Distanz eingenommen zu einer pauschalen, unilateralen Kategorisierung des Textkorpus. Grund dafür sind die vielen Elemente, die in den jeweiligen Texten zu finden sind, die sich einer klaren Einteilung entziehen. Verbindendes Charakteristikum der vorliegenden Werke ist in allererster Linie deren selbstreferentieller Bezug. In allen vier Beispielwerken handelt es sich um ein Selbstporträt des jeweiligen Autors. Diese Porträts sind zwar in unterschiedlichen Facetten gezeichnet worden, ihre Grundaussage bleibt jedoch identisch: Autor wie Protagonist suchen eine Antwort auf die Frage nach dem „Wer bin ich?“

4.4 Autobiographisches Schreiben und Identität

Aber wo die Selbstbiographie aus eigenen Kräften von bedeutenden Persönlichkeiten aus dem Leben selbstständig gestaltet wird, bringt sie eine höchste Art von Repräsentation: die Darstellung der Geistesverfassung der Zeiten in dem Stil eines überlegenen Menschen, der selbst an der Seele der Zeit mit-schafft. (Misch [1907/1949] 1998: 47)⁶³

But the face inside the frame will not be mine alone, for the portrait is also a group picture — of my family, of some of my friends, as well as of people I don't even know. Although my narrative relies on the circumstances of my life in a foreign and familiar land, I share these circumstances with countless other immigrants. I can't presume to speak for all Hispanic Americans, or even for all Cuban-Americans; yet it would be disingenuous for me to think that my words, my feelings, my experiences, are mine alone. The truth is that they emerge from a choral or communal setting and resonate with shared experiences and expectations. The essential nature of those experiences and expectations can be summarized in a treacherously simple proposition: first you lose your place, then you find your place. (Pérez Firmat 1995: xxi)

Anschließend an die Überlegungen zu den vier exemplarischen Versionen autobiographischen Schreibens lässt sich argumentieren, diese Vertextungsformen vermittelten nicht einzig Aushandlungsprozesse mit der jeweils eigenen Identität der Schreibenden, sondern stehen gleichermaßen repräsentativ für eine ganze Gruppe. Bei den genannten Texten kann somit auch von „group-oriented autobiograph[ies]“ gesprochen werden (Angulo-Cano 2009: 169).⁶⁴ Alle vier Autoren gehören — wie schon in Kapitel 2.2 zu Identitäten näher

⁶³ Misch unterstreicht die gesellschaftliche Relevanz autobiographischen Schreibens: „So erscheint in einer Geschichte der Autobiographie eine verlockende Aussicht: wie die Zeugnisse der Menschen von ihrem konkreten Dasein einander folgen, seien sie nun bloß typisch oder zugleich individuell, kommt in einer kontinuierlichen Reihe von Darstellungsformen Wandel und Dauer der Lebenskategorien zu realer Anschauung. Und die autobiographischen Schriften, scheinbar zufällig auftauchend und nur durch literarische Formbeziehungen verbunden, stehen in einem inneren Zusammenhang, der die Selbstbiographie als eine Gattung begreifen läßt, die sich stetig mit der allgemeinen Kultur der verschiedenen Zeiten und Völker bis in die Gegenwart entwickelt“ (Misch [1907/1949] 1998: 48).

⁶⁴ Demnach zitiert Alvarez Borland auch Roy Pascal, der Autobiographien als „a mode of writing concerned not with the past existing in any concrete form but with a contemporary memory of that past“ bezeichnet (zit. in Alvarez Borland 1998: 64). Georg Misch argumentiert jedoch konträr, indem er konstatiert, „die Selbstbiographien als lautere Quelle für spezielle historische Kenntnisse anzusehen, das widerstreitet in der Regel dem Charakter der Gattung; ist es doch eine allgemeine psychologische Einsicht, daß die Erinnerung nicht als mechanische Reproduktion vonstatten geht.“ (Misch [1907/1949] 1998: 46)

erläutert – einer ganz bestimmten Generation von Kubanern an, die zum Teil traumatische Migrationserfahrungen während ihrer Kindheit machen mussten. Gustavo Pérez Firmat verlässt gemeinsam mit seiner ganzen Familie das Heimatland in den ersten Jahren nach der kubanischen Revolution und erlebt dadurch den von ihm als schmerzhaft beschriebenen sozialen Abstieg in den USA und die damit verbundene Lethargie des Wartens auf den Sturz Castros.⁶⁵ Auch Eduardo Machado erfährt die Migration in Begleitung seiner Familie. Sein Weg führt ihn von Kuba über Mexiko nach Miami (Dreh- und Angelpunkt sämtlicher Erzähler des Textkorpus) und schließlich nach Los Angeles. Carlos Eire berichtet wiederum von seinen bis zur Gegenwart traumatisierenden Erlebnissen, die durch seine Migration von Kuba in die USA ausgelöst wurden. Er war, gemeinsam mit seinem Bruder, Teil der zuvor erwähnten Operation Peter Pan. Ihn prägten die ersten Jahre in der Diaspora nachhaltig, die er in verschiedenen Gastfamilien überstehen musste, bis seiner Mutter die Ausreise aus Kuba gelang. Oscar Hijuelos schließlich verfügt selbst über keine Migrationserfahrungen. Diese wurden ihm von Geburt an in emotionaler wie materieller Hinsicht von seinen Eltern vermittelt. Die Migration als Auslöser individueller Traumata wird in diesem Fall in die zweite Generation übertragen. Besonders hervorzuheben ist zudem Hijuelos' frühkindlicher Krankenhausaufenthalt, der ebenfalls beträchtliche Auswirkungen auf die weitere Entwicklung des Protagonisten hat.

Alle vier Autoren sind Teil der großen kubanischen Diaspora-Gemeinschaft in den USA und geben dieser somit durch ihr Schreiben gleichermaßen eine eigene Stimme. Demnach erläutert auch Alvarez Borland: „Because autobiography mirrors the culture that produces and consumes it, it is an important document reflecting the history of the Cuban-American community within the United States“ (Alvarez Borland 1998: 62). Dieses Argument macht die Funktion autobiographischen Schreibens als subjektiv historisches Dokumentieren deutlich. Die gemeinsame Erfahrung der kubanischen Revolution von 1959, der darauf folgenden Migrationsbewegungen sowie des Lebens außerhalb des Heimatlandes und schließlich der Aufbau eines zweiten Havananas in Miami äußern sich in diesen Narrativen:

In presenting the history of the 1959 diaspora, many of these narratives have the same story to tell, namely, the decline and fall of a world of unity and order (before and after 1959). The fact that many Cuban children were uprooted from

⁶⁵ Auf diesem Warten basiert der Titel des Buches „Next Year in Cuba“. Hierbei handelt es sich um einen Trinkspruch, der den Wunsch ausdrückt, die jeweilige Feierlichkeit im kommenden Jahr wieder in Kuba verbringen zu können. Näheres hierzu auch in Kapitel 6.2 des vorliegenden Textes.

their families in the early 1960s and that many were sent alone to live in the United States makes these writers' relation to history intrinsic to their self-definition. Here we often find an intersection between the personal and the historical in which the need for healing and the search for coherence are provided by the exercise of writing down a life. (Alvarez Borland 1998: 62)

Lebenskrisen spielen eine bedeutende Rolle bei der Entstehung von autobiographischen Narrativen, denn diese sind mitverantwortlich für den Wunsch, die eigene Biographie zu vertexten bzw. Zusammenhänge zwischen verschiedenen Lebensstationen herzustellen und bisher Unbegreifliches (be)greifbar zu machen. Autobiographisches Schreiben hat schließlich zum Ziel, ein/das Selbst durch Sprache und Text zu konstruieren. Neben der Funktion eines Spiegels für die eigene Persönlichkeit bzw. für einen Dialog mit dem Selbst, suchen die Schreibenden darüber hinaus den Austausch mit der Öffentlichkeit: „As a group, these [Cuban-American] authors exhibited a desire to communicate with their community in exile, to look at reality, and to seek the positive aspects of displacement in their individual lives“ (Alvarez Borland 1998: 87). Die Autoren berichten somit aus zwei Perspektiven über ihr bisheriges Leben: aus ihrer eigenen ganz persönlichen zeichnen sie ein Bild ihrer Selbstwahrnehmung. Gleichzeitig versuchen sie, den Blick von außen, die Fremdwahrnehmung, zu rekonstruieren und ebenfalls in den Verschriftlichungen festzuhalten (vgl. Egan 1999: 2). Dabei zeigt sich die besondere Bedeutung von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien (Luhmann, Kapitel 3) zur narrativen Darstellung des Selbst, wie zum Beispiel Sprache bzw. Sprechen oder E/essen, was in den folgenden Kapiteln näher betrachtet werden wird.

Es wird demnach Bezug genommen auf Formen des Schreibens als Selbstvergewisserung. Es werden selbstreferentielle Texte betrachtet und daraufhin untersucht, ob sie die Funktion einer Autopoiese erfüllen. Im autobiographischen Schreiben können in den oben dargestellten variablen Schattierungen bzw. Untergattungen Prozesse der permanenten Selbstvergewisserung flexibel und wandelbar ausgehandelt werden. Im Gegensatz zu rein fiktionalen Texten, spielt Selbst-Referentialität in autobiographischen Verschriftlichungen eine bedeutende Rolle. Alltägliche Begebenheiten kommen als Medien zur Konstruktion von Identität deutlicher zum Vorschein. Die auffälligsten Medien dieser Art sind, wie bereits mehrfach unterstrichen, Sprache und Essen (vgl. Baena 2006: 107).

Die dargestellten Überlegungen rechtfertigen die Aussage, autobiographisches Schreiben nehme eine Doppelfunktion ein. Einerseits dienen diese Formen der Reflexion einer Konzentration auf das Innerliche eines Menschen und stellen somit eine Suche nach dem Selbst dar. Andererseits können die Texte

4 Überlegungen zum autobiographischen Schreiben

auf einer sozialen Ebene den Erfahrungsaustausch sowie die Vermittlung individueller Erlebnisse und deren Einbettung in einen gruppenorientierten Kontext darstellen.

Ein Ziel ist es somit, durch das autobiographische Schreiben in der kubanischen Diaspora eine stabile Identität zu erreichen. Darüber hinaus ermöglicht es die Sichtbarmachung bestimmter individueller Erfahrungen und deren Bedeutung für eine ganze Gesellschaft. Dafür bedienen sich die hier vorgestellten Autoren europäischer Schreibtraditionen als Vorlage für die Entwicklung eigener literarischer Konzepte. Durch ihr Schreiben zeigen sie eine Flexibilität auf mehreren Ebenen: Auf Gattungsebene durch die Orientierung an unterschiedlichen Genreaspekten, auf Textebene durch stilistische Sprünge etc. sowie auf Identitätsebene beeinflusst durch zwei Kulturen. Der Diaspora-Kontext bzw. das postkoloniale karibische Schreiben stellen einen einzigartigen Raum für Selbstreflexionen dar. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass im Zusammenhang der karibischen Diaspora immer auch von einer Bewegung von einer Diaspora in eine andere Diaspora gesprochen werden kann, was eine einzigartige Form der Diaspora-Literatur entstehen lässt.

Analyse: Kommunikation und Identität

5 Sprache und Identität

5.1 Sprache und Literatur

[...]

Ich lebe in meinem Mutterland

Wort

Rose Ausländer, *Mutterland. Gedichte* (1978)

Sprechen und Schreiben als Prozesse verwandeln das, was sich im Geiste eines Individuums abspielt, in für sich selbst und andere Greifbares. Diese Formen des Denkens, das eine in verbalisierter, das andere in verschriftlichter Version, sind Äußerung eines Verstehen- und eines Verstanden-werden-Wollens. Sprechen bedeutet auch den Versuch, Denkflüsse aufzuhalten, in eine Form zu bringen. Sowohl bei der Verbalisierung als auch bei der Verschriftlichung von Gedanken findet eine Komplexitäts-Reduzierung statt, erfolgt eine Eingrenzung der Gedanken in sprechbare Formen sowie deren Verfestigung und Ordnung. Sprechen wie Schreiben ermöglichen dabei dennoch (oder gerade deshalb) eine tiefergehende Analyse von Gedanken sowie deren sprachliche Verbildlichung, die Umsetzung in Metaphern und Allegorien. Das Schreiben materialisiert gedachte bzw. artikulierte Sprache.

Der spontane Umgang mit Sprechen intendiert das Auffinden einer emotionalen Struktur, so auch in der Literatur, zum Beispiel in der Lyrik, die, oft einem Stammeln⁶⁶ vergleichbar, auch immer eine Annäherung an sich selbst

⁶⁶ Nach Hans-Georg Gadamer: „Nur wer in einer Sprache zu Hause ist, vermag die an sich haltende und in sich stehende Aussage des dichterischen Wortes zu erfahren, die noch ein anderes Zuhause-sein im Urvertrauten gewährt. Aber wer ist in einer Sprache zu Hause? Es scheint, daß das, was die moderne Forschung die ‚Sprachkompetenz‘ nennt, mehr das Außerhouse-Sein des Sprechens trifft, die Unbeschränktheit des Gebrauchs der Rede – und das ist ihr allbereites Verhalten. Deshalb scheint mir das dichterische Wort gegenüber jedem anderen Kunstwerk noch eine zusätzliche Bestim-

bedeutet. In einer Sprache, in der der oder die Sprechende nicht beheimatet ist, stehen gegebenenfalls nicht genügend Worte zur Verfügung. Das reduziert das Sprechen als wertvolle Assoziationsquelle. Andererseits kann die ‚andere‘ Sprache bewusst für spezifische Versprachlichungsprozesse gewählt werden, da sie gegebenenfalls über ein Vokabular verfügt, das für das jeweilige Themenfeld von Bedeutung ist.

Sprache kann im Kontext von literaturwissenschaftlicher Analyse in drei Segmenten betrachtet werden: 1. im jeweiligen Sprachstil eines Textes; 2. in der Verwendung einer oder mehrerer Einzelsprachen (z. B. Englisch und/oder Spanisch) und 3. in Reflektionen über Sprache im Text selbst, also auf einer Meta-Ebene. Diese drei Segmente kommen in autobiographischen Texten der kubanischen Diaspora besonders deutlich zum Vorschein.

Autobiographien, deren Inhalt auf der engen Beziehung von Sprache und Identität basiert und deren begleitendes Ziel es ist, eine neue Sprache zu erlernen bzw. deren Gebrauch zu perfektionieren, „meaning a text that represents the self“, können, nach Ramsdell, als „linguistic autobiographies“ bezeichnet werden (2004: 168). Ramsdell konzentriert sich in ihrem Aufsatz auf autobiographische Narrative, deren Hauptmerkmal eben jene Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache und deren Einfluss auf die Identität darstellt. Auch Busch benennt die Analyse von Sprachbiographien als besondere Methode biographischer Forschung (Busch 2013: 32). Bezugnehmend auf Doris Tophinke (2002), benennt die Linguistin drei Aspekte, die sich hinter dem Konzept der Sprachbiographie verbergen:

Erstens die ‚gelebte Geschichte‘ des Erwerbs von Sprachen und Sprachvarietäten in spezifischen Kontexten, zweitens eine ‚erinnernde Rekonstruktion‘ sprachbiografisch relevanter Erfahrungen und drittens die situative ‚sprachliche Rekonstruktion‘, die schriftlich oder mündlich realisiert werden kann. (Busch 2013: 32)

Der Blick in die globalen literarischen Diskurse lässt erkennen, dass Sprache ein elementares Thema ist, das von Autorinnen und Autoren auf unterschiedlichste Art und Weise schreibend behandelt wird. Dabei ist die Verschriftlichung an sich schon als eine eigene Sprache anzusehen. Der Schreibende muss Worte finden und ein Zeichensystem auswählen, mit dem er seine Geschichte an Menschen weitergibt, die über Kenntnisse desselben Zeichensystems verfügen.

mung zu haben. Nicht nur die atemberaubende Nähe aller Kunst kommt ihm zu, sondern es muß und es vermag diese Nähe auch zu halten, das heißt, dem Entgänglichen Halt zu geben. Denn Reden ist sich-Äußern und entgeht sich selbst. Auch das dichterische Wort kann nie aufhören, Rede (oder **Stammeln**) zu werden, um immer aufs neue seine Sinnmöglichkeiten auszuspielen.“ (Gadamer 1993: 56f., eigene Hervorhebung).

Gerade im diasporischen Kontext ist die Wahl der Verschriftlichungs-Sprache nicht selbstverständlich, stellt sie doch zumeist auch eine politische Entscheidung dar (vgl. Ramsdell 2004: 166). Daher wird Sprache des Öfteren in den Narrativen selbst thematisiert. Die Auseinandersetzung mit Sprache auf einer Meta-Ebene ermöglicht den Leserinnen und Lesern ein Nachempfinden der getroffenen Entscheidung. Die Schreibenden begeben sich damit in einen Dialog mit den Rezipienten ihrer Texte, erläutern narrativ den eigenen Umgang mit Sprache und finden so, bestenfalls, für sich selbst gleichsam eine Antwort auf die Frage nach der ‚richtigen‘ Sprache.

Im Rekurs auf die in Kapitel 2.2 der vorliegenden Arbeit vorgestellte Unterscheidung von „lengua“, „idioma“ und „lenguaje“, ist diese Dreiteilung auch im literaturwissenschaftlichen Kontext begründbar: „Lengua“, die personengebundene Sprache, die sich durch Individualität kennzeichnet, erscheint als die Artikulationsweise der Protagonisten eines literarischen Textes. „Idioma“ bezieht sich in der hier vorgestellten Literatur auf die Sprache in der Diaspora, ggf. auch auf den Sprachcode einer Generation (vgl. Kapitel 2.1). „Lenguaje“ schließlich bezeichnet das US-amerikanische Standard-Englisch bzw. das kubanische Spanisch – beides Sprachen, die über festgelegte Regelsysteme verfügen, aber im Kontext von Migration und Trankulturalität konstant Brüche erfahren, wie es in der Analyse der autobiographischen Vertextungen deutlich werden wird.

Smith und Watson heben in ihren Ausführungen zu Lebensnarrativen die besondere Bedeutung der Stimme in autobiographischen Texten hervor (vgl. Smith und Watson 2010: 79ff.). Diese sei „inflected with distinctive rhythms or cadences, idioms, tone, and styles of speech, and shaped by rhetorical strategies“ und erfülle daher den Auftrag, die Leserschaft in eine Beziehung mit der Geschichte und dem Erzähler zu versetzen (ebd.). Die Besonderheit autobiographischer Vertextungen liege darin, so erklären die Autorinnen, dass die Stimme der Erzählung direkt dem Autor zugeschrieben werden könne (vgl. ebd.). Die Stimme der autobiographischen Erzählung ist allerdings in den häufigsten Fällen höchst heterogen angelegt:

Autobiographical narration may shift through a register of voices that are all aspects of the narrating persona. These voices may be attached to particular identities and subject positions that the narrator takes up in telling the story: for example, the voice of the parent or the politician, the survivor or the confessor, the renegade or the celebrity, the subaltern or the conqueror. (ebd.: 80)

Genau das macht eine der Besonderheiten autobiographischer Erzählungen aus. Da kann mit den verschiedenen Stimmen experimentiert werden, die das eigene Leben bisher geprägt haben. Zudem kann, mit dem Blick aus der Gegenwart

auf vergangene Ereignisse, eine Position eingenommen werden, die zum damaligen Zeitpunkt noch nicht möglich gewesen wäre. Der Einsatz verschiedener Stimmen ermöglicht somit zum einen eine Annäherung an und damit gegebenenfalls ein besseres Verständnis von Verhaltensweisen, zum anderen ist jedoch auch eine deutlichere Distanzierung möglich. Der Erzähler kann, je nach Stimmwahl, von seiner individuellen Position zurücktreten und Vorkommnisse aus einer anderen Perspektive beleuchten.

In autobiographischen Texten werden Dialoge ebenso wie Gedanken rekonstruiert und bekommen im Prozess des Erzählens eine je eigene Stimme zugeeilt. Am bedeutendsten ist hier die Rekonstruktion der Stimme des erzählten Ichs, „the voice attached to that remembered version of oneself whose interiority is represented through its distinct syntax, rhetorical address, style, and worldview and re-presented through reconstructed dialogue or internal monologue“ (ebd.). Somit kann in der spezifischen Darstellung der Sprache des Ichs bereits eine Aussage mitklingen, die der Konstruktion eigener Identität dient. Smith und Watson erkennen zudem in autobiographischen Texten einen Dialog zwischen dem erzählenden und dem erzählten Ich, aus dem sich ein heterogener Identitätsdiskurs zu entfalten vermag (vgl. ebd.: 84). Aus diesem Dialog zwischen dem erzählenden und dem erzählten Ich kann schließlich die Konstruktion des Selbst erfolgen, das eine Synthese aus Vergangenheit und Gegenwart darstellt und eine Projektion in die Zukunft ermöglicht.

5.1.1 Sprache und kubanische Literatur

„¿Qué sucede cuando la literatura de un país cambia no sólo de geografías sino también de idiomas como en el caso cubano?“ (Alvarez Borland 2003: 37) – Dieser Frage gilt es auf den folgenden Seiten nachzugehen. Der von Alvarez Borland angesprochene geografische Wechsel der kubanischen Literatur äußerte sich schon in Texten von José Martí oder Gertrudis Gómez de Avellaneda. Das spezifische Pendeln zwischen zwei Kulturen spiegelt sich jedoch insbesondere in literarischen Texten der kubanisch-amerikanischen Gegenwart bzw. jenen aus der Zeit seit 1959 wider.⁶⁷ So erläutert auch Alvarez Borland weiter: „Un repaso

⁶⁷ Alvarez Borland benennt die Generation von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die im Jugend- oder Erwachsenenalter von Kuba in die USA kamen „híbrida“, vergleichbar mit der von Pérez Firmat bereits vorgestellten „One-and-a-half generation“ (Alvarez Borland 2003: 41). Diese Generation habe sich zwischen zwei Kulturen entwickelt: „su infancia y memorias ocurren en español mientras que su presente y madurez ocurren en inglés. [...]“ und blicke schreibend zurück in die Vergangenheit, „no para confrontar la historia o lamentar la pérdida [...], sino para buscar una manera de balancear las dos culturas que viven simultáneamente en ellos.“ (ebd.)

de la literatura cubana escrita fuera de Cuba desde 1959 debe considerar no solamente la relación del escritor con la historia que lo lanzó al exilio, sino también sus nexos con la cultura cubana y con la cultura del país adoptado“ (ebd.). Die Sprache als eines der deutlichsten Unterscheidungsmerkmale, als Auslöser für die Abgrenzung von aber auch die Zuordnung zu anderen, wird vermehrt in literarischen Texten thematisiert. Der Umgang mit der eigenen Zweisprachigkeit, die Bedeutung der Sprachwahl für das literarische Schaffen und die Suche nach einer Sprachheimat bieten genügend Stoff für differenzierte Reflektionen.

Das Theaterstück *Coser y Cantar: Bilingual Fantasy for Two Women* ([1981] 1991) der kubanisch-amerikanischen Theaterautorin Dolores Prida kann als ein Paradestück dieser kulturellen und sprachlichen Dichotomie angesehen werden, der kubanische Migrantinnen und Migranten ausgesetzt sind. Es handelt sich um ein Ein-Personen-Stück, in dem die Protagonistin mit einer doppelten Persönlichkeit dargestellt wird. Diese bipolare Identität wird im Text unterschieden durch die Bezeichnungen ELLA und SHE. Gutierrez fasst das Theaterstück folgendermaßen zusammen:

[...] el constante enfrentamiento de las ‘virtudes’ hispanas innatas versus las ‘virtudes’ anglosajonas adquiridas, i.e. sensualidad / asertividad agresiva, el recuerdo / el presente, la patria / Nueva York, pureza / promiscuidad, comer / hacer dieta, la seguridad del apartamento / el peligro de la gran ciudad, el calor tropical / el frío del norte, nostalgia / pragmatismo, lo viejo / lo moderno, el florida idioma español / la precisa lengua inglesa, etc. (Gutiérrez 1999: 157)

Prida betont die außerordentliche Bedeutung der Sprachen in ihrem Stück, indem sie vor Beginn der eigentlichen Rollentexte notiert: „This play must NEVER be performed in just one language“ (Prida [1981] 1991: 49). Die beiden Identitäten ein und derselben Person stehen in einer vermeintlichen Opposition zueinander, die nicht nur über den Sprachgebrauch, sondern auch über zahlreiche inhaltliche Differenzen zum Ausdruck kommt. Letztlich resultiert der Zwist zwischen ELLA und SHE in der Verwässerung der zuvor so intensiv gepflegten Unterschiede und dem mittelfristigen Heranwachsen einer neuen Identität. Der verbale ‚Schlagabtausch‘ zwischen ELLA und SHE findet zu Beginn in festgelegten Sprachformen statt: ELLA äußert sich ausschließlich auf Spanisch, SHE auf Englisch. Jede Figur begibt sich zunächst separat auf die Suche nach einer ‚stimmigen‘ Identität. Der Wechsel in die Einsprachigkeit suggeriert dabei, dass auf beiden Seiten Sympathie für das behandelte Thema vorliegt. Das Stück endet schließlich damit, dass keine der beiden Kontrahentinnen ihre Identität zu Gunsten der anderen aufgeben wird. Beide Figuren überschreiten bezeich-

nenderweise territoriale Grenzen, was sich sprachlich darin niederschlägt, dass beide sich nun eines Code-Switchings bedienen (vgl. Prida [1981] 1991).⁶⁸

Ein weiteres Beispiel für die Reflektion über Sprache in kubanisch-amerikanischer Literatur findet sich in dem Roman *Dreaming in Cuban* von Cristina García (1993). Die Autorin erklärt in einem Interview: „I wanted the book to feel as though the readers were experiencing it in Spanish.“ (García 1993: 254). Der vielsagende Titel „Dreaming in Cuban“ thematisiert das Gegenüber der gesprochenen Sprache, des Englischen, und der ‚Sprache des Herzens‘ bzw. des ‚Geistes‘, das Spanische. Pérez Firmat ergänzt im Sinne Garcías: „[...] hablar o pensar o soñar en español no es cambiar, es volver.“ (Pérez Firmat 2003: 24). Die Geschichte wird über weite Strecken aus der Perspektive der Protagonistin Pilar in der ersten Person Singular entflochten. Sprachverlust und ein damit einhergehender Verlust von Stimme wird über die Geschichte einer Familie im Exil problematisiert. Diese Verluste geraten zur Metapher für eine existentielle Entfremdung. In der Protagonistin Pilar äußert sich die Furcht, durch das Aufgeben der spanischen Sprache einen Teil der eigenen Kultur zu verraten. Trotz einer offensichtlichen Verfügbarkeit der Sprache ihrer (Groß-) Eltern, macht sie von ihren Kenntnissen niemals Gebrauch. Andere Personen der Handlung scheitern bei dem Versuch, das Spanische angemessen zu nutzen. Über das Verhältnis zur Muttersprache wird in Garcías Roman der Grad mittlerweile vollzogener Distanz zu den eigenen kulturellen Wurzeln deutlich: so auch im Falle Pilars, die das unwiderstehliche Bedürfnis verspürt, ihre Großmutter in Kuba kennenzulernen und damit ihrem eigenen sozialen wie kulturellen Ursprung auf die Spur zu kommen. Hier ist auch die Quelle für den Titel des Romans identifizierbar: Pilar nämlich setzt sich fortlaufend in ihren Träumen mit ihrer bikulturellen Identität auseinander: sie träumt kubanisch. Bemerkenswert an dieser Stelle die besondere Wortwahl bei der Formulierung des Titels: *Dreaming in Cuban*, ‚Kubanisch träumen‘. Ein Titel, der nicht nur eine Sprache sondern eine ganze Kultur konnotiert.

Sowohl Pridas Theaterstück als auch Garcías Roman stehen exemplarisch für die herausragende Bedeutung von Sprache in der Literatur kubanisch-amerikanischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Die Texte spiegeln die Pendelbewegung der Schreibenden zwischen zwei (sprachlichen) Welten wider. Es ist erhellend, zu untersuchen, welche Sprache für welchen Themen- bzw. Handlungskontext Verwendung findet. Häufig wird das Spanische über die Eltern- bzw. Großelterngeneration im Rahmen von Dialogsituationen in die Geschichte eingeflochten, doch auch Formen des Code-Switching oder *Spanglish* kommen zum Einsatz.

⁶⁸ Vgl. Kapitel 2.2.

Innerhalb der US-amerikanischen Populärkultur beeinflusste die *I Love Lucy Show* (1951–1957) die Konstruktion einer kubanisch-amerikanischen Identität maßgeblich. Die Show, deren Ausstrahlung im Jahre 1951 begann, zeigte das Leben des Ehepaars Ricky und Lucy Ricardo wöchentlich in halbstündigen Episoden. Der Erfolg der Serie schlug sich in etlichen Preisen nieder, die Serie wurde in 77 Ländern ausgestrahlt, in 21 Sprachen übersetzt und läuft bis heute immer wieder im Fernsehen (vgl. Pérez Firmat 1994: 25). Thema der Serie ist die Gegenüberstellung kultureller Besonderheiten des Kubaners Ricky auf der einen Seite mit jenen der Amerikanerin Lucy, auf der anderen. In so gut wie jeder Episode wird ein offen oder verdeckt ausgetragener Kampf zwischen den beiden Hauptpersonen dargestellt. Dabei handelt es sich, so erläutert auch Pérez Firmat, nicht allein um eine Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern, sondern um einen Kampf der Kulturen (vgl. Pérez Firmat 1994: 27). Die Serie sorgte in den 1950er Jahren für ein stereotypes Bild des Kubaners in den USA, glaubhaft verkörpert durch den Schauspieler Desi Arnaz. Demnach bestätigt auch Pérez Firmat: „Indeed, several generations of Americans have acquired many of their notions of how Cubans behave, talk, lose their temper, and treat or mistreat their wives by watching Ricky love Lucy“ (ebd. 1). Die Show weist Aspekte auf, die die Grenze zwischen Fiktion und Realität verflüssigen, spielt doch Lucille Ball die Rolle der Lucy, die mit Desi Arnaz verheiratet ist, der die Rolly des Ricky übernommen hat. Im Verlauf der Serie bekommen die beiden sowohl im fiktionalen wie im realen Leben ein gemeinsames Kind (vgl. Gardner 1988: 36). Der öffentlichkeitswirksame Effekt dieser Parallelen ist nicht unerheblich für den Erfolg der Serie. So erklärt auch Gardner: „The similarities between Lucy’s life as Lucille Ball and her role as Lucy Ricardo create a level of irony and interest that exceeds the limitations of the screen itself“ (ebd.).

Eigentlich ist es Lucy, die im Mittelpunkt der Serie steht, während Ricky vor allen Dingen als Stereotyp eines Kubaners die Handlungen seiner amerikanischen Frau kommentiert. Pérez Firmat erkennt jedoch mehr in dieser Rolle: „He is neither straight enough to be a straight man nor flat enough to be a stereotype. Richer and deeper than the commonsense view of him, Ricky Ricardo lives out the dilemmas and the delights of biculturalization“ (Pérez Firmat 1994: 25).

Unüberhörbares Merkmal der kubanischen Wurzeln Rickys ist der Akzent. Seine vermeintlich großen Probleme mit der englischen Sprache werden in einer eigenen Folge thematisiert. In „Lucy Hires an English Tutor“ (29. Dezember 1952) möchte Lucy, dass ihr Mann akzentfreies Englisch erlernt, damit ihr gemeinsames Kind (Lucy ist gerade schwanger) keinen negativen sprachlichen Einfluss erfährt: „I want anyone who is going to converse with my child to

speak perfect English“ (zit. in Pérez Firmat 1994: 27). Ricky reagiert eher abwehrend und bilanziert nach einem missglückten Aussprache-Test, Englisch sei eine verrückte Sprache, weshalb sein Sohn nur Spanisch sprechen solle (ebd.). Dem eigens angestellten Tutor gelingt es nicht, Ricky seinen Akzent zu nehmen, ganz im Gegenteil: Der pedantisch agierende Lehrer übernimmt am Ende der Folge selbst den kubanischen Akzent seines Schülers. Daraufhin schließt Lucy mit den Worten: „It was a battle of the accents and Mr. Livermore lost“ (ebd.). Pérez Firmat erkennt in dieser versöhnlichen Bilanz eine – wenn auch leicht resignativ konnotierte – Bejahung der Cubanidad von Ricky Ricardo gegenüber einer Kritik an der ‚americanidad‘ der Protagonistin (vgl. ebd.).

5.1.2 Sprache in den Primärwerken

Vier kubanisch-amerikanische Autobiographien werden auf den folgenden Seiten exemplarisch mit einem besonderen Blick auf die Verwendung, Reflexion und Darstellung von Sprache analysiert. Sämtliche Texte des Korpus sind im Original auf Englisch verfasst worden. Bei zwei Texten liegen zudem ins Spanische übersetzte Publikationen vor. In allen selbstreferentiellen Geschichten ist die Darstellung sprachlicher Lernfortschritte der jeweiligen Protagonisten konstitutiv. Darüber hinaus wird die Sprachaneignung ausgewählter Familienmitglieder an zentraler Stelle der autobiographischen Erinnerungen behandelt. In vielen Fällen geht es insbesondere um den hürdenreichen Zugang der jeweiligen Mutter zur neuen Sprache. Der im Vordergrund der Texte thematisierte Prozess von Identitätsfindung und Identitätspflege wird von allen Autoren ebenfalls am Beispiel sprachlicher Entwicklungen rekonstruiert festgemacht. Dabei sind je nach individuellen Rahmenbedingungen und familiären Konstellationen unterschiedliche Umgangsweisen mit Sprachaneignung, Lernfortschritt und Motivation konstatierbar.

5.2 *Next Year in Cuba*: Perspektiven auf den „exilic cocoon“

The fact that I
am writing to you
in English
already falsifies what I
wanted to tell you.
My subject:
how to explain to you
that I
don't belong to English
though I belong nowhere else,
if not here
in English.

Dedication (Pérez Firmat 1995a)

In seiner *Dedication* von 1995 verdeutlicht Pérez Firmat das Dilemma, das ihm als Künstler der Worte immer wieder begegnet: Englisch ist nicht seine ‚Muttersprache‘ und dennoch *seine* Sprache. Hier entfaltet er sprachlich eine paradoxe Situation: er unterscheidet seine Zugehörigkeit zur englischen Sprache mit zwei kleinen Worten „to English“ gegenüber „in English“ (eigene Hervorhebung) und betont damit zugleich die immanente Ambivalenz in Bezug auf diese Sprache. Der Umgang mit dem Konflikt der Sprachen ist in sämtlichen literarischen Werken Pérez Firmats zu finden.

Demgemäß verfasste und publizierte er sein eigenes autobiographisches Werk primär auf Englisch. Zwei Jahre nach dem Erscheinen der englischen Ausgabe stellt er die spanischsprachige Version des Textes vor. Unter dem Titel *El año que viene estamos en Cuba* (1997) präsentiert der Autor seine eigene Übersetzung. Im Umgang mit den zwei Sprachen bei der Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte äußert sich die spezifische Ambiguität, die sich seit der Migration durch sein Leben zieht. Im Vorwort zur spanischen Ausgabe von *Next Year in Cuba* notiert er „[...] este libro es un acto de fidelidad y de traición. Traición no sólo porque se escribió originalmente en inglés, sino porque se escribió *hacia* el inglés“ (Pérez Firmat 1997: i). Hier, an dieser Stelle, liefert Pérez Firmat die Begründung dafür, warum er seinen autobiographischen Text zunächst auf Englisch verfasst hat:

Además de ser un vehículo, un idioma es también un lugar, y redactar este libro primero en inglés fue una manera de hurgar y hallar a la vez. El inglés era tanto ruta como destino. [...] La versión español de este libro incurre en una ironía complementaria: uso el español para afirmar mi pertenencia — difícil, dolorosa a veces, pero no por ello inauténtica — a la sociedad norteamericana: *Here I am!* (ebd.)

Die Aussage lässt erkennen, mit welcher Ambiguität sich der Autor zwischen den Sprachen bewegt. Besonders deutlich wird sein kreativer Umgang mit diesem Pendeln zwischen den Sprachen in Wortspielen und Gedichten. In einem eigenen Gedichtband unter dem Titel *Bilingual Blues* (1995a) sammelt der kubanisch-amerikanische Autor seine Betrachtungen zum Thema Bilingualität und Bikulturalität. So beschäftigt er sich auf einer poetischen Ebene mit Ausweichstrategien beim Umgang mit Sprachen, wie im folgenden Abschnitt des Gedichts *Mumble King* deutlich wird:

I am most me when I mumble.
A native mumbler of two languages,
I have mastered the art of imprecision
And of indecision, haltingly. (Pérez Firmat 1995a: 29)

Hier erfolgt eine negative Abbildung der Zweisprachigkeit, die sich so vermittelt es der Autor — zum Teil in einer ‚Keinsprachigkeit‘ äußert. Aus Furcht, weder der einen noch der anderen Sprache gerecht und der fehlenden Kenntnisse wegen enttarnt zu werden, versteckt er sich hinter einer undeutlichen Aussprache und entgeht somit gleichermaßen einer deutlicheren Entscheidung für eine der Sprachen und gegen die andere. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Pérez Firmat immer wieder bewusst auf einer Meta-Ebene agiert und dort den eigenen Umgang mit Sprache reflektiert, indem er Neues ausprobiert. Das wird ebenfalls in seinem autobiographischen Text *Next Year in Cuba* deutlich. Dort erklärt er gleich zu Beginn: „I can no longer imagine living outside American culture and the English language“ (NYC: xi).⁶⁹ Der Text ist konsequenterweise durchzogen von Äußerungen der Faszination sowohl dem Englischen als auch dem Spanischen gegenüber. Er demonstriert zum Beispiel die Flexibilität des Wortschatzes des Englischen im folgenden Abschnitt:

English, unlike Spanish, is a language of growing. In Spanish there's only one kind of growth, *crecer*, to grow, pure and simple; but English affords other pos-

⁶⁹ Auch hier nutzt Pérez Firmat, ebenso wie in der zu Beginn des Kapitels zitierten *Dedication* erneut das Gegenüber des ‚inside‘ und ‚outside‘ in Bezug auf die englische Sprache und nimmt damit aktiv eine Verortung vor.

sibilities: you grow up and you grow old, you grow fond and you grow distant. You can grow things and they can grow on you. You outgrow clothes, you ingrow toenails, and you grow back hair. Yes, in English you can actually grow back. Imagine that. (NYC: 6)

Seine Liebe für das Englische endet jedoch bei der Aussprache seines Vornamens. Mit dem Leben in den USA und mit der englischen Sprache muss der Erzähler sich auch an den neuen Klang seines Namens gewöhnen:

‘Goose-tai-vough,’ Mrs. Myers would say, replacing the short, flat Spanish syllables with voluptuous American vowels. In her soft but unwarm voice my name became elongated, languorous, not a kid’s name like Tommy or Pete, but the name of some Latin lover like Ricardo or Fernando. (NYC: 32)

Zu diesem Zeitpunkt wünscht er sich einen für amerikanische Zungen weniger außergewöhnlichen Namen. Daher lässt er sich über einige Jahre hinweg „Gus“ nennen – eine Kurzform, die er allerdings bald zu hassen beginnt, „because it struck me as one-third of a name. The omitted syllables ached like missing limbs. Render Gustavo or Gus, and most of who I am gets lost in translation“ (ebd.). Pérez Firmat gibt zu bedenken, dass er auch aufgrund seines Namens niemals „entirely American“ sein wird (ebd.). In allen nur erdenklichen Situationen muss er den eigenen Namen buchstabieren bzw. sich um dessen korrekte Aussprache bemühen.⁷⁰ Wie sehr ihn das nach und nach ermüdet, hat er ebenfalls in einem Gedicht verarbeitet:

I’m tired
Dead anonymous tired
Of getting mail addressed
To all those people I never was:
Gustazo Peres
Gustavio Penley
Gary Porris
Gus Perry
Gustaf Pirey

⁷⁰ Demnach stellt er die rhetorische Frage: „Who doesn’t want to have a comfortable relation with his name?“ und erkennt gleichermaßen „I know that one reason I’ll never be entirely American is that my name doesn’t have an adequate equivalent in English. Having to choose in my daily life between a gloomy Gus and unctuous Gustavo, I opt for the latter, which means that I’m always having to explain my name. To the day I die, I’ll be the bugbear of bank tellers and telephone operators. Add to the mix my compound last name (patronym Pérez plus matronym Firmat), season it with an accent, and I become alphabet soup. Gustavo Pérez Firmat – can you say it?“ (NYC: 32).

Nobody here knows my name.
This would never have happened in Havana.

Nobody Knows My Name (Pérez Firmat 1995a)

Sein Vater hingegen, dessen Vornamen er geerbt hat, scheint versöhnlicher mit der Namensgebung im US-amerikanischen Kontext umzugehen:

He never wanted to start over; he never wanted to become someone else. At the car lot where he works, the Americans have always called him Gus and he accepts the moniker cheerfully, as if it had nothing to do with him. He knows who he is, and he isn't a Gus. When I get called Gus, I go bananas, for the name hits too close to my homelessness. Gustavo knows who he is — he is who he was, and nothing can change him. (NYC: 85)

Mit dem eigenen Namen ist die selbstbezügliche Konstruktion von Identität oft eng verknüpft. Jemand, der bereits einen Identitätskonflikt durchlebt, beispielsweise ausgelöst durch die Migrationserfahrung, kann die Veränderung seines Namens (auch nur dessen ungewohnte Aussprache) als weiteres Element einstufen, das zu Marginalisierung führt und die Konstruktion einer robusten Identität gefährdet. Gleichmaßen wird die Fragilität der doppelten Sozialisierung deutlich.

In den Schilderungen zur Einreise in die USA hebt Pérez Firmat hervor, dass die englische Sprache für ihn zum damaligen Zeitpunkt keinesfalls fremd war:

For the most part [...] classes went smoothly for me in sixth grade, especially since I never had the painful experience, common to so many immigrant children, of being thrown into a classroom full of people who speak a strange, unintelligible language. For me and my brothers, as for other Cuban exiles, English may have been foreign, but it wasn't strange. (NYC: 30f.)

Sowohl die Eltern als auch er selbst verfügen über Sprachkenntnisse, die den Start ins neue Land erleichtern sollten. Mehr noch: Die Eltern haben bereits eine Zeit in den USA gelebt; die Mutter wurde in Newport News, Virginia, geboren, wo ihr Vater als kubanischer Konsul wirkte. Erst mit sieben Jahren kam sie nach Kuba:

[...] my mother fancied that she spoke English like a native, which she didn't really, but she spared no opportunity to flaunt her considerable fluency. She spoke English in the car, at the beach, over the dinner table. When she wanted to speak to my father without being understood by the servants, she resorted to English (he always replied in Spanish). (NYC: 30f.)

Der Erzähler erkennt im Verhalten der Eltern, dass „[a]lready in Cuba my brothers and I were being trained to become American; without knowing it, our parents were grooming us for exile“ (NYC: 31).

Doch der erste systematische Kontakt mit dem Englischen in den USA gestaltet sich schwierig – zumindest auf einer akustischen Ebene, verursacht durch eine Lehrerin: „I understood Mrs. Meyers well enough; the problem was I couldn’t hear her. Used to loud, excitable Cuban voices, I experienced exile initially as hearing loss“ (NYC: 31). Es sind demnach keine Defizite bei der Vokabelkenntnis, die den jungen Protagonisten daran hindern, dem Unterricht zu folgen, sondern Schwierigkeiten mit der (vermeintlich) anderen Betonung und der geringeren Lautstärke beim Gebrauch von Sprache in den USA:

Straining to read Mrs. Myer’s brightly painted lips, I found myself in a world of understatement, of polite whispers and different silences. When I spoke up in class, which I didn’t do often, my nervous rat-a-tat-tat delivery shattered the quiet like a drumroll. I could hear myself loud and clear (or rather, too loud and not clear enough), but Mrs. Myers hardly at all. (NYC: 31)⁷¹

Diese Erfahrung, so berichtet Pérez Firmat, legt den Grundstein für die Bevorzugung des Englischen in schriftlicher Form: „English first took hold of me through the eyes, not the ears“ (NYC: 31). Hier spätestens wird überdeutlich, weshalb der Autor seine Lebensgeschichte auf Englisch verfasst hat. Die Sprache seines ‚zweiten‘ Heimatlandes eröffnet sich ihm vorrangig über das Schreiben bzw. Lesen. Das Assoziationspotential des Englischen erscheint ihm vergleichsweise umfangreich, wenn es um Schreibprozesse geht: „English language moves me in a way that Spanish never has. I find English prose smooth, elastic, capable of shades of expression that the Spanish does not allow“ (NYC: 32).⁷² Doch sobald der jeweilige Kommunikations-Kontext mündliche Versprachlichung erfordert, verlässt sich der Erzähler auf das Spanische, denn, „[w]hen it comes to giving voice to my silent thoughts, I’m far more at home in my mother tongue“ (ebd.).⁷³ An dieser Stelle lassen sich die Überlegungen von Smith und

⁷¹ In einem seiner späteren Texte betont Pérez Firmat erneut: „Es un hecho obvio pero capital que lo menos traducible de una palabra es su sonido, su calidad de voz. La traducción transcurre en el plano semántico y visual, no en el auditivo.“ (Pérez Firmat 2000: 91).

⁷² Dennoch bedauert Pérez Firmat, dass er die spanische Sprache nicht häufiger nutzt: „En mi caso particular – pero mi caso no es tan particular – siempre he sentido una mezcla de pena y remodimiento por no haber hablado y escrito y vivido más en español.“ (Pérez Firmat 2003: 23).

⁷³ In vielen seiner literarischen und wissenschaftlichen Äußerungen versucht der Autor eine Erklärung für seine Auswahl des Englischen als Schwerpunktsprache zu finden: „La verdad es que no sé bien por qué no he escrito más libros y ensayos y poemas en espa-

Watson erneut aufgreifen, die für die Berücksichtigung von Vielstimmigkeit in autobiographischen Texten argumentieren (vgl. Smith und Watson 2010). Die verschiedenen Stimmen unterscheiden sich dabei nicht nur durch Syntax, Stil etc. sondern auch durch die Wahl der jeweiligen Sprache in toto.

Der Autor näherte sich dem Spanischen, seiner ‚Muttersprache‘, auf eine spielerische Art und Weise. Es ist die Sprache, die seine Kindheit beschreibt, die sich in den Verbalisierungen seines Selbstausdrucks festsetzte. Das Englische hingegen stellt die Sprache dar, die er systematisch erlernte. Dabei spielten die Nutzung von Lehrbüchern und das Verfassen eigener Texte eine gewichtige Rolle. Das Englische kann zudem als seine Berufssprache bezeichnet werden, da es als Hauptkommunikationsmedium an seinem Arbeitsplatz von primärer Bedeutung ist. Innerhalb seiner Kernfamilie, so wird im Folgenden näher erläutert, gilt Englisch als Sprache erster Wahl. Einzig in der Kommunikation mit seiner Familie in Miami, insbesondere mit seinen Eltern und seiner Großmutter, gelingt Pérez Firmat eine regelmäßige Rückbesinnung auf das Spanische (vgl. NYC: 207).

Im Gegensatz zu dem in den folgenden autobiographischen Texten Beschriebenem, thematisiert Pérez Firmat weder bei seiner Mutter noch beim Vater größere Probleme im Kontext der Sprachaneignung. Einzig Großmutter Constantina verwehrt sich gänzlich der englischen Sprache. Auch nach zwanzig Jahren Aufenthalt in den USA sind ihre Englischkenntnisse so marginal, dass Konversationen in dieser Sprache nicht möglich sind. Doch sie betrachtet diesen Umstand gelassen als nun einmal zu akzeptierende Tatsache: „‘Gustavito,’ she used to tell me, ‘inglis just doesn’t enter me. God must not want me to speak inglis’“ (NYC: 107). Pérez Firmat erklärt diese Haltung damit, dass ältere Menschen zumeist am wenigsten auf das Leben im Exil vorbereitet seien, wodurch sie aber im Vergleich auch wenig unter dem Druck des Exils zu leiden hätten, „[a]nd so it was with Constantina, who lived in Miami as if she didn’t“ (ebd.). Die Pauschalität dieser Aussage lässt sich aber auch so deuten, dass Pérez Firmat bisweilen die Augen davor verschließt, welches Leid die Situation im Exil für die ältere Generation in seiner Familie bedeutete.

Dieser Modus, in den USA zu leben, als handele es sich lediglich um eine Region Kubas, ist bzw. war insbesondere im Umfeld vieler kubanischer Immigranten in der Stadt Miami möglich. Pérez Firmat beschreibt, wie die Stadt in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts mehr und mehr ‚kubani-

ñol. Conozco las razones prácticas que favorecen el uso del inglés, pero también sospecho que hay otras razones, menos prácticas y más profundas, que explican mi relativa anglofilia: miedo, resentimiento y quizás hasta un poco de auto-desprecio.“ (Pérez Firmat 2003: 23).

siert‘ wurde (vgl. NYC: 47f.). Deren vermeintliche ‚Übernahme‘ erfolgte auch durch die Hispanisierung amerikanischer Ortsnamen: „Not only did ‘Southwest‘ become *la sagüesera* but ‘Northwest‘ became *la norgüesera*; Miami Beach was simply *la playa*. Tony Key Biscayne became *Hialeah by the Sea*, after a working-class neighborhood at the western edge of Dade County, or more simply, *el cayo*, the key“ (ebd.).

Pérez Firmat erlebt die Jugendjahre demnach zwar im Exil, weiß sich aber dennoch umgeben von *cubanidad*. Seine Freunde sind ebenfalls kubanische Immigranten, die sich größtenteils auf Spanisch miteinander verständigen:

We mostly spoke Spanish and considered ourselves unassailably Cuban. Even as we absorbed American culture, we tended to ‘Cubanize’ things we came in touch with. In football a tackle was *un palo* [...]. A nerd was un *mechero*, a drunk *un curda*, and a good-looking American girl was a *yegua* (but Cuban ones were *jebitas*)“ (NYC: 44).

An seiner Schule erlebt der junge Pérez Firmat, wie Amerikaner und Kubaner getrennte Wege gehen, „but without friction or hostility. Each group had its customs, its coteries, its hangouts, its language“ (NYC: 45). Little Havana ermöglicht ihm ein Leben wie in einem goldenen Käfig, „an artificial paradise, the neighborhood of dreams“ (NYC: 55). In Miami, so erklärt er, „Cuba was everywhere – in the taste of food, in the sound of voices, in the drawings on the place mats“ (NYC: 56).

Mit dem Leben in Miami, umgeben von einer Vielzahl kubanischer Immigranten, und mit einer kubanischen Ehefrau an seiner Seite, gelingt Pérez Firmat die Einbettung in seinen vertrauten „exilic cocoon“ (NYC: 87). Das bedeutet jedoch auch Stillstand für ihn und hält ihn von einem Ankommen in den USA, aber auch von einer gelebten Bikulturalität ab. Das wird ihm bewusst, als er seine zweite Frau, eine Amerikanerin, kennen und lieben lernt.

Having spent all of my adult life married to a Cuban woman whose family – like mine – lived in Miami, I found it disconcerting to have a relationship with someone who didn’t speak my language, didn’t understand my customs, and – most importantly – didn’t share an exile’s nostalgia (NYC: 161).

Die Entscheidung, sich von seiner ersten Frau Rosa scheiden zu lassen und zukünftig mit Mary Anne zusammenzuleben, hat weitreichende Konsequenzen für den Protagonisten. Mit der Trennung von der Partnerin löst er sich auch von der allgegenwärtigen *cubanidad* in seinem Leben. Dieser Schritt – so überlegt er weiter – könnte ihm jedoch auch ermöglichen, „to advance beyond exile, to settle down once and for all“ (NYC: 163).

Die Reaktionen der Familie auf diese Zweifel sind negativ, sein Verhalten wird auf eine vermeintliche „midlife crisis“ bezogen (NYC: 170). Pérez Firmat erkennt darin stattdessen etwas Tiefergehendes, „a mid-culture, mid-language, and mid-homeland crisis“ (ebd.). Doch statt ihn von seinen Herkunftswurzeln zu trennen, verstärkt die Ehe mit der zweiten Frau die Verbindung zum Heimatland. Ihm gelingt es jedoch gleichzeitig, in den USA neue Wurzeln zu stabilisieren. Während er in der ersten Ehe permanent den Wechsel zwischen spanischen und englischen Vokabeln vollzieht, „[n]ow when I want or need to use a Spanish phrase at home, I have to substitute an English equivalent, or I have to explain what the words mean“ (NYC: 171). Damit wird ihm die Bedeutung der spanischen Sprache in seinem Leben erst bewusst. Folgerichtig stellt er heraus, „[e]very time English words fail me – or every time we fail each other – I realize how much I need the Spanish language, the extent to which I rely on Cuban or Hispanic channels of thought and communication in my everyday dealing with world“ (ebd.).

An seiner zweiten Ehefrau kann Pérez Firmat zudem Prozesse der Sprach- und Kulturentwicklung beobachten. Während sie zunächst bei ihren Besuchen in Miami noch eingeschüchtert ist durch die schnell vorgetragenen, ausdrucksstarken Reden der Miami-Kubaner, gelingt es ihr bald, sich Stück für Stück der *cubanidad* zu nähern:

Undaunted by the Cuban *ambiente* which – I admit – is sometimes as sticky as burnt sugar, she roams free among the butchers, beauticians, sales ladies, cashiers, and street vendors. When she needs something, she asks for it – in Spanish: the sweetest softest Spanish I have ever heard. She has found that most Cubans appreciate her efforts to communicate in their language. (NYC: 182)

Im Bündnis mit seiner zweiten Frau erkennt Pérez Firmat ähnliche Motive wie bei Ricky Ricardo: „[...] like him, I married who I did partly to get away from my mother tongue and my mother country, to advance beyond exile“ (NYC: 182).

Die Entscheidung, mit einer Frau zusammenzuleben, deren Lebensmittelpunkt schon immer in den USA lag, beeinflusst gleichermaßen die Erziehung seiner Kinder aus erster Ehe. Mit deren Geburt verspürt der Protagonist lange Zeit das Bedürfnis, seine Kinder kubanisch aufwachsen zu lassen: „[...] the Cuban in me longed for the Cuban in them“ (NYC: 188). In den ersten vier Lebensjahren der beiden sorgen die Eltern dafür, dass Spanisch den Alltag gänzlich bestimmt. Doch allen Bemühungen zum Trotz bleibt der Kontakt mit der englischen Sprache und der amerikanischen Kultur im Leben von Tochter und Sohn bestimmend im Vordergrund. Die Familie wohnt in Chapel Hill, North Carolina, „a town with an insignificant Hispanic population“ (ebd.), Schule,

Freundeskreis und Freizeit sind geprägt von der englischen Sprache. Je weiter sich das Leben der Kinder außerhalb des familiären Rahmens abspielt, desto stärker wird die Bedeutung des Englischen und desto häufiger gelangt diese Sprache in den familiären Alltag:

Once they began to spend most of each day at school, I could no longer assume that whatever they saw and felt they saw and felt in Spanish, and it seemed unfair to ask them to repeat in one language events and thoughts that had occurred in another. The choice was either to let them speak in English or limit the range of things they could talk about; having to pick between language and communication, I picked communication (NYC: 195).⁷⁴

Pérez Firmat muss erkennen, dass die Wahl der Sprache nicht einzig ideologisch motiviert gefällt werden kann. Er spürt, dass eine zufriedenstellende Kommunikation mit den Kindern nur in der Sprache möglich ist, die deren Alltag bestimmt. Die Informationen können nur in reduzierter Form im Spanischen weitergegeben werden, anschlussfähig ist die Kommunikation erst im Englischen.

Nach einer Phase kompletter Unterdrückung der kubanischen Seite in ihnen wächst das Interesse an der Herkunft mit jedem neuen Lebensjahr wieder. Der Bezug zu Kuba besteht in dieser Generation allerdings, dessen ungeachtet, lediglich in der Kommunikation mit den (Groß-)Eltern. Aus diesem Grund zögert Pérez Firmat bei der Entscheidung, mit Mary Anne einen Neustart zu wagen. Würde er die Beziehung zu seiner ersten Ehefrau, der Mutter seiner Kinder, pflegen, bliebe die Möglichkeit, seinem Sohn und seiner Tochter die kubanische Kultur näher zu bringen:

If I were still married to their mother, they would be speaking Spanish at home, see their Cuban relatives more often, and would have more Hispanic friends. For them, split parental custody had entailed split cultural custody. Although David and Miriam started on the road to assimilation long before I married Mary Anne, during the half of every week that they live with me, they're American in a way that they never were before (NYC: 188)

⁷⁴ Der Vater denkt auch darüber nach, wie das Verhältnis zu seinen Kindern sein könnte, wären sie sich in einem anderen sprachlichen Kontext begegnet: „Siempre me pregunto qué pensarían mis hijos de mí — y yo de ellos — si nos conociéramos en mia lengua materna. ¿Nos querríamos distinto en castellano? Pero ellos y yo nos conocemos exclusivamente en inglés, y esa exclusividad lo que excluye es un temperamento, cierto acorde de entusiasmos y reticencias, una manera de ver el mundo y de tratar a la gente, todo un conjunto de constumbres, miedos, manías satisfacciones que al ser expresados en traducción, hurtan parte de su significado.” (Pérez Firmat 2000: 55f.)

Dennoch, so glaubt Pérez Firmat, gelingt ihm schließlich auch in der Interaktion mit den Kindern eine Pendelbewegung zwischen dem Englischen und dem Spanischen, seiner kubanischen und seiner amerikanischen Seite, eine Bewegung, die den beiden letztlich das Gefühl von Fremde nimmt und es durch eine Vertrautheit gegenüber beiden Kulturen ersetzt.

Dabei handelt es sich keinesfalls um einen Kompromiss, sondern um eine harmonische Synthese, die, so erkennt der Erzähler am Ende seiner narrativen Lebensbetrachtungen, ebenfalls auf einen eigenen Ort zwischen den Kulturen und zwischen den Sprachen übertragbar ist. Am Ende zieht Pérez Firmat mit dem Blick auf die eigene Identität als Referenz Bilanz, indem er seine sprachliche Entwicklung bzw. die Häufigkeit der Nutzung des Spanischen und Englischen in seinem Alltag fokussiert:

How Cuban is my life now? I write maybe three letters a week in Spanish, not much else. Unless I'm teaching, I speak Spanish mostly in the telephone with friends or with my parents, two or three hours tops in a typical week, if that. Every once in a while, I'll try a phrase or two on my wife or my kids, to which they will reply in English. I read more in English than Spanish, and I listen to American music almost as much as I do to Cuban music. I may fret about losing my native language, but I don't seem to do much about it. As I have worked on this book, many times English has seemed insufficient, like a dictionary with letters missing, and yet I suspect that I couldn't have written this in Spanish, perhaps less for linguistic than for cultural reasons. (NYC: 207)

Die Frage nach dem Grad an ‚Kubanität‘ ist hier eng verknüpft mit Sprache und durchzieht somit das gesamte Leben des Erzählers. Die Nutzung des Spanischen wirkt wie eine Rechtfertigung eigener Haltungen, dient der Verifizierung, dass die kubanische Herkunft von ihm nicht durch eine übermäßig starke Hinwendung zum Amerikanischen verraten wird. In *El año que viene estamos en Cuba* stellt Pérez Firmat klar: „Para bien y para mal, existo en dos idiomas, y si el español me hace muchísima falta, no menos falta me hace el inglés“ (Pérez Firmat 1997: ii).

5.3 *Tastes like Cuba*: Das Spiel mit der Maskerade

Eduardo Machados narrative Lebensgeschichte erhält ihre zentralen Impulse aus der Suche nach dem Geschmack von Kuba. Diese Passion beginnt mit dem unfreiwilligen Verlassen der Insel als kleiner Junge. Gemeinsam mit dem Bruder gelangt er an Bord einer der sogenannten Peter Pan-Maschinen in die USA. Er verfügt über keinerlei Englischkenntnisse, was logischerweise massive Einschränkungen seiner Kommunikationsfähigkeit zur Folge hat. Da er sich aller-

dings in den ersten Monaten ständig in einem kubanischen Umfeld aufhält (er kommt bei Onkel und Tante unter, TLC: 67ff.), ist er jedoch zunächst nicht darauf angewiesen, Englisch zu lernen. Ersten direkten Kontakt mit der Sprache hat der Junge zu Halloween. Hier zeigt sich die Notwendigkeit, zumindest die entscheidenden Worte zu erlernen: „I instructed my brother, rolling my r’s with gusto, ‘We say trrrrrrip or trrrrrick.’ ‘Tick a trüüüick!’ he repeated“ (TLC: 72). Trotz nachvollziehbarer Ausspracheschwierigkeiten zeigen sich bald erste Erfolge, die den Jungen ahnen lassen, welche positiven Konsequenzen es haben wird, wenn er die neue Sprache beherrschen würde. Auch Machado treibt der übermächtige Wunsch, sich anzupassen: „I vowed that I would fit in. I would learn perfect English, if only to tell the Yankees how their home was nothing, and would never be anything like mine“ (TLC: 126). Auch bei ihm äußert sich die ganze Ambivalenz seiner Situation. Einerseits strebt er an, dazuzugehören, Teil der Mainstream-Gesellschaft zu sein, andererseits betreibt er selbst aktives ‚Othering‘, indem er sich von den „Yankees“ distanziert (ebd.).

Das Erleben der Abhängigkeit von einem Übersetzer, zum Beispiel vom eigenen Vater, öffnet die Aufmerksamkeit für außersprachliche Begebenheiten. Ein Phänomen, das sich mit dem Wechsel in die neue Schule verstärkt. Da er keinerlei Kenntnisse der Schul-Sprache hat, bleibt ihm einzig die Wahrnehmung auf visueller Ebene:

When you don’t understand what people are saying, everything about a new experience becomes very visual. How someone looks at you, if they’re scratching their head, if their fingernails are dirty, or how they hold their hands when they approach you, they’re all clues. If you don’t have a common language to communicate with, you have to use these visual signs to assess the situation. (TLC: 111)

Machado vergleicht diese Erfahrung mit der beim Betrachten eines Stummfilms, bei dem die englische Sprache dem Klavier entspricht, das im Hintergrund spielt (vgl. ebd.). Er nimmt jedoch wahr, dass in seiner Klasse Schülerinnen und Schüler spanische Namen tragen (z. B. Ramon und Linda); also nutzt er die Mittagspause, um wenigstens mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Er spricht sie auf Spanisch an, „rambling about a thousand words a minute“ (TLC: 111). Die Reaktion der Mitschüler: „‘No entiendo,’ he said to me, in very broken Spanish“, überrascht ihn sehr: „Wow! Mexicans that don’t speak Spanish! What next?“ (ebd.). Die Vorstellung, dass mexikanische Immigranten kein Spanisch sprechen, widerspricht Machados bisherigen Erwartungen. Um sicher zu gehen, fragt er, „‘Son mexicanos?’“ und erhält die belustigte Antwort: „‘Mexicanos? No! Chicanos!’“ (TLC: 112). Diese Bezeichnung ist ihm neu, er vermutet darin eine „new nationality“ (ebd.).

Mit dem Umzug nach Kalifornien begibt sich die Familie dann in ein Umfeld, das von einer hispano-amerikanischen Kultur geprägt ist. Das äußert sich wie in oben benanntem Textbeispiel, in der Namensgebung, in Lebensmitteln, die auf Märkten zu finden sind (vgl. Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit) oder in unterschiedlichen Ausprägungen von Bilingualität. Bei seinen Mitschülern handelt es sich vermutlich ebenfalls um Kinder bzw. Enkel (mexikanischer) Einwanderer, die in der zweiten oder bereits dritten Generation in den USA leben. Sie befinden sich in einer Situation, die zum damaligen Zeitpunkt noch weitgehend unbekannt für kubanische Einwanderer war.

Trotz der großen Zahl mexikanischer Immigranten in Kalifornien findet Machado an der Schule keine gesonderte Förderung seiner bisher basalen Englischkenntnisse: „There were no special classes at school to help me learn, no favoritism for children with English as a second language. I was on my own“ (TLC: 114). Somit erschließt er sich eigene Wege der Sprachaneignung: Nachmittags schaut er die *I Love Lucy* Show, begeistert von Lucys Versuchen, spanische Begriffe auszusprechen, „in her correct but funny sounding Spanish“ (TLC: 114). Das ermöglicht dem jungen Machado zumindest im Kontext der fiktionalen Fernsehserie einen Perspektivenwechsel. Hier steht eine Frau im Mittelpunkt, die einen Akzent im Spanischen aufweist, in einer Serie, die in den USA gedreht wurde. Zudem repräsentiert Desi Arnaz in seiner Rolle als Ricky Ricardo einen gesellschaftlich anerkannten Kubaner in den Vereinigten Staaten. Seine Rolle macht den anfangs von Machado so verhassten kubanischen Akzent salonfähig:

Desi Arnaz helped me make it through adolescence [...]. Barely thirteen, my dark looks and Cuban accent should have set me apart from all the showbiz kids, but all it took was one person to say, ‘Hey! You sound like Desi Arnaz!’ and I was in. ‘Do Desi!’ they’d say, and I’d respond suavely. ‘Luuuuuucy, I’m hoooooome!’ (TLC: 158)

Doch noch bevor Machado diese Vorteile für sich erkennt, ist sein Akzent Quelle für teils lähmende Schüchternheit (vgl. TLC: 118f.). Während er bei seiner kleinen Schwester Jeanette, die gerade erst anfängt zu sprechen, beobachten kann, wie sie sich spielerisch der englischen Sprache nähert, hat er nach wie vor Artikulationsschwierigkeiten:

Where Jeanette just went and used her tongue no matter what came out, my inability to pronounce *v* or *th* had made me painfully shy. My *r*’s rolled off my tongue with uncontrollable gusto, and all it took was a few Yankee chuckles for me to decide that I’d rather remain silent around Anglos. (ebd.)

Dennoch verbleibt Machado nicht lange in dieser selbst auferlegten Schweigsamkeit. Er erkennt seine Begabung für den Gesang und trotz massiver Selbstzweifel begibt er sich zu einem Vorsingen. Als er am Ende tatsächlich in den Schulchor aufgenommen wird, ist er höchst überrascht: „I thought my accent would prevent me from singing with the rest of the group, but it didn't make a difference“ (TLC: 142). Seine Bemühungen ermöglichen ihm schließlich sogar, eine Rolle in einem Schulmusical zu übernehmen. Vor Beginn seines Auftritts überkommen ihn die alten Zweifel, „why show off my embarrassing accent?“ (TLC: 143). Doch die positive Reaktion des Publikums überzeugt ihn vom Gegenteil, im tosenden Applaus der Zuschauer erkennt Machado ein therapeutisches Moment:

I felt that my debut on the stage healed some part of the trauma from my past. It wasn't complete; I was still far away from home. I still had the ache of a child whose exile was starting to feel like the only thing he'd ever know. But in that instant, for the first time since arriving in the United States, I felt accepted. I felt I belonged. (TLC: 143)

Somit gelingt es ihm über das Medium Gesang, also die klangästhetisch anspruchsvolle Umsetzung von Sprache, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu erzeugen. Von besonderer Bedeutung ist ihm dabei nicht nur der Gesang allein, sondern die Kombination von Gesang, Schauspielerei und wohlwollendem Publikum.⁷⁵

Im Schulunterricht liest er zum ersten Mal ein Theaterstück von Shakespeare: „Reading the words was like doing linguistics exercises in my head. I didn't yet have the courage to read them aloud, but I was hooked“ (TLC: 142). Danach eignet er sich mehr und mehr Theaterstücke an, von Shakespeare über Tennessee Williams zu Ibsen (vgl. TLC: 158). An einer Textstelle wird die Funktion dieser Rollen im Leben des jungen Kubaners besonders deutlich:

As I read each new play out loud, I felt safe inside the characters. The dialogue saved me from my isolation and loneliness. I may have been having imaginary conversations, but it was like watching myself reflected back to me in a hundred different ways. Maybe that's what happened when people's eyes lit up when I would 'do Desi.' I was just speaking in my own voice – I barely had to exaggerate – but I was someone else, someone none of us knew but we all understood.

⁷⁵ Insbesondere für Sänger eines Chors ist Zugehörigkeit ein bedeutendes Element. Erst mit der klaren Abstimmung zwischen den Sängerinnen und Sängern von Sopran, Alt, Tenor oder Bass mit dem Dirigenten kann ein ansprechender Klang erzeugt werden. Nur in der Zusammenarbeit gelingt es, diesen spezifischen Ausdruck von Musik zu produzieren.

Even if it wasn't me, it was an identity that made me accessible, and that was enough to feel like I belonged.“ (TLC: 159)

Die Bühne ermöglicht die Erprobung unterschiedlichster Identitäten. Hier kann ein *Impression Management* (vgl. Kapitel 3.1 der vorliegenden Arbeit) vollzogen werden, das nicht durch Widrigkeiten, wie einen auffälligen Akzent, kulturelle Fremdheit oder Verständnisprobleme gestört wird. Die Bühne stellt eine eigene Welt dar, die klar gerahmt ist durch die Bühnenwände und den Vorhang. Auch die jeweilige Rolle ist zunächst einmal vorgegeben. Es gibt eine sprachliche Basis, an der sich Schauspieler oder Sänger orientieren können, um die Rolle mit Leben zu füllen oder den passenden Klang zu erzeugen. Anders als bei den sozialen Rollen, die außerhalb des Theaters, im vermeintlich wirklichen Leben, übernommen werden, können hier immer neu Rollenkorrekturen vorgenommen werden, die auch der Vergewisserung des Selbst dienen.

Gegen den massiven Widerstand seiner Eltern, insbesondere des Vaters (vgl. Einführung in das Textkorpus, Kapitel 1), strebt Machado infolgedessen eine Karriere als Schauspieler an. Diesem sozialen Milieu fühlt er sich zugehörig, hier kann er stabile Identitäten ausprobieren, was ihm außerhalb der Bühne (noch) nicht gelingt. Das angestrebte Berufsziel führt ihn schließlich zu einer Stimmlehrerin, die helfen soll, „to get rid of my accent“ (TLC: 199). Die Lehrerin erklärt ihrem Schüler die Bedeutung emotionaler Komponenten für Veränderung von Sprachgewohnheiten: „To let go of the speech you have to let go of your identity. [...] Let go of your Spanish melody – it's what you have to do“ (ebd.). Machado macht sich daraufhin Sorgen, er könne sich im Zuge seines Akzentverlusts selbst verlieren (ebd.). Muss er für die Karriere als Schauspieler seine kubanische Identität opfern? Hat Stimmverlust auch einen Identitätsverlust zur Folge?

Veränderungen zeigen sich auch in der Verwendung seines Vornamens: „Without my knowing it, David Alexander, Michael Dewell, and Godeane Eagle had made Eduardo into Ed. Like La Habana to Havana, something had shifted, but it was too new for me to recognize it“ (TLC: 213). Während ihn diese Veränderung nicht verunsichert, sorgt ein anderes Ereignis im Zusammenhang mit der Nutzung seines Namens für mehr Sorgen. Während der Premiere seines Theaterstücks *When the Sea Drowns in Sand* stellt der neue künstlerische Leiter ihn vor als „Eduardo Muchacho“ (TLC: 302). Ein Vorkommnis, das Machado in alte Reaktionsmuster zurück versetzt: „Muchacho. I felt that twinge of otherness that sent me into panic“ (ebd.). Ein Anlass, erneut zu bemerken, dass es ihm trotz Sprachtrainings und engagiertem Schauspiel nicht gelungen ist, sein ‚Anderssein‘ komplett zu verbergen. Mit der entstellenden Verwendung des Nachnamens fühlt er sich wieder einmal an den Rand der Gesellschaft ge-

drängt. Hier erkennt Machado aber auch, dass seine bisherigen Bemühungen um die Schauspielerei ein wesentliches Motiv darin haben, seine Sonderrolle als Kubaner in den USA für sich zu verdrängen und für das Publikum unsichtbar bzw. unhörbar zu machen.

Eine Begegnung mit dem Schauspieler Al Pacino ermöglicht es ihm schließlich, aus diesem Segment seines Selbst, dem kubanischen Machado, Kapital zu schlagen. Al Pacino bittet nämlich seinerseits um ein kubanisches Stimmtraining für seine Rolle als Kubaner in dem legendären Hollywoodstreifen *Scarface*: „I need you to make me sound Cuban“ (TLC: 229). Obwohl das Drehbuch ein Bild von einem Kubaner zeichnet, das, wie Machado kritisiert, weit entfernt sei von jeglicher Realität, nimmt er den Auftrag an: „I wanted to make Al Pacino sound more Cuban than Desi Arnaz, more Cuban than Fidel“ (TLC: 230). Die Erledigung dieser Aufgabe birgt die Möglichkeit selbstreferentieller Wiedergutmachung für seine vorherige Absicht, alles Kubanische in seiner Sprache zu eliminieren. Er begibt sich selbst in die Rolle eines Sprach- bzw. Stimmtrainers und profitiert dadurch massiv von seiner sprachlichen Herkunft, die er bisher nur als hinderlich für seine Karriere einstufen konnte.

Mit dem Ziel konstanter Rückbesinnung auf eigene Wurzeln (was auch in kulinarischer Hinsicht vollzogen wird, wie in Kapitel sechs der vorliegenden Arbeit dargestellt), begibt er sich wiederholt auf Reisen nach Kuba. Damit wird aus einem emotional-virtuellen Pendeln zwischen den Kulturen eine reale Bewegung zwischen den Ländern. Machado erkundet sein Geburtsland nunmehr aus einer neuen Perspektive.

Nach mehreren Reisen auf die Insel, verspürt Machado den Wunsch, ein Theaterstück in seinem Heimatland zu schreiben: „It was so miraculous for me to be writing a play in my own country. I was so taken by the atmosphere and language around me that I started writing the play in Spanish“ (TLC: 305f.). Doch schnell muss er sich eingestehen, dass das Spanische nicht seine Sprache für solch einen kreativen Prozess ist: „[...] I soon switched to English out of practicality“ (ebd.). Wie zuvor bereits in der Analyse von Pérez Firmat erläutert, bewegt sich auch Machado nunmehr im schriftlich gebrauchten Englisch auf sicherem Boden. Das Spanische, eine Sprache, die er spielerisch als Kind erlernt hat, dient ihm für mündliche Artikulationen.

Auf der Bühne können Stimme und Sprache ausgetestet, ausgereizt werden. Dort ist es Ziel und Absicht, ‚anders‘ zu klingen, sich vom Ich zu distanzieren. Das ermöglicht dem Protagonisten einen Perspektivenwechsel. Über das Experimentieren mit der Rolle werden alternative Konstruktionen von Identität denkbar. Im Alltag, so wurde in Kapitel 3.1 bereits über die Theorie von Goffman erläutert, werden ebenfalls, je nach Kontext, unterschiedliche Rollen gespielt. Dort sind Verhalten und Handeln jedoch deutlicher durch

gesellschaftliche bzw. kulturelle, oft vom Einzelnen internalisierte Normen eingeschränkt. Je nach Kontext wird mehr oder weniger konkret bestimmtes Verhalten erwartet oder abgelehnt.

Machado betont in seinem autobiographischen Text wiederholt, er wolle in die neue Gesellschaft hineinpassen. Er will ein Teil der Mehrheit werden und nicht als der ‚Andere‘ hervorstechen. Ein Wunsch, der seinen Ursprung in der ersten Zeit der Unsicherheit hat, während der der junge Machado verzweifelt darum bemüht ist, Vertrautes in der Fremde zu finden.

Sprache, so erkennt der Heranwachsende, ist ein zentrales Element seiner Integration in die amerikanische Gesellschaft. Demnach genügt es ihm zunächst nicht, das Englische zu verstehen und zu sprechen. Das zu verändern, ist er bemüht, Zeichen der eigenen Herkunft komplett aus seiner Stimme zu verbannen. Damit hofft er eine Basis zu schaffen, die ihm, zumal in beruflicher Hinsicht, mehr Perspektiven eröffnet.

Das neue Leben als Immigranten in den USA stellt auch Machados Eltern vor eine gewaltige sprachliche Herausforderung. Neben der Darstellung eigener Erfahrungen im Kontext von Sprachaneignung, Sprachlosigkeit, Sprach- und Stimmverlust bzw. -gewinn, schildert Machado die Leidensgeschichte der Eltern. Sein Vater lernt „standard English“ an der Universität in Kuba (TLC: 91), das verschafft ihm als einzigem in der Familie einen klaren Vorteil. Vor diesem Hintergrund übernimmt er die Rolle des Vermittlers im neuen Land. Sein Einstieg in die amerikanische Gesellschaft gestaltet sich dadurch fließender, da Kontakte schneller geknüpft bzw. ausgebaut werden können.

Anlässlich ihres Begrüßungssessens in der neuen Bleibe in Los Angeles, „he spoke English fluently and even told a few jokes“ (TLC: 94). Machados Mutter hingegen verhält sich aufgrund der schier unüberwindbaren Sprachbarriere „uncharacteristically quiet“ (ebd.). Während die Mutter sprachlich tendenziell eingeschränkt ist, fällt dem Vater das Ankommen im Gastland weniger schwer. Das äußert sich zum Beispiel besonders plastisch als die ganze Familie die *I Love Lucy Show* im Fernsehen schaut. Während Machado, seine Geschwister sowie ihre Mutter nur verstehen, was Ricky Ricardo sagt, kann der Vater den Aussagen sämtlicher Darsteller folgen (vgl. TLC: 95), was auf übergeordneter Ebene jedoch auch für die Selektivität des Blickwinkels gedeutet werden kann.

In der Begegnung mit US-Amerikanern übernimmt er nun neben der des Vermittlers zusätzlich die Rolle des Übersetzers. Ohne ihn als Sprachrohr ist Kommunikation der Familie nach außen nur unter schweren Bedingungen möglich (vgl. TLC: 110).

Unsicherheit und Abhängigkeit der Mutter vom Ehemann äußert sich nicht zuletzt darin, dass sie sich über dessen Aussprache lustig macht: „It’s a

suburb' My father said, pronouncing the word in his standard university English. My mother mocked him, 'Sub-BOORB!'" (TLC: 102). Doch einzig die Körpersprache der neuen Kultur ist dem Vater noch unbekannt, was etwa die Begrüßungssituation am Flughafen in Los Angeles verrät. Der Empfang ist so herzlich, dass sich der Vater veranlasst sieht, seine Gastgeber direkt zu umarmen: „As he opened his arms to embrace the couples, the mood changed suddenly. The intimate gesture was too much too fast. The women turned coy and the men stood up straighter. It was all very territorial“ (TLC: 91). Hier wird deutlich, dass verbalisierte Sprache nicht das einzige Kommunikationsmittel ist, das bei solchen Begegnungen nach Regeln abläuft. Die Gastgeber erwecken zwar zunächst den Anschein herzlicher Offenheit den kubanischen Einwanderern gegenüber, das Schild mit den Worten „Welcome Home Machados“ (TLC: 90) soll Vertrautheit auslösen. Sie äußern sich bei der Begrüßung, so schildert es Machado, in „warm and soothing tones“ (ebd.). Dennoch, so wird schnell deutlich, übertritt der Vater mit seiner Umarmung eine unsichtbare Grenze. Die Reaktionen der Gastgeber verraten deren allgemeine Reserviertheit, die sie bisher hinter dem Willkommensschild und ihren freundlich-warmen Stimmen verbergen konnten.

Seine Mutter bleibt infolgedessen nicht nur wortkarg in solchen Augenblicken, sondern vermeidet geradezu die Begegnung mit Personen, die Englisch sprechen. In Kalifornien umgibt sie sich mit anderen kubanischen Familien oder mit mexikanischen Frauen. Nach einem erneuten Umzug in einen anderen Vorort von Los Angeles, kommt es endlich dazu, dass sie ihre neuen amerikanischen Nachbarn zum Essen einlädt. Der Besuch macht die Mutter dermaßen nervös, da sie sich nicht in der Lage sieht, das Ehepaar zu unterhalten:

Mom and Dad were nervous. It was the first time in two years that we had an American neighbor over. But Mother's face went from nervous, to surprised, to relieved when she opened the door to find Mr. Gunter standing there with his wife. Surprised because the wife was Korean, relieved because she didn't speak English much better than my mother herself. (TLC: 140)

Die Begegnung mit einer Frau, die sich ebenso schwer mit dem Englischen tut wie sie selbst, stärkt ihr eigenes Selbstbewusstsein.

Je größer der zeitliche, geographische aber auch emotionale Abstand zu Kuba wird, desto deutlicher ist die Sprachentwicklung der Familienmitglieder wahrnehmbar. Parallel zum Sprachfortschritt seiner Mutter, meint Machado auch eine zunehmende Loslösung von Kuba zu erkennen. Symbolisch steht hierfür die Bezeichnung Havannas:

‘*Habanero*,’ she said, ‘maybe they’re from Havana.’ I looked at her askance. Havana? Not La Habana? Was it that far away that she had dropped the article? Switched the pronunciation, made it sound so American? Had her failed search for *palomilla* steaks beat her into submission? (TLC: 122f.)

Mit einem Mal fällt ihm auf, dass die gesamte Familie diese sprachliche Veränderung durchlaufen hat: „They were all saying ‘Havana’ like Yankees with accents. Though it was just a small change in name, it signaled a much larger shift in identity“ (TLC: 146).

Nach Machado ist die sprachliche Veränderung und somit gleichzeitig die Veränderung in den Zugehörigkeitsgefühlen der großen Distanz zum Heimatland geschuldet. In dieser Annahme sieht er sich bestätigt, als die Familie eine Reise nach Miami unternimmt: Dort verwendet die Mutter erneut wie selbstverständlich das Wort „La Habana“, denn, so vermutet ihr Sohn, „[s]he was going home in her head“ (TLC: 167).

Going home scheint zum Leitmotiv der Reise nach Miami, „to the new promised land“ zu werden (TLC: 160). Nirgendwo sonst kann die Familie ihrer Heimat so nahe kommen, sich so sehr unter ihresgleichen fühlen. Das zeigt sich auch in Äußerungen von Machados Bruder:

The way he said Miami sounded just like the way he used to say Cuba. It was full of passion, maybe too much for a little boy ... but it wouldn’t have been if he were saying Cuba. But this wasn’t Cuba, this was Miami. (TLC: 164)

Die Familie nimmt eine aufwendige Reise in Kauf, um sich ihrem Heimatland zu nähern bzw. eine Kopie Kubas zu besuchen. Auf der Reise durch die US-amerikanischen Staaten von Los Angeles nach Miami erlebt die Familie Situationen, in denen sie offen rassistisch angefeindet wird. Miami scheint für viele Kubanerinnen und Kubaner in den USA als Ersatzheimat zu fungieren. Doch bei jenen, die sich emotional bereits auf eine Abkehr von Kuba eingestellt haben, dient die Reise nach *Little Havana* lediglich einer Bekämpfung des eigenen schlechten Gewissens, die Heimat dann verraten zu können, wenn nicht immer wieder eine explizite Rückbesinnung stattfindet. Eine zeitlich befristete Orientierung, die durch eine symbolische Rückkehr herbeigeführt werden kann.

Sprache, so wird in Machados autobiographischen Erinnerungen deutlich, ist ein Element von Identität, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug bewertet werden kann. Die anfängliche Unfähigkeit, sich zu verständigen und andere zu verstehen, hat intensive Auswirkungen auf eigene Verhaltensakzente. Machado wird schüchtern, wagt es nicht, sich zu äußern, da ihn fehlende Vokabeln und der auffällige Akzent als der ‚Andere‘ enttarnen könnten. Auch bei seiner Mutter beschreibt er ein Verhalten, das nicht zu ihrem eigentlichen Temperament

passt. Sprachlosigkeit im weitesten Sinne kann soziale Entwicklung ausbremsen, von einem aktiven Identitätsmanagement abhalten bzw. die Konstruktion einer robusten Identität im neuen Land beeinflussen. Machado findet sein Selbstvertrauen auf der Bühne wieder, mit den ersten Erfolgen sieht er sich bestätigt. Hier ist er in der Lage, sich in Formen zu äußern, die ihm außerhalb des Theaters nicht gelingen. Dafür bedient er sich der Rolle des Schreibenden: Mit wachsender Sicherheit erschafft er Figuren, die ihm auf der Suche nach der eigenen Identität hilfreich sind. Damit versetzt er sich in die Lage, sowohl im Schreiben als auch in der Schauspielerei Rollen zu erproben, die er später in die Realität seines Alltags einbringt. Der beständige Gang auf die Bühne, die Lust, dem Publikum etwas vorzuspielen, verbunden mit der Absicht, sich selbst einen Spiegel vorzuhalten, stärkt die Identität und lässt ihn schließlich anerkennen, dass jene Elemente, die ihn ausmachen, weder auf der einen noch auf der anderen Seite kultureller Zuordnungen liegen, sondern aus einer Synthese bestehen, in der kubanische Vergangenheit und amerikanische Gegenwart zu einem Ganzen werden.

5.4 *Learning to Die in Miami*: Kampf der Kulturen

Our ancestors tended to think that words were one of our most direct links with the divine. They also accepted it as a fact that words were a curse. The Bible tells us that God got very, very angry when our ancient forebears aspired to reach his celestial realm by means of a skyscraper. King, architect, foreman, and bricklayer alike, they all spoke the same tongue at Babel, and the project flourished. And God put a stop to this by bending all their tongues, and twisting them in different directions, and by scrambling their brains. So, the profusion of tongues came about, a curse every bit as painful and beautiful as that leveled against us in the Garden of Eden. (LDM: 58)

Worte als direkteste Verbindung zum Göttlichen, so erklärt Eire in diesem Zitat, zeigten schon früh die besondere Bedeutung von Sprache in der Religion auf. Eire bezieht sich in seiner Lebensgeschichte direkt auf die biblische Geschichte von Babel (vgl. Kapitel 2). Die Entstehung der unterschiedlichen Sprachen bezeichnet er dabei als einen Fluch, der zugleich schmerzhaft und schön sei.

Auch Eire nutzt das Englische zur Versprachlichung seiner individuellen Lebenserinnerungen. Verwendet er hingegen spanische Begriffe, so sind diese durch Kursivierung hervorgehoben und werden zumeist im Anschluss übersetzt oder erklärt. Unter dem Titel *Miami y mis mil muertos. Confesiones de un cubano desterrado* (2010) veröffentlichte der Autor die spanische Übersetzung

seines Textes, die nicht von ihm, sondern von einem Verlagsmitarbeiter vorgenommen worden war.

Der überwiegend genutzte Sprachstil der Autobiographie lässt den Versuch erkennen, dem Erzähler eine jeweils altersgerechte Ausdrucksweise zu verleihen. Die Wahl des Stils dient etwa der Verdeutlichung von Perspektiven eines 11-jährigen Jungen. Das wird insbesondere an den Stellen deutlich, an denen Flüche des Erzählers wiedergeben werden: „*No me chives,*’ I say to him. You’ve got to be joking. I can’t say what I really want to say out loud – *no me jodas* – because the verb *joder* is one of those words that can send you to hell. Its equivalent in English is the all-purpose f-word” (LDM: 20f.).

„Good God. Jesus H. Refugee Christ“ (LDM: 24) – Flüche in eigenen kreativen Abwandlungen des Protagonisten ziehen sich wie ein roter Faden durch die autobiographischen Berichte. Annähernd jedes Vorkommnis wird mit einem mehr oder weniger passenden Fluch kommentiert.⁷⁶ Dabei betont er gleichzeitig immer wieder, wie sündhaft es sei, zu fluchen. Als ihn seine Mitschüler in die für ihn als unangenehm empfundene Situation bringen, ihnen Flüche auf Spanisch beizubringen, sieht er sich in einem Dilemma: „This puts me in a tight spot, for uttering bad words is against the First Commandment and an entry ticket to hell“, denn, so führt Eire weiter aus, „[...] if I teach bad words to anyone, I’m endangering not only my eternal fate but also theirs, and that makes my sin double worse“ (LDM: 97). Aus diesem Grund, bringt er seinen Freunden falsche Wörter bei, was er als die perfekte Lösung seines Problems ansieht: „Giving foreigners the wrong information about swear words is the ultimate revenge, the surefire way to undermine their civilization and to escape hell, all in one fell swoop“ (LDM: 98). Mit dem Umzug der beiden Brüder in die neue Gastfamilie, den „palacio de cucarachas“ (LDM: 155), eröffnet sich ein Umfeld, in dem das Fluchen wesentliches Element des Alltags ist: „*Egoista! Cabrón! Hijo de puta!*’ Selfish bastard, son of a whore! Bad words are not only all right in this house, but practically the only words spoken“ (LDM: 122). Die sprachlichen Gepflogenheiten der Bewohner des *Palacio de Cucarachas* heißt der Erzähler aber nicht gut, was er auch in der Übersetzung der Ausdrücke kenntlich macht: „*Snap! Snap! Snap!*’ *Coño, carajo, como hay ratones en esta casa. Me cago en la puta ratona que los parió.*’ Blankety-blank, there sure are a lot of mice in this house. Blankety-blank. I still think that uttering words such as the ones I’m hearing will land a soul in hell for eternity“ (LDM: 122). Die spanischen Flüche

⁷⁶ Zum Beispiel: „Son of a bitch, that Void. *Sónomabíche*, in Caribbean Spanglish“ (27); „*Sónomambíche. Cabrón. Dukes up. Ay.*“ (31); „Jesus H. Leper-curing Christ“ (192); „Jesus H. All-seeing Christ“ (204); „Jesus H. Comforting Christ“ (234); „Jesus H. Crucified Christ, help me.“ (240); „Jesus H. God Incarnate Christ“ (246); „Jesus H. Resurrected Christ“ (295).

übersetzt er nicht ins Englische, sondern nutzt hier „blank“ (Leere) als Ersatzwort (ebd.). Der Grund dafür könnte darin liegen, dass er nach wie vor das Fluchen für eine Sünde hält und in der kindlichen Perspektive die Übersetzung der Flüche ins Englische die fremden zu eigenen Flüchen machen würde. Das könnte gleichermaßen ein Hinweis darauf sein, dass er zu diesem Zeitpunkt nur seine amerikanische Identität anerkennen möchte. Auch Desi Arnaz flucht in seiner Rolle als Ricky Ricardo hauptsächlich auf Spanisch. Pérez Firmat erklärt das damit, dass dadurch einerseits eine stereotype Darstellung des ‚temperamentvollen Latinos‘ erfolgt; es sich andererseits bei den kubanischen Tiraden auch um Möglichkeiten handele, Dinge zu sagen, die er so nicht im Englischen äußern könne: „Ricky’s Cuban descargas allow him not only to let off steam but to speak the unspeakable, to say things in Spanish that he could not get away with in English“ (Pérez Firmat 1994: 30).⁷⁷

Das Fluchen in der Fremdsprache erlaubt es dem Sprecher, sich gegenüber den Hörern hervorzuheben. Damit fungiert das Fluchen in diesem Zusammenhang als eine Art Geheimsprache, durch die eine erlittene Exklusion zu etwas Exklusivem werden kann. Eire sieht hier eine Möglichkeit, seine potentiell marginalisierte Position in der Gesellschaft aufzuwerten, indem er seinen Mitschülern etwas beibringen kann, was außer ihm nur wenige andere beherrschen. Endlich ist er in der Lage, etwas zu erklären und nicht selbst immer als der Unwissende dazustehen. Gleichzeitig behindert ihn jedoch seine Religiosität. Damit steckt er in dem Dilemma, einerseits die eigene Position verbessern zu wollen, indem er anderen Schimpfwörter beibringt, andererseits kann er sich selbst kaum überwinden, immer neu die Sünde des Fluchens zu begehen. Hierin äußert sich das Klassenbewusstsein des Jungen: Die Nutzung der Hochsprache ist Zeichen für Wohlstandigkeit und soll die Zugehörigkeit zu einer höheren gesellschaftlichen Schicht verdeutlichen. Darauf legt Eire insbesondere im Umfeld des *Palacio de Cucarachas* großen Wert. Dort leben delinquente Jugendliche und heruntergekommene kubanische Migranten, von denen der Erzähler sich auch sprachlich deutlich abgrenzen möchte.

Doch bevor Eire an diese Gastfamilie gerät, erlebt er bereits in jungen Jahren viele negative, zum Teil traumatische Veränderungen, die ihm die Notwendigkeit, das Englische zu beherrschen, überdeutlich vor Augen führen.

⁷⁷ Auch Pérez Firmat betrachtet mit seinen Studierenden häufig Szenen der *I Love Lucy Show* und beschäftigt sich gerne mit den Flüchen Ricky Ricardos: „We play back scenes and listen carefully to Ricky’s Spanish outbursts, where he makes remarks that he would never allow himself in English. One time he says that if she fucks him over again, he is going to leave her. Fucks him over, *me jode*, that’s what he says. The class concludes that bilingual households are overrated; it’s a good thing that Lucy doesn’t understand a word of Spanish.“ (NYC: 184)

Der Erzähler berichtet, dass er vor seiner Einreise in die USA schon über Englischkenntnisse verfügt habe, doch als er gemeinsam mit anderen kubanischen Kindern zur Zielscheibe verbaler Beschimpfungen von amerikanischen Kindern wird, fehlt ihm die erforderliche Sprachsicherheit, um sich angemessen zu wehren:

Kids from the Homestead Air Force Base called us spics, gave us the finger, and told us to go back where we belonged. Even worse, they spoke in a tongue I couldn't fully understand. I'd been studying English since first grade, so I had some basic vocabulary and grammar under my belt. But reading Dick and Jane books⁷⁸ doesn't exactly prepare you for dealing with children your own age who hurl insults at you in English. (LDM: 17)

Diese erste belastende Erfahrung mit der fremden Sprache führt dem Erzähler die plötzliche Machtlosigkeit, die Fremdheit und seine neue Abhängigkeit schmerzhaft vor Augen. Nicht nur in diesem Moment erlebt Eire aktive Marginalisierung, mehr noch: Formen des mehr oder weniger offenen Rassismus. Die Anfeindungsformen sind schnell verständlich und erfüllen, ergänzt durch entsprechende Mimik und Gestik, den gewünschten diskriminierenden Zweck. Eire verfügt nicht über die Mittel, sich mit der notwendigen Sprachsicherheit den lästernden Kindern entgegen zu stellen. Erlebnisse wie diese prägen seine Kindheit.

Infolgedessen hegt Eire während der ersten Jahre in den USA den Wunsch, seine kubanische Vergangenheit und damit seine kubanische Identität abzulegen und durch ein neues amerikanisches Ich einzutauschen: „I wanted to fit in, not stand out in any way. I was hell-bent on becoming an American“ (LDM: 33). Doch schnell muss der Erzähler feststellen, „[...] I was branded on my face as well as on my tongue“ (ebd.).

Schon die Ankunft Eires und seines Bruders, Tony, in den USA stellt beide offensichtlich vor eine kaum zu bewältigende sprachliche Herausforderung:

Tongues of flame didn't descend on me or Tony or any of the thousands of Cuban kids who were flowing into Florida. Unlike Christ's apostles at Pentecost, we weren't instantly blessed with xenoglossia or glossolalia, the ability to speak languages other than your own instantly or to speak in a heavenly tongue. (LDM: 58)

Doch Eire erkennt einen Vorteil darin, dass sie noch in so jungen Jahren in diese Situation gerieten. Folglich erklärt er weiter:

⁷⁸ Bei der Dick and Jane Reihe handelt es sich um Lesebücher aus den 1950er und -60er Jahren, mit denen Kinder in den USA das Lesen lernten.

We didn't get the gift of tongues, but at least we had nimble tongues of our own, which were capable of learning all sorts of new somersaults, cartwheels, and contortions. Our brains were still pristine, more or less, proverbial blank slates. Every word we learned, every new grammatical rule, didn't get filed away in an already crowded corner of our brains, but rather right next to the Spanish equivalents, in brand-new, easily accessible slots. We actually grew new neurons to handle the logistics of storage and retrieval.“ (LDM: 58)

Im Umkehrschluss betrachtet er die Ausgangssituation für Erwachsene als problematischer:

Our elders weren't so fortunate. Their brains were far less nimble and their tongues too set in their ways. To most of them, it was a titanic struggle to think and speak in English. You can't teach an old tongue new tricks. You can sure as hell try. But you'd better be ready for plenty of frustration and disappointment. And very thick accents. (LDM: 58)

Die Überwindung dieser „linguistic alienation“, die der Einwanderung von Kuba in die USA folgen kann, erfordert eine gewisse Resoluitheit (Ramsdell 2004: 140).

Als Beispiel können sowohl Eires Tante als auch seine Mutter angesehen werden, die sich der Aneignung des Englischen fast komplett verweigern:

Hell, you don't even have to be a citizen to be an American, or speak English to be an American citizen. My mom took her citizenship exam last year in Spanish, and she still doesn't speak English, and never will. But she's a citizen. (LDM: 212)

Die Mutter scheint sich mit ihrer Situation zu arrangieren, wobei ihre besondere Entschlossenheit unterstützend wirkt denn, so erläutert Eire: „[s]he never accepted anything she thought was wrong or stupid either, such as learning English“ (LDM: 269). Grund dafür ist, dass die Mutter ihren Aufenthalt in den USA nur als Zwischenstopp sieht, da es sich, wie schon bei Pérez Firmats Familie analysiert, lediglich um eine zeitlich begrenzte Lösung handele. Sobald Castro nicht mehr an der Macht wäre, würde sie nach Kuba zurückkehren:

Her resolve and self-confidence knew no bounds, and neither did her desire prove everything wrong, even when it came to learning English. She never, ever learned more than a few words and phrases, all horribly mangled in the thickest Spanish accent ever heard in any English-speaking land. Why should she learn it? She wasn't going to stay in the United States. No way. She was no immigrant, but a refugee, waiting for Castrolandia to become Cuba again. Besides, why shouldn't all Americans learn *her* language? (LDM: 268)

Während die Mutter sich aber durch ihr ausgeprägtes Selbstbewusstsein sehr gut durchschlägt, äußert sich die Sprachverweigerung bei Eires Tante in Selbstisolierung:

She doesn't speak a word of English, and after two years, she has made no effort to learn the language. In a town like Bloomington, where no one else speaks Spanish, this isolates her completely. It is understandable. Like many refugees her age, she doesn't see her present situation as permanent. (LDM: 232)

Wie bereits an anderer Stelle angedeutet, begeben sich insbesondere die Frauen in eine Abhängigkeit von ihren Ehemännern oder Kindern. Der Tante fehlen Mut und Entschlossenheit, die sprachlichen Hürden zu meistern, eigene Kenntnisse zu erweitern und sich dadurch in eine neue Unabhängigkeit zu begeben. Das Verharren in Sprachlosigkeit dient der Pflege allgemeiner Verunsicherung, die die Exilsituation mit sich bringt. Wer sich absichtlich von anderen abhängig macht, muss selbst nicht aktiv werden und sich nicht eingestehen, dass eine Rückkehr in die Heimat, in eine vertraute Umgebung, kaum mehr möglich ist.

Auch Eires Bruder versperrt sich zunächst dem Englischen. Schon bei der Ankunft in den USA muss Eire mit wackeligen Übersetzungen aushelfen (vgl. LDM: 34). Auch beim Vokabeln Lernen fehlt Tony die Bereitschaft, sich auf die neue Sprache und Kultur einzulassen. Wörter, die ihm nicht einfallen, erhalten kreative spanische Abwandlungen. So übersetzt er das Wort „window“ als „ventan“ (die englische Version des spanischen Begriffs *ventana*) oder „horse“ wird zu „Queybal“ (die englische Version des spanischen Begriffs *caballo*) (LDM: 34). Auch die englischen Zahlen verändert er nach eigenen Vorstellungen: „*un, du tri, qwat, sink, sez, siet, og, nuvi, diz*“ (ebd.). Tonys Sprache ist schon während der Kindheit durchsetzt von Flüchen. Eine Eigenheit, die sich auf seine Nutzung des Englischen überträgt. Das zeigt sich beispielsweise während eines Telefongesprächs zwischen den erwachsenen Brüdern: „Tony uses the f-word a lot, so please insert that very special expletive in that sentence and all others spoken by him at the appropriate places. Use your imagination on this assignment, or refrain, however you prefer“ (LDM: 50). Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Tony während der ersten Wochen im Exil einer der wenigen kubanischen Kommunikationspartner für Eire war, ist es erstaunlich, dass die beiden Brüder heutzutage ausschließlich auf Englisch kommunizieren: „We speak in English now, all the time. The only time Spanish comes up is when we're talking about something someone said, long ago, in that other world we both lost so suddenly“ (LDM: 51). Einzig zurückliegende Ereignisse, die sich in einer Zeit zutragen, welche vom Spanischen geprägt war, werden auch in dieser Sprache thematisiert. Der Alltag der beiden Männer heute spielt sich weitgehend im Englischen ab, die Vergangenheit, in der das Spanische

dominierte, liegt weit zurück. Dennoch werden Ereignisse aus der ‚spanischen Zeit‘ keiner Übersetzung unterzogen, bei der womöglich relevante Elemente verloren gehen könnten. Ausgewählte Erfahrungen der beiden Brüder bleiben somit für sie in gewissem Sinne unübersetzbar.

Es sind die besonderen Umstände, die Eire zu einer raschen Aneignung der neuen Sprache verhelfen: So kommt er für die erste Zeit in einer Gastfamilie unter, in der ausschließlich auf Englisch kommuniziert wird. Angesichts dessen realisiert er das Gefälle zwischen vermeintlich angeeigneten Sprachkenntnissen und faktisch bestehender Kommunikationsfähigkeit: „Being able to speak and understand simple sentences from Dick and Jane books is one thing. Actually living with people who speak only English is quite another“ (LDM: 34). Er hat das Glück, es mit sehr geduldigen Gasteltern zu tun zu haben. Anfänglichem Pantomimen-Spiel folgt rasch ein wiederholtes Benennen bzw. Zeigen kommunikationsrelevanter Objekte. Vor dem Hintergrund eines Intensivsprachkurses kann der Erzähler schnell von Erfolgserlebnissen berichten. Im Vergleich zu anderen kubanischen Kindern, die in Familien unterkamen, deren Hauptverständigungssprache Spanisch war (vgl. Pérez Firmat), ist Eire von Beginn an darauf angewiesen, Englisch zu verstehen und zu sprechen, um am familiären Alltag überhaupt teilhaben zu können.⁷⁹ So bilanziert er, „[...] living with an American family made it easy for Charles to forget about Carlos“ (LDM: 37). Sein einziger Kontakt zur Muttersprache während dieses Zeitraumes besteht in kurzen wöchentlichen Telefonaten mit dem Bruder, der in einer anderen Gastfamilie untergekommen ist, sowie der Freundschaft zum Nachbarjungen Federico, genannt ‚Freddy‘, der ebenfalls als Peter Pan-Kind in die USA einreiste und nun bei einer kubanischen Familie lebt.

⁷⁹ Welchen Einfluss die Gastfamilien der beiden Brüder auf deren Sprachentwicklung hatten, zeigt sich zudem darin, dass sie darüber hinaus in einem jüdisch geprägten Haus leben. Dort lernen sie neben Englisch auch Jiddisch. Das geschieht anscheinend so beiläufig, dass sie erst spät feststellen, dass es sich bei den vereinzelt jiddischen Worten, die nun Teil ihres Wortschatzes sind, gar nicht um englische Vokabeln handelt: „Tony and I thought that all of the Yiddish words we’d learned were English. Well, to put it that way is misleading. We simply thought every word uttered in our households was English. Why wouldn’t we?“ (LDM: 51). Ähnlich wie die Erkenntnis, dass Desi Arnaz mit einem kubanischen Akzent Englisch spricht, realisiert Eire, dass er Wörter benutzt, die nicht für jeden in den USA verständlich sind (vgl. LDM: 51f.). Durch den Einfluss der jüdischen Kultur sieht er es ebenfalls als selbstverständlich an, dass er bald seine eigene Bar Mitzwa bekommt. Jenes Ritual, das ihn zu einem Mann machen soll, ist für ihn mit bestimmten Vorstellungen verbunden: „But going through a ritual that turned you into a man seemed like a great thing to me, worth even having to learn that strange tongue. Baruch this, *baruch* that, and *Adonai* to you too. And *Eloheinu* while you’re at it, and *melech ha-olam* on top of that“ (LDM: 106). Die andere Seite: Dieses Ritual, hofft Eire, „might even cure me of my accent“ (ebd.).

Freddy kann als Gegenbeispiel genannt werden, was Sprachentwicklung im Exil betrifft. Er lebt, anders als Eire, in einem sehr kubanisch geprägten Umfeld: „Living as he did with his aunt and uncle, Freddy could never fully forget that he was Cuban. They still called him Federico at home, and they all spoke Spanish constantly“ (LDM: 37). Freddy ist es auch, der Eire immer wieder an seine Herkunft erinnert, Und zwar nicht alleine durch seine Anwesenheit oder die Konversationen auf Spanisch, sondern ganz explizit:

He'd also straighten my head out more than once, about my identity. Once, he had to slap me on the side of the head, really hard, and yell at me, full throttle, to remind me that I was still a Cuban, despite the fact that I lived with an American family. Thank you, Freddy. *Mil gracias.* (ebd.)

Es ist interessant, dass er sich an dieser Stelle für die resolute Erinnerung an seine Herkunft bedankt, während er auf den folgenden Seiten immer wieder darauf bedacht ist, eben diese kubanische Seite in sich regelrecht zu töten. Deutlicher als sonst spricht hier doch wieder der erwachsene Eire mit Blick zurück auf seine Vergangenheit. An dieser Stelle wird nämlich nicht die Perspektive des Protagonisten als Kind vermittelt, sondern es erfolgt eine Rückblende, die den absolvierten Lernprozess thematisiert. Heute endlich erkennt der Erzähler, wie wichtig es war, Menschen im Umfeld zu haben, die ihm seine kubanischen Wurzeln bewusst machten.

Ebenso wie in den Texten von Pérez Firmat und Machado, wird auch bei Eire die besondere Bedeutung von Desi Arnaz in seiner Rolle als Ricky Ricardo hervorgehoben. Auch er schaut sich die Folgen der *I Love Lucy*-Show regelmäßig an und identifiziert sich mit dem Hauptdarsteller. Doch als Freddy, der Freund, ihm eine andere Wahrnehmung von Desi Arnaz nahebringt, ändert sich Eires positive Haltung gegenüber der Sendung:

It was Freddy who would reveal to me [...] that Desi Arnaz spoke English with a very thick Cuban accent. Until he broke the news to me, I thought Desi spoke perfect, unaccented English. 'I can't wait till I can talk like Desi,' I used to say to myself. 'That guy has really nailed the language deal, and picked up a redhead too, as a result.' I was stunned beyond belief. I had such a long steep climb ahead of me. (LDM: 37)

Diese Offenbarung desillusioniert den jungen Kubaner. Wenn noch nicht einmal Desi Arnaz akzentfrei sprechen kann, dann wird es für ihn noch sehr lange dauern, dieses Ziel zu erreichen. In der Folge will Eire, anders als Machado, nicht wie Desi Arnaz klingen, sondern vermeiden, dass die Mitschüler seine kubanische Herkunft wahrnehmen:

Me? I'm just like you. Look at me. Do I look any different? Listen to me speak. Do you hear anything odd, anything close to Desi Arnaz? Do ya? Watch me perform in the classroom. Betcha I'll not only keep up with you, but lead the way. (LDM: 95)

Doch allen Bemühungen zum Trotz gelingt ihm die Maskerade nicht:

Everyone knows I'm Cuban, here in the sixth grade at Everglades Elementary School. Damn. How do they know? It's my tongue, of course, but I refuse to accept the fact that I haven't surpassed Desi Arnaz yet. I thought my English pronunciation was perfect. I'm in a total state of denial. (LDM: 98)

Im Gegensatz zu Machado strebt Eire also nicht an, dem Vergleich mit Desi Arnaz standzuhalten, sondern will die Emanzipation von dem kubanisch-amerikanischen ‚Prototyp‘.

Mit dem Besuch der Schule eröffnet sich ihm schließlich auch die Systematik der englischen Sprache (vgl. Pérez Firmats Konzept der „lenguaje“, Kapitel 2.2). Sie zu erlernen bestimmt, anders als bei Machado, den gesamten Schultag des Jungen:

English all the time, from bell to bell. Some math, science, and social studies, yes, with some music and art thrown in. But English was our main focus. Let's get these kids ready for life in the United States, let's mainstream them as soon as possible. Drill after drill after drill. Constant exposure to grammar and vocabulary. Let's make sure these kids don't stay marginalized; let's give them a real fighting chance at becoming Americans. (LDM: 54)

Die Schule vollführt eine klare Trennung in unterschiedliche Klassen, die sogar auf räumlicher Ebene Ausdruck findet: Die Migrantenkinder kommen in einem Container, einem „portable classroom“, außerhalb des Hauptgebäudes unter (LDM: 53). Ziel der Arbeit in diesen Klassen ist es, die Sprachkenntnisse dieser Schüler so schnell als möglich zu perfektionieren um sie auf die Klassen im Hauptgebäude vorzubereiten (vgl. LDM: 53f.). Während diese besondere Behandlung durchaus als positiv betrachtet werden kann, da die Kinder die Möglichkeit erhalten, in strukturierter und dadurch hoffentlich schnellerer Weise die englische Sprache zu erlernen und damit größere Chancen gewinnen, dem ‚normalen‘ Unterricht zu folgen, sollten negative Auswirkungen solcher Abtrennung nicht übersehen werden. Hier ist eine Hierarchisierung und damit zusammenhängende Stigmatisierung des ‚migrant other‘ herauslesbar. Nicht die Bejahung der Herkunftskultur der Kinder wird gefördert, sondern kulturelle Assimilation und Konformität haben oberste Priorität. Eire beschreibt diesen Prozess mit den Worten „let's mainstream them as soon as

possible“ (LDM: 54). Anders als gängige Definitionen der USA in Richtung *melting pot* vermuten lassen, scheint in diesen Verfahrensweisen nur Raum für Anpassung zu existieren, nicht aber für *Cubanidad*.

Die Absicht seiner Schule, die Migrantenkinder vor dem, wie er es bezeichnet, „bilingual coddling crap“ zu bewahren, heißt der Protagonist gut (LDM: 54)⁸⁰ und äußert sich in der Erzählgegenwart folgendermaßen zum Thema Bilingualität:

Don't ask me what I think about fellow Hispanics who insist on bilingual everything, or about how I feel every time I see a public sign in Spanish or am asked to choose between English and Spanish on the telephone. Don't ask please. I get too angry. There's no better way of keeping Hispanics down in the United States than to tell them that they don't have to learn English. No better way of creating an underclass. No better way of making everyone else think that Hispanics are too dumb to learn another language, or maybe even the dumbest people on earth. (LDM: 54)

Diese massive Kritik an den Verfahrensweisen lässt vermuten, dass die Muttersprache für Eire eine andere Bedeutung hatte / hat als für die Mehrheit der vergleichbar Betroffenen. Während für viele Migranten die Muttersprache ein Synonym für Heimat ist, also Funktion eines Zufluchtsortes hat, war es das Anliegen des Protagonisten als junger Mann, möglichst schnell in den USA anzukommen und nicht mehr sehnsuchtsvoll zurückzublicken (vgl. die Spiele mit den Namen Carlos, Charles und Chuck, die zwar ein Pendeln zwischen den Kulturen symbolisieren, das jedoch mit einem erheblich stärkeren Ausschlagen in Richtung USA versehen ist). Eires Zugang zum Englischen ist offen und positiv. Er ist begierig, neue Vokabeln zu erlernen, unbekannte Begriffe nachzuschlagen, insgesamt einen Wortschatz zu entwickeln, der über das Sprachkursniveau hinausgeht. Nach und nach lernt er, seine Zweitsprache zu lieben: „But every word [...] seems a treasure to me. I'm smitten, enraptured by this tongue that bristles with Germanic barbarisms and makes no rational attempt to coordinate spelling and pronunciation“ (LDM: 56). Diese

⁸⁰ In einem Interview, das am Ende einer der Ausgaben von *Learning to Die in Miami* abgedruckt wurde, äußert Eire sich wie folgt zum Thema Spanisch in den USA: „I am angered by bilingual signs in Spanish (many of which are grammatically incorrect, anyway), by phone lines in Spanish, and especially by schools that stress bilingual education. All of these accommodations are wrong, and extremely prejudicial to Spanish-speaking immigrants in the long run. As I say in this book [*Learning to Die in Miami*], while this attitude persists, Spanish-speaking immigrants will continue to be second- or third-class citizens and to be perceived by the rest of the populations (including immigrants from other places) as deserving of nothing other than the lowest place at the bottom of the heap.“ (Interview, LDM 2010: k.A.).

besondere Vorliebe für kreative Wortbildungen, „that match sound perfectly“ wie „thud, bump, crash, bang, splat, click, clap, clang, ring, bark“, ist in dem gesamten Text ein gerne genutztes Mittel bestimmte Situationen zu verlebendigen (ebd.).⁸¹ Dabei berichtet der Erzähler auch von den Schwierigkeiten, die die Aussprache des Englischen mit sich bringen kann (vgl. LDM: 56f.). Dem Englischlehrer gelingt es jedoch gut, den Schülerinnen und Schülern die Furcht vor der Sprache zu nehmen:

Aaron helped me overcome my fear of seeming foolish, which is always the greatest obstacle in learning how to use a new language. He didn't work all that hard on our pronunciation, knowing that it would straighten itself out soon enough. Speak it. Say it. Never mind your mistakes. Everyone makes them at first (LDM: 55).

Sowohl der familiäre als auch der schulische Kontext schaffen somit zunächst positive Rahmenbedingungen für die Sprachaneignung des Protagonisten. Er betrachtet Fehler als Gewinn: „Even when you slip up, you always learn something“ (LDM: 57). In diesem Lernprozess fühlt sich der junge Eire geradezu „[d]runk on words, on new ways of thinking,“ und er braucht nicht lange um zu realisieren, that my thinking itself is different in English, and that the change brought about by these new ways of thinking is altering my perception of the world“ (LDM: 57). Nach Ansicht des Erzählers ermöglicht die englische Sprache dem Selbst die Entfaltung von mehr Handlungskompetenz und Verantwortung. Er führt folgendes Beispiel für den Sprachvergleich auf:

For instance, if you're on your way to school and one of your books falls to the ground, here is what you would say in Spanish: „*Se me cayó el libro.*“ It's hard to translate because English doesn't have reflexive verbs. In essence, what you're saying in Spanish amounts to a shirking of responsibility: „The book dropped itself from me.“ It's a way of thinking and speaking that is prone to fatalism and the creation of a victimized self. „Oh damn, look at this: The book had the nerve to fall from me. Damn book. Damn gravity. Poor me. If only the laws of nature were different, I wouldn't be having this problem.“ In English, this is the only correct way of explaining what happened: „I dropped my book.“ Yes, I suppose one could say „The book fell.“ But that would be proper only if the book was not being held by you at all in the first place. What a contrast. It's your own damned fault in English: You dropped it because you weren't holding it tightly enough, or just simply because you're a doofus. Wise up. Straighten *yourself* out. This difference stuns me. It's a totally new way of thinking: a big deal, bigger than any I've ever stumbled on to. Of course, at the time I can't explain it very clearly, if at all. (LDM: 57)

⁸¹ Zum Beispiel das „snap“ „snap“ „snap“ der Mäusefallen im sogenannten „palacio de las cucarachas“, dem Haus seiner zweiten Gastfamilie in Miami (LDM: 121ff.).

Seine rasanten Verbesserungen im Englischunterricht ermöglichen dem Protagonisten schließlich den ersehnten ‚Aufstieg‘ in das Hauptgebäude seiner Schule. Mit dem neuen Schuljahr ist er endlich Teil einer ‚normalen‘ Klasse. Hier ist er aber der einzige Kubaner, und die Toleranz für immer noch vorhandene Sprachschwierigkeiten fällt geringer aus. Er wird aufgrund seines Akzents von der Klasse ausgelacht, was ihn allerdings nur noch mehr antreibt, die neue Sprache in Perfektion beherrschen zu wollen: „I resolve at that moment, as they’re all laughing so hard, to dedicate myself one hundred percent to losing whatever accent is left in me. ‘They’ll never laugh at me again, ever,’ I vow“ (98f.).

Eire verknüpft ein erfolgreiches und endgültiges Ankommen in den Vereinigten Staaten mit der Bedingung, perfektes, das heißt für ihn akzentfreies, Englisch zu sprechen. Den mehrfach angesprochenen ‚Kampf der zwei Kulturen‘ trägt er allerdings nicht nur auf sprachlicher Ebene aus, „[m]y English had improved enough to take its place right alongside my native tongue and to constantly elbow it out of the way“ (LDM: 88). Die verschiedenen Identitätskrisen, die den jungen Eire in den ersten Jahren im Exil heimsuchen, werden vielmehr auch am Gebrauch seines eigenen Namens anschaulich gemacht. Ähnlich wie in Pridas Theaterstück *Coser y Cantar* (1981, vgl. Kapitel 5.1), übernehmen Charles, vergleichbar mit SHE, und Carlos, vergleichbar mit ELLA, die Rollen der jeweiligen Kultur. Der Konflikt zwischen den beiden Charakteren wird im Text auch erzähltechnisch verdeutlicht, indem ein Perspektivenwechsel von der ersten Person Singular (vorwiegende Erzählperspektive) in die dritte Person Singular (Perspektive während der Dialoge zwischen Charles und Carlos) vollzogen wird. Das konstante Ringen zwischen der amerikanischen Gegenwart und der kubanischen Vergangenheit zeigt sich somit auch im ständigen Wechsel der Namen Charles und Carlos. Während der ersten Jahre in den USA strebt der Protagonist, wie angedeutet, ein vollständiges Ablegen seiner kubanischen Identität an. Das verknüpft er mit der endgültigen Übernahme der englischen bzw. amerikanischen Version seines Namens: „I didn’t speak much English, but I knew what the English version of my name should be. And when my new foster parents asked me what I’d like to be called, I said *Charles*“ (LDM: 33). Doch Carlos, sein Alter Ego, holt ihn immer wieder ein: spätestens mit dem Wechsel in die neue nunmehr kubanische Gastfamilie und dem Eintritt in eine andere Schule beginnt der Namenskonflikt von neuem. Die Lehrerin dort stellt ihn der Klasse als „Carlos“ vor, ein Vorgehen, mit dem sie in den Augen des Protagonisten „just killed and buried Charles“ (LDM: 126). Als einziger Kubaner in seiner Klasse, gezeichnet durch den Akzent und einen für die Gegend außergewöhnlichen Namen, wird der Schüler zum Außenseiter. Zudem setzt ihm das Leben in der neuen Gastfamilie sehr zu, deren Alltag aus-

gesprochen disharmonisch ist (vgl. Kapitel 1.3). Die Summe seiner Unzufriedenheiten entlädt sich schließlich in dem Versuch radikaler Abwendung von seinem kubanischen Ich, Carlos:

Living in the *Palacio de Cucarachas* [Haus der neuen Gastfamilie, m. A.], being surrounded by Cubans at home, and being called Carlos at school only makes me wish more fervently for a total immolation of my former self. If I were able to strangle Carlos in his sleep, I'd do it. What a thrill that would be. [...] The one death I hanker for most intensely is my own. (LDM: 159)

Darin äußert sich die Hoffnung, mit einer Namensänderung bzw. hier sogar der ‚Namenstötung‘, einen gewichtigen Teil der eigenen Identität transformieren zu können. Dieser Wunsch ist nicht gänzlich abwegig.⁸² So erklären Janich und Thim-Mabrey, dass „[d]ie Einstellungen zum eigenen – alten wie auch neuen – Namen [...] vielfältig die Selbstwahrnehmung, das Selbstverständnis einer Person und damit ihre Identität beeinflussen [können]“ (Janich und Thim-Mabrey 2003: 10). Das kann, so führen die Wissenschaftlerinnen weiter aus, „bis hin zur Ablehnung des eigenen Namens, mit dem man sich nicht identifizieren kann oder will“ führen (ebd.). Es ist Ziel des Erzählers, „[to] just simply erase my past and start all over again“, und sollte dies nicht möglich sein, so wünscht er sich zumindest „a new name and birthplace“ (LDM: 160). Der Namens- und damit Identitätswechsel ist, so der Protagonist weiter, jedoch nicht möglich, so lange er immer noch „branded on the tongue“ ist (ebd.). Trotz seiner raschen Fortschritte beim Erlernen der Sprache, verrät – neben dem Namen – sein Akzent die zu diesem Zeitpunkt ungeliebte kubanische Herkunft.

Schließlich erkennt er mit dem Schreiben ein Medium, das es ihm erlaubt, Amerikaner zu sein, ohne dass ihn ein Akzent verraten könnte:

At least I can write well in English. No accent there, on paper; I own those words completely. [...] They get me where I want to go, without anyone asking dumb questions or giving me funny looks. Words on paper make me totally unidentifiable. With them I can kill Carlos for good, make him disappear. A perfect crime, for there will be no body to dispose of, no body to see in the first place (LDM: 160).

Das Schreiben übernimmt folglich bei Eire eine ähnliche Funktion wie die Schauspielerei in Machados Lebensgeschichte. Beide Formen künstlerischen Ausdrucks

⁸² So erklärt auch Debus: „Der Name als Eigenname stiftet Identität. Dieser Feststellung liegt die ertümlische, mythische Auffassung zu Grunde, dass Name und Namensträger eine wesenhafte Einheit darstellen, dass der Name für die Person steht und diese für jenen.“ (Debus 2003: 78)

dienen als Maskerade, helfen den Menschen, eine Identität zu konstruieren bzw. deren Fremdwahrnehmung durch Dritte stärker zu kontrollieren.⁸³

Eire wünscht sich, „totally unidentifiable“ zu sein. Somit evoziert er, auf textueller Ebene, zunächst einen kompletten Verlust von Identität, was er im Rahmen seines Textes mit dem Sterben von Identität symbolisiert, um dann, wie Phönix aus der Asche, eine andere, eine amerikanische Identität annehmen zu können.

Die neu entdeckte Möglichkeit, die kubanische Identität hinter dem geschriebenen Wort zu verbergen, führt schließlich dazu, dass der junge Protagonist in der Schule sehr erfolgreich Texte produziert, mit denen er die Lehrerin begeistern kann. Mit ihrer positiven Rückmeldung bilanziert er:

Everything changes for me after that essay. I know for sure that I can be an American, that not only can I pass for one, but be one, for real. I don't have to be a refugee or an exile who happens to speak without an accent. I can own the accent and the language, and let it own me. I can sell my soul to it. Quick, English, get me a contract, and I'll sign it with blood. (LDM: 163).

Die völlige Aufgabe seiner kubanischen Vergangenheit beginnt beim Schreiben und kann, laut Eire, Stück für Stück die außerschriftliche Welt übernehmen und transformieren. Zu diesem Zeitpunkt ist er zu allem bereit, um komplett in der amerikanischen Mainstream-Kultur unterzugehen: Er würde seine Seele dafür verkaufen (ebd.). Aussagen, die in all ihrer Kindlichkeit die Orientierungslosigkeit des Jungen ausdrücken. In einer Situation, in der das Herkunftsland nur mit negativen Assoziationen verbunden wird, in der Einsamkeit und Verlustängste die Gefühle beeinflussen und in der die Umgebung plötzlich fremd erscheint, weil Kommunikation nur unter erschwerten Bedingungen möglich ist, scheint es für den 11-jährigen ein natürlicher Schluss, dass die eigene Vergangenheit ausgelöscht werden muss.

Die beschwerliche Suche nach der eigenen Identität äußert sich im Text auf mannigfache Art und Weise. So gelangt Eire im Zuge seines dritten Umzugs,

⁸³ Eine weitere Parallele zu Machados Text findet sich bei Eire beim Thema Halloween. Auch im Kontext dieser US-amerikanischen Tradition steht die Maskerade, die Übernahme anderer Rollen, im Vordergrund. Auch darüber kann Eire seine eigentliche Identität verbergen: „‘Trick or treat.’ The ritual was sublime. I think the incantation that came out of my mouth wasn't pronounced correctly, but it didn't matter. All the grown-ups who came to the door knew why Freddy and I were there“ (LDM: 104). Trotz vermeintlicher Fehler bei der Aussprache können die kubanischen Kinder sich so im Umfeld der Halloween-Rituale als Teil der Mainstream-Gesellschaft verstehen: „That night, it didn't matter to anyone that Freddy and I were Cubans. On Halloween all children magically turn into goblins, and no one cares if Goblinland is American or not.“ (LDM: 104f.)

diesmal nach Bloomington, über das Gespräch mit einem Schuhverkäufer zu einer weiteren Version seines Vornamens. Der Verkäufer erklärt ihm, er könne in dieser Gegend keinen Namen wie Carlos tragen. Bessere Versionen seien „Charlie“ oder „Chuck“ (LDM: 224f.). Der Junge entscheidet sich spontan für Chuck: „I like this new name, *Chuck*. It suits me, the new me, here up north, in the realm of light — and snow“ (LDM: 225).

Das Leben in einer Stadt, wo sie „the only Spanish-speaking family“ sind, hat positiven Einfluß auf die Sprachentwicklung des Protagonisten. Er wird nicht mehr auf seinen Akzent angesprochen oder nach seiner Herkunft gefragt (vgl. LDM: 230, 238).

Am Ende des Textes scheint Eire ein Selbstbewusstsein erlangt zu haben, das eine Fokussierung des Namens nicht mehr nötig hat. Er resümiert:

Yes, Chuck Neat-o is dead. He died the day I left Bloomington. And he stayed dead too, along with Charles and Charlie. Now, [...] it's just Carlos Nieto (Knee-a-toe, not Neat-o) [...]. Somewhere down the line, in 1978, Carlos Nieto will become Carlos M.N. Eire, and then, later, just plain old Carlos Eire, when I stop writing books with footnotes (LDM: 300).

Der beständige Wechsel des Vornamens im Laufe seiner ersten Jahre im Exil zielt auch auf den Titel, das „Learning to die“, ab. So fragt der Erzähler schließlich: „What's in a name? Who are you, after you die over and over and are gloriously reborn, time and time again, in the same body?“ (LDM: 301).⁸⁴

Welch symbolische Kraft Eire Namen zuspricht, zeigt sich ebenfalls bei den eigenen Kindern. Im Namen seines Sohnes sind beide Kulturen vertreten, durch einen Bindestrich vereint: Er heißt John-Carlos (LDM: 118). John als klassisch-anglophoner Name steht Carlos gegenüber, nicht nur hispanophoner Name, sondern auch der des Vaters. Zu vermuten ist, dass die selbstreferentiellen Namensspiele zwischen Carlos, Charles und Chuck spätestens mit der Geburt des Sohnes ein Ende fanden. Den Carlos in der Person seines Sohnes weiterleben zu lassen und nicht — wie zuvor oftmals angekündigt — getötet zu haben, kann als ultimative Bejahung dieses Teils eigener Identität interpretiert werden. In Verbindung mit dem Namen John präsentiert Eire bei seinem Sohn die Lösung seines Identitätskonflikts: Ein Leben auf dem Bindestrich.

⁸⁴ Hier ist ebenfalls ein Bezug zu Shakespeares Stück *Romeo und Julia* erkennbar, in dem Juliet fragt: „What's in a name? That which we call a rose by any other name would smell as sweet“ (Shakespeare [1599] 2012: 80, Act 2, II) und erklärt damit die Loslösung von Name und Identität.

5.5 *Thoughts without Cigarettes*: Zweisprachigkeit vs. Keinsprachigkeit

Oscar Hijuelos wurde – als einziger der in dieser Arbeit vorgestellten Autoren – in den USA geboren. Seine Eltern kamen in den 1940er Jahren kurz nach ihrer Hochzeit in die USA und lebten seitdem in New York. Der Alltag der Familie ist dennoch durch die spanische Sprache geprägt, in der die Eltern miteinander kommunizieren (vgl. TWC: 6):

[...] that language, Spanish, must have permeated me like honey, or wrapped around my soul like a blanket or, if you like, a mantilla, or, as my mother, of a poetic bent, might say, like the sunlight of a Cuban spring. (TWC: 7)

Hijuelos selbst hat ein kompliziertes Verhältnis zu seiner ‚Muttersprache‘. Das verarbeitet er in seiner Autobiographie, die, ebenso wie die drei anderen Analysebeispiele, auf Englisch verfasst worden ist. Spanische Begriffe sind kursiv und werden erklärt oder übersetzt, sofern sie nicht aus dem Zusammenhang verständlich sind.

Hijuelos beschreibt ein Ereignis während seiner Kindheit, das maßgebliche Auswirkungen auf sein Leben und sein Selbstverständnis hatte. Er kehrt als Vierjähriger von einer Reise nach Kuba schwer krank nach New York zurück. Seine Erkrankung macht einen einjährigen Krankenhausaufenthalt erforderlich.⁸⁵ Während dieser Zeit entfremdet er sich gänzlich von der spanischen Sprache und, so wird im Folgenden zu eruieren sein, auch von seinen kubanischen Wurzeln:

For the longest time, all I would know was that I had gotten sick in Cuba, from Cuban *microbios*, that the illness had blossomed in the land of my forebears, the country where I had once been loved and whose language fell as music on my ears. [...] what I would hear for years afterward from my mother was that something Cuban had nearly killed me and, in the process of my healing, would turn my own ‘Cubanness’ into air. (TWC: 45)

Bei Verlassen des Krankenhauses spricht er nur noch Englisch. Der einzige familiäre Kontakt während der Rekonvaleszenz besteht zu seiner Mutter. Diese wirkt nunmehr fremd auf ihn, „and all the more so whenever she started to speak Spanish, a language, which, as time went by, sounded both familiar and oddly strange to me“ (TWC: 6). Er versteht zwar die spanischen Fragen der Mutter, es gelingt ihm jedoch nicht, in derselben Sprache zu antworten:

⁸⁵ Für nähere Erläuterungen zur Krankheit verweise ich auf Kapitel 6.5 dieser Arbeit.

What happened to be wrong with me came down to the fact that I never answered my mother in the language she most wanted to hear, *el español*. I just couldn't remember the words, and this must have truly perplexed her, for I've been told that, before I went into the hospital, I spoke Spanish as cheerfully and capaciously as any four-years-old Cuban boy. (TWC: 6)

Der Protagonist vermutet, er habe das Englische im ständigen Kontakt mit Ärzten, Krankenschwestern und Kindern im Krankenhaus aufgenommen, „English in, Spanish out, or at least deeply submerged inside me“ (TWC: 8). Die Notwendigkeit Englisch zu lernen, wird durch traumatisierende Situationen mit dem rauen Krankenhauspersonal verstärkt. Er meint sich zu erinnern, eine Krankenschwester habe ihn mindestens einmal in einen dunklen Kleiderschrank gesperrt, als er nicht schnell genug auf Englisch auf ihre Fragen antwortete. In der Konsequenz erinnert er sich an einen „sense of dread (as if the walls would fall on me), harangued (as if I had to watch my every word), and maligned for my ignorance of English“ (TWC: 49).⁸⁶ Dieser verzweifelte Zugang zum Englischen wird durch das Verhalten der Mutter geradezu bestärkt. Im Zusammentreffen mit ihrem Sohn äußert sie unmissverständlich, dass er ihr fremd geworden sei:

‘[...] *Me entiendes?*’ – ‘Do you understand me?’ – becoming one of the stock phrases she'd use to punctuate our every conversation, as if her own son had become a stranger who'd suddenly dropped into her life, an *americano* whose timidity and fears she needlessly (and perhaps selfishly) confused with laziness (‘You didn't speak Spanish after all!’) or with aloofness (‘*Por qué me miras así?*’ [...]). (TWC: 49)

Auf diese Weise, so deutet es der Erzähler, verpasst die Mutter die Gelegenheit, ihrem Sohn das Spanische wieder näher zu bringen, die ‚Muttersprache‘ wieder vertraut werden zu lassen. Das Hauptproblem lag, ihm zufolge, darin, „that she never really spoke *to* me but directed her tirades, her aphorisms, her orders, her stories, *at* me“ (TWC: 56). Ihm fehlten konstante Ermunterungen, Spanisch zu sprechen, kindliche Sprachannäherungen oder -spiele, wie beispielsweise das Erlernen des „rrrrr“ durch die Wiederholung von Zungenbrechern wie „Tres

⁸⁶ Bereits in seinem Roman *Our House in the last World* (1983) gibt es eine Szene, in der der Protagonist sich in einer Situation wiederfindet, die überdeutliche Parallelen zur Biographie des Autors aufweist: „‘Do you know something’, she said to him, ‘you are very stupid for not speaking English. This is your country. You live here and you should know the language.’ ‘Abra la puerta! Abra la puerta! [...] Then the voice on the other side would return, ‘say it in English. Let me out!’ In time, she made him suspicious of Spanish, but English began whooshing inside. English forced his way through him, splitting his skin“ (Hijuelos 1983: 94f.).

tigres tristes“, die in kubanischen Familien üblich seien (TWC: 56).⁸⁷ In diesen Aussagen artikuliert Hijuelos Vorwürfe, die in erster Linie an seine Mutter gerichtet sind. Dennoch gelingt ihm – wenn auch textuell nur eingeklammert dargestellt – eine Bejahung des eigenen Verhaltens: „[...] And while I now wish she had been more demanding when it came to my speaking Spanish, my guess is that I would have still found ways of pushing that language away“ (TWC: 57). Diese durch den Krankenhausaufenthalt bedingte neue Ausgangssituation führt zu einem massiv gestörten Kommunikationsverhältnis zwischen Mutter und Sohn, das weitreichende Konsequenzen hat:

And so, early on, we adopted our own way of communicating with each other: She'd speak to me in Spanish, which I comprehended but resisted speaking, and I'd answer her in English, a language she barely understood and, in any case, never really cared for. (TWC: 57)

Somit kann kaum anschlussfähige Kommunikation zwischen Mutter und Sohn stattfinden. In den wenigen Momenten, in denen sie miteinander sprechen, geht es eher um den Austausch kurzer Informationen. Doch nicht nur die Mutter verschlimmert die Situation durch ihr Verhalten, sondern auch Hijuelos selbst trägt nicht zu einem guten Kommunikationsakt bei:

She may have filled my ears with her thousand-words-a-minute Spanish, but like a good defender, as vigilant about avoiding the absorption of those words as if they were poison, akin to the Cuban microbes my mother always talked about, I hardly ever let those words in through the walls I'd put up. (TWC: 57)

Auch nach mehr als 13 Jahren in den USA versteht und spricht die Mutter des Protagonisten im Englischen nur einige wenige Sätze und Wörter. Als sie mit ihrem Sohn schwanger ist, „in that inescapable circumstance,“ wird sie in den Wänden ihrer Wohnung zu „a virtual captive“ (TWC: 23). Sie trifft andere ‚Latinas‘ bei der Sonntagsmesse, lebt ansonsten aber recht isoliert bzw. hat neben ihrem Ehemann keine weiteren Gesprächspartner in ihrer Muttersprache. Den-

⁸⁷ In einem Zeitungsinterview äußert sich Hijuelos folgendermaßen zu seinem Verlust der spanischen Sprache: „I was shell-shocked. When I came back home from the hospital after a year, my mother claimed that I didn't want to speak Spanish, but in fact, I just couldn't. It would be accurate to call it a psychological block. I felt bewildered. When I came back, I knew I was part of the family, but emotionally and linguistically I felt a little estranged“ (Epplin 2011). Zudem fügt er an, dass seine Eltern es eigentlich als eine gute Sache ansahen, dass ihr Sohn Englisch konnte, was, so argumentiert Hijuelos, für die Generation seiner Eltern als in den USA lebende Migranten bedeutender war. Er selbst betrachtet die Schwierigkeiten mit dem Spanischen, die seit jeher seinen Lebensweg begleiteten, jedoch als „a loss and, looking back now, I wish someone had picked up on it for my own sake“ (ebd.).

noch kommuniziert sie mit Nachbarn über Mimik und Gestik und freundet sich mit einer taub-stummen Frau an, die in der Wohnung über ihnen lebt. Bei ihr kann sie ihre Hemmungen vor dem Englischen ausblenden, da auf einer anderen Ebene kommuniziert wird. Den zweiten Sohn als möglichen Gesprächspartner zu verlieren, verunsichert sie zutiefst, was ihren unbeholfenen Umgang in der Kommunikation mit ihm erklärt. Ihr Ältester, der unbefangene die spanische Sprache nutzen kann, steht ihr näher (vgl. TWC: 228).

Schon während der Krankenhausphase des Sohnes stellen Bürokratie und Gespräche mit dem Krankenhauspersonal große Hürden für die Mutter dar:

Each time she'd have to bring someone along to help her out with the nurses and staff. My mother had to. For what English she knew, even after some thirteen years in this country, consisted of only a few phrases and words, and even those were pronounced with her strong Cuban accent and the trepidations of a woman who, until then, had rarely ventured out from the insular immigrant's bubble of our household. (TWC: 4)

Bedingt durch die Sprachbarriere, gelingt es ihr nicht, sich ausreichend Kenntnis über den Gesundheitszustand ihres Sohnes zu verschaffen. Daraus resultiert auch ihr überfürsorgliches Verhalten ihm gegenüber in den darauffolgenden Jahren (vgl. Kapitel 6.5).

Während sich die Mutter schwer damit tut, ihren Sohn wieder spielerisch und unkompliziert an das Spanische heranzuführen, fördert sie – wenn auch mit großen Schwierigkeiten – seinen Zugang zum Englischen. Hier wählt sie nicht die üblichen Kindergeschichten oder Klassiker, sondern „comics, which my mother called 'funny books', [...]. These, my mother found the easiest to understand“ (TWC: 71). Rückblickend erkennt Hijuelos in diesen Nachmittagen mit seiner Mutter über den Comicheften die wenigen Momente, in denen sie sich wirklich nahe waren:

Our movement from caption to balloon, and panel to panel, was always glacially slow, but I didn't mind those lessons at all: I don't know what or how much I learned from hearing the words of Felix [...] as they fell from her lips, but my mother's attempts to meet me midway, as it were, along with her struggles and out-and-out bursts of laughter – from finally understanding what the heck was being said – constituted the only moments that we were together as mother and son when my supposed frailness, my susceptibility to infections, my illness, and all the anxieties she attached to me were thankfully absent as a subject of our conversation. (TWC: 72)

Erst in dem Augenblick, in dem die Mutter ihre sprachliche, aber auch kulturelle Unsicherheit während der Lektüre der einfachen Sätze vergessen kann, ver-

liert sich ebenfalls ihre übermäßige Konzentration auf die vermeintliche Gebrechlichkeit des Sohnes. In ihren Gesprächen geht es dann einzig um das gemeinsame Erlernen einer Sprache, die beiden noch fremd ist.

Vergleichbar mit den Vätern in den Texten von Pérez Firmat, Machado und Eire, kann auch hier der Vater die meisten Englischkenntnisse in der Familie vorweisen. Aufgrund seiner Arbeit als Koch in einem Hotel lernt er nicht nur Englisch, sondern auch „serviceable amounts of German, Russian, Greek, and Italian“, da das Hotelpersonal größtenteils aus Immigranten besteht (TWC: 128).

Dennoch beschränkt sich der Kontakt des jungen Hijuelos mit seinem eigenen Vater auf wenige, knappe Äußerungen: „‘Come here,’ ‘Go on,’ ‘What do you want?’ ‘Ask your mother’“ waren die einzigen Sätze, die sein Vater direkt an ihn richtete (TWC: 67). Der Erzähler wertet diese Form der reduzierten Kommunikation in seinen autobiographischen Reflexionen jedoch positiver als das Verhalten seiner Mutter: „[...] he’d speak to me in English, not always, but when he did, it was with a quiet authority and without my mother’s befuddlement and confusion“ (ebd.).

Gezeichnet durch die lange Trennung von der Familie, steht der Protagonist regelrecht ‚*Sprach-los*‘ und unverstanden zwischen einer nervösen, ungeduldi- gen Mutter, die kein Englisch spricht, und einem passiven Vater, der zwar das Englische beherrscht, aber nicht in der Lage ist, auf einer tiefgehenden Ebene mit dem eigenen Sohn zu kommunizieren, ihn gar in seiner sprachlichen Orientierungslosigkeit aufzufangen. Somit ist die Kindheit des Jungen durch vielerlei Unsicherheiten, die ihren Beginn in der Kommunikationsunfähigkeit mit den beiden Hauptreferenzpersonen in seinem Leben haben, geprägt.

Bedingt durch die lange Krankheit, muss der Protagonist die meiste Zeit seiner Kindheit im Haus verbringen, wodurch er keinen sozialen Kontakt außerhalb der Familie pflegen kann. Als Hijuelos schließlich eine Schule besuchen darf, gelingt ihm auch dort kein ausgeglichener Umgang mit den beiden Sprachen, die sein Leben bisher begleitet haben. In der Folge sind seine Leistungen im Unterricht eher schlecht:

And not just because I was often too distracted by my own anxieties to concentrate well, but out of some sense that my mother and father’s limitations, when it came to English, had become my own: Just attempting to read – anything really – I’d feel as if I had to swim a long distance through murky water to fathom the meaning, and, at the same time, though I eventually improved, shell-shocked though I was, I always had the sense that the language was verboten to me, as if I needed special permission from someone to take it seriously. No matter how hard I tried, or how well I did on the tests, I secretly believed that my mind was essentially second-rate – all the other kids just seemed brighter than me. (TWC: 75)

Das Englische kann nicht zur ersten Kommunikationssprache werden, da die in seinem Elternhaus belastet ist als die sogenannte ‚falsche‘ Sprache. Seine Eltern vermitteln ihm ein schlechtes Gewissen, weil er keinen Zugang zum Spanischen findet. In regelmäßigen Abständen äußern Mutter und Vater, direkt oder indirekt, ihren Unmut über die vermeintliche Inkompetenz des Sohnes. Folgende Dialoge machen das Verhalten deutlich:

“*Pero habla español?*” [...] a query to which she usually replied, “*Un poquito,*” her eyes looking afar, her head shaking. “He spent too much time in a hospital when he was little.” And confiding more, she’d add: “*Es más Americano.*” (TWC: 83)

At home, when Cuban and Puerto Rican visitors [...] came into the apartment, there always seemed to come a moment when one of them would look at my father, his soft voice intoning a slangy, sometimes beer-slurred Spanish, and then at me, whose awkward Spanish was halting, at best, and ask incredulously, “He is really your son?” (“*De verdad, es tu hijo?*”) My father, in those instances always answered: “Of course” — “*Cómo, no?*” — but along the way, his eyes always met with mine, his pupils misting over with a contemplation of genetic mysteries and as well with an awareness of my own history within the family. (TWC: 34)

I recall my mother apologizing about my Spanish to my cousins [...]. (TWC: 163)

Hijuelos bekommt also die Enttäuschung der Eltern ob seiner unzureichenden Spanischkenntnisse deutlich zu spüren. Das treibt ihn immer mehr in die Position, sich weder im Spanischen noch im Englischen sicher zu fühlen. Zudem sind die Defizite der Eltern im Gebrauch des Englischen, tendenziell seine eigenen geworden. Es wird auf diese Weise zur Sprache, die Hijuelos mit schlechtem Gewissen nutzt, da er damit vermeintlich seine kubanischen Wurzeln verrät und damit parallel die direkte Kommunikation mit der Mutter immer schwerer wird. Brigitta Busch betont hier das Gefühl der Scham, das „aufkommt, weil man ein ‚falsches‘ Wort, einen ‚falschen Ton erwisch hat, mit einem ‚falschen‘, einem deplatzierten Akzent spricht“ (Busch 2013: 26f.). Das Gefühl tritt dann ein, wenn die betroffene Person sich auf eine Meta-Ebene begibt und die Sprachsituation reflektiert: „Dieser Perspektivenwechsel kann im Zusammenhang mit Sprache beispielsweise dadurch ausgelöst werden, dass man Anzeichen von Irritation beim Gegenüber bemerkt“ (ebd.). Das kann dazu führen, dass das „öffentliche Sprechen, egal in welcher Sprache“ vermieden wird und schließlich andere Gefühle, wie Ärger, Zorn oder Angst an die Stelle der Scham treten (ebd. 27).

In der Schule erhält Hijuelos die Möglichkeit, einen Spanischkurs zu besuchen. Die Erfahrungen in diesem Unterricht untermauern jedoch nur noch deutlicher das gestörte Verhältnis des Jungen zur Sprache seiner Eltern. Wäh-

rend die anderen Kinder aus spanischsprachigen Familien den Aufgabenstellungen gut folgen können und mit einer korrekten Aussprache glänzen, wird der Protagonist von der Lehrerin aufgrund seiner mangelhaften Grundkenntnisse vor der gesamten Klasse bloßgestellt:

[...] when it came to me, I simply froze, my throat tightening along with my gut, and the words I managed to squeeze out, particularly when rolling my *rs*, were so badly pronounced that Mrs. Rodriguez, out of the kindness of her heart, would go on and on about how I, as the son of Cubans, with a name like Hijuelos, should hang my head low for speaking Spanish so badly. „Even the Irish kids, *que no saben español*, do better than you!“ She'd say. Then: „Don't you even want to try?“ (TWC: 105f.)⁸⁸

Das Verhalten der Lehrerin bestärkt den zutiefst befangenen Umgang des Protagonisten mit dem Spanischen. Die unangenehmen Begegnungen mit dieser Sprache lassen Hijuelos zudem Situationen meiden, in denen er von ihr Gebrauch machen müsste. Bei Familienfeiern äußert er sich wortkarg, teilweise nur durch Kopfnicken, und in seinem Freundeskreis gibt es keine Personen, die Spanisch sprechen. Die Stimmen seiner Eltern werden eher zu Hintergrundgeräuschen, „my mother's voice, which had nagged and ordered me around for so long, and my father's, sometimes calm and measured or else a morass of mumbled, anguished Spanish, had begun to sound to me like voices from a radio“ (TWC: 106). Statt den direkten Kontakt mit Mutter und Vater zu suchen, übt sich Hijuelos in Passivität und dem träumenden Ausblenden der Realität. Dennoch begibt er sich im Erwachsenenalter immer wieder gerne in Situationen, in denen er Spanisch hören kann. Denn, so erklärt er, „[o]f course I understood Spanish completely, but for some reason, I felt paralyzed when it came to speaking it“ (TWC: 106). Er zieht in eine Nachbarschaft, die von hispanischen Einwanderern geprägt ist, und genießt es, dort in die dominikanischen

⁸⁸ Der für die USA eher außergewöhnliche Name Oscar Hijuelos bereitet dem Erzähler ebenso Probleme wie den anderen hier vorgestellten Autoren die Ihren. Der Protagonist berichtet von unangenehmen Situationen. Kinder nennen ihn beispielsweise „Oscar Mayer Wiener“. (TWC: 76). Und, obwohl später kreativere Namensgebungen dazukommen, zum Beispiel „Oscar Wilde, Oscar Petersen, and Oscar Robinson“, erklärt Hijuelos, „I could never stand it“ (ebd.). Heutzutage gelingt ihm ein versöhnlicher Blick auf seinen Namen, da er nach einem seiner Onkel benannt wurde, von dem eine heldenhafte Geschichte erzählt wird. Daher muss er zugeben: „The name that now seems far more elegant because of my uncle's importance to my family in Cuba, which I wasn't even really aware of back then, became something I never felt proud about as a kid. In fact, I can recall feeling envious over a cowboy's name on Rawhide, a show my father liked to watch at night on one of the second-or third-hand television sets he'd buy from a used appliance shop in Harlem. The show's main character was called Sugarfoot, and I suffered greatly that my parents hadn't named me something that wonderful.“ (ebd.)

Geschäfte zu gehen und Spanisch zu hören. Dennoch erlebt er auch dort immer wieder Momente der Desillusion:

[...] though occasionally, I'd get low whenever the butcher, after speaking a rapid-fire Spanish with all his other customers, finally came to me and said: "Jes, what can I do for you, sir." (And just like that, I'd fall into depression, from the disturbing thought that when it came to the culture from which I had come, I would always remain an outsider looking in.) (TWC: 251)

Ein Ansatz der Auflösung seines Konflikts begegnet ihm erst mit dem Besuch des City Colleges in New York. Auch dort bewegt er sich mehr in Kreisen mit „black folks and Eastern Europeans than [...] with the Latinos of City“ und reagiert jedes Mal zutiefst verunsichert, wenn er auf Spanisch angesprochen wird (TWC: 217).⁸⁹ Doch gleichermaßen entdeckt er dort ein Medium, das ihm hilft, seine Sprachlosigkeit zu überwinden: das Schreiben. Diese Form des Ausdrucks sagt ihm zu, denn „I could hide behind the pages“ (TWC: 220). Was er hinter den geschriebenen Worten verbergen möchte, ist jedoch nicht, wie in den zuvor dargestellten autobiographischen Texten, seine Schwierigkeit im Umgang mit der amerikanischen Sprache und Kultur, sondern sind seine vermeintlich fehlenden Kompetenzen zur Umsetzung der *Cubanidad*. Er liebt das Schreiben, denn „[n]o one could see my fair complexion, my non-Cuban countenance.“ (TWC: 220). Hijuelos begibt sich in seinen Texten auf die Suche nach seiner Identität. Als Sohn kubanischer Einwanderer mit wenigen Spanischkenntnissen sowie einem Aussehen, das ihm immer wieder als nicht ‚typisch kubanisch‘ attestiert wird, beginnt er seine Orientierungslosigkeit und Zerrissenheit in Worte zu fassen.⁹⁰ Von diesem Moment an vertieft er sich immer mehr in Schreibprojekte, ständig auf der Suche nach einer „authentic voice“, nach einer Stimme, „that somehow sounded like ‘me’ – this fellow, a New Yoikah, with Spanish words, drawn from memory [...]“ (TWC: 268).

⁸⁹ Hijuelos erinnert sich beispielsweise an einen chilenischen Mitschüler: „He knew that I was named Hijuelos and seemed quite amused by the fact that I'd turn a deep red when he'd speak to me in Spanish, and answer him with some kind of jive muttering under my breath.“ (TWC: 217)

⁹⁰ Eine Anekdote aus Hijuelos' Jugend beschreibt sein Dilemma als ‚weißer Kubaner‘: „I didn't fit into the general image of what a Latino was supposed to look like. I remember riding buses in the Bronx on my way back from high school, and the Irish kids on the bus would say 'spic this' and 'spic that.' But then when I was fourteen years old, I tried to get in touch with my Latin roots by joining an organization called ASPIRA, but I was given a frosty reception by these kids there who were pissed off at 'whitey'“ (Epplin 2011).

Der Verlust der spanischen Sprache bedeutete für Hijuelos den Verlust eines bedeutenden Teils seiner Identität. Das Schreiben ermöglichte dem Schriftsteller eine Kompensation dieses Verlusts von Sprache. Das Schreiben fand jedoch immer in der ‚anderen‘ Sprache, dem Englischen, statt. In einem Zeitungsinterview erklärt Hijuelos dies folgendermaßen: „I was so underdeveloped in Spanish that when I started writing in English it became a means of compensation. But it also came out of trying to find myself. Losing my Spanish fed my fiction because it made me more nurturing“ (Epplin 2011).

Die autobiographische Sprachgeschichte von Oscar Hijuelos kann unter den vier vorgestellten Texten dieser Arbeit als Sonderfall gedeutet werden. Durch seine schwere Krankheit während der Kindheit vollzieht sich eine weitreichende Entfremdung von der Sprache, die als Hauptkommunikationsmedium in seiner Familie fungiert, und damit von den kubanischen Wurzeln, die bisher seine Identität bestimmten. Die Krankheit zwang ihn nicht nur zu einem einjährigen Krankenhausaufenthalt, sondern führte im Anschluss daran zu einer langjährigen Isolation von der Außenwelt, in der sein vermeintlicher Zustand als gebrechliches, schwer krankes Kind insbesondere von der Mutter konserviert wurde. Während dieser Zeit hat Hijuelos kaum Kontakt zu anderen Kindern, seine Mutter wird zur alleinigen Bezugsperson. Umso tragischer ist es, dass zwischen den beiden kaum Kommunikation stattfinden kann, sie geradezu aneinander vorbei reden.

Erst als Student gelingt Hijuelos eine Loslösung von dieser aussichtslosen Situation. Im Schreiben erkennt er eine Möglichkeit, Orientierungslosigkeit und Identitätssuche in angemessene Worte zu fassen. Hier findet er die richtige Sprache, den passenden Rahmen und eine beruhigende Maskerade, die ihm bei seiner Suche weiterhelfen. Die Sprache seiner Texte drückt seine Ambivalenz aus. Er schreibt auf Englisch, ohne jedoch auf spanische Begriffe zu verzichten, die sich seiner Ansicht nach einer Übertragung ins Englische entziehen. Der Rahmen des Schreibprozesses, bei dem das Papier die Bühne und die Schrift die Sprache sind, dient gleichzeitig als Maskerade, nimmt ihm die Furcht vor einer Bloßstellung und die Sorge, er müsse sich für sein unzureichendes Kubanisch-sein rechtfertigen.

5.6 Sprache und kubanisch-amerikanische Autobiographien

Im Rekurs auf die besondere Bedeutung von Sprache in kubanisch-amerikanischer Literatur lässt sich festhalten, dass in sämtlichen hier vorgestellten autobiographischen Werken zumindest auf intellektueller Ebene eine

deutlichere Nähe zur englischen Sprache geäußert wird. Das liegt nicht nur an der Tatsache, dass alle Texte primär auf Englisch geschrieben wurden, sondern auch an inhaltlichen Erklärungen zur Rolle der beiden Sprachen Englisch und Spanisch im Leben der Protagonisten. Eine Frage könnte an dieser Stelle lauten, ob die Wahl des Englischen damit zusammenhängt, dass diese Sprache zumeist im wissenschaftlichen, beruflichen, offiziellen Kontext genutzt wird, das Spanische hingegen eher im privaten, familiären Rahmen Verwendung findet. Weiterhin steht zu bedenken, ob die Wahl der Sprache auch als politisches Statement verstanden werden kann.

Die Autorin Uva de Aragon wählt, anders als die vier vorgestellten Autoren, zur Verschriftlichung ihrer literarischen Werke die spanische Sprache. Sie fühlt sich einer Loyalität ihrer Muttersprache gegenüber verpflichtet und sieht in der Verschriftlichung ihrer Texte auf Spanisch den Ausdruck einer besonderen Verbundenheit mit ihren Wurzeln. De Aragon immigrierte im Jahr 1959 gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in die USA, während der Vater wenig später nachfolgte. Schon früh begann sie, zunächst auf Englisch, zu schreiben. Doch dann, so berichtet sie, „in a sleepless night, I decided to be a Cuban writer. If I can't go back on my own, I want my work to go back to Cuba“ (Commichau 2013, eigenes Interview). Für sie kann Literatur erst dann wirklich als kubanisch bezeichnet werden, wenn sie auch auf Spanisch verfasst ist. Sie sagt über sich selbst: „I feel Cuban, not Cuban-American“ (ebd.). Sie lebt seit über 50 Jahren in den USA, ihre Kinder wurden dort geboren, ihre Eltern wurden dort begraben, und dennoch bezeichnet sie sich als Kubanerin.

Die eigene Lebensgeschichte in einer Sprache zu verfassen, die nicht die Muttersprache ist, eine Sprache, die den vorgestellten Autoren nicht von Geburt an in den Ohren klang, sondern erst später zu einem bedeutenden, schließlich dem wichtigsten Kommunikationsmedium wurde, macht deutlich, wie allumfassend eine Rekonstruktion von Identität in den vorgestellten Beispielen vorgenommen wurde.

Wie zuvor erläutert, kann nach Erikson die Phase der Adoleszenz als zentraler Abschnitt der Identitätskonstruktion betrachtet werden. Die vier Autoren verbrachten diese Phase allesamt in den USA, in einer Umgebung, die – außerhalb des geschützten familiären Umfelds – eine US-amerikanische Gegenwart offenbarte. Hier entwickelten sich die verschiedenen Charaktere, hier, und das ist in den analysierten vier Fällen von besonderer Bedeutung, sind die Anfänge der schriftstellerischen Tätigkeiten dieser Autoren lokalisierbar. Die Leidenschaft für das Schreiben entdeckten alle im Gastland, also außerhalb jenes Terrains, das ihre Eltern als Heimat bezeichnen. Gleichmaßen beginnen sie mit dem Schreiben, während der Großteil ihres Alltags von der englischen Sprache geprägt ist.

An den Textbeispielen konnte gezeigt werden, dass Spracherwerb auch abhängig ist von sozialen Rollen, die auf der Basis von Fremd- und Selbstzuschreibungen konstruiert werden. Das kommt am Beispiel der Mütter besonders deutlich zum Ausdruck: sie weisen die größten Sprachschwierigkeiten auf, beherrschen das Englische zum Teil nur basal (vgl. die Mütter von Eire, Machado und Hijuelos). Das hängt – so lässt sich im Anschluss an die Analyse folgern – auch mit dem für die behandelte Zeit traditionellen Rollenbild einer kubanischen Mutter zusammen. Sie ist verantwortlich für die Kinder, kümmert sich um den Haushalt und hält sich fast ausschließlich in den eigenen vier Wänden auf. Das führt, wie die Autoren aufgezeigt haben, in etlichen Fällen zu sozialer Isolation. Die Frauen umgeben sich – soweit überhaupt möglich – mit Menschen, deren Alltagssprache ebenfalls das Spanische ist, und meiden Situationen, in denen sie auf das Englische angewiesen wären, bzw. machen sich in Dialogen abhängig von anderen (v.a. von ihren Ehemännern). Im Kontext dieser weitreichenden Einschränkungen betrachten sie die sprachliche Entwicklung der eigenen Kinder mit viel Ambivalenz. Die eigene vermeintliche Ohnmacht gegenüber der fremden Sprache erschwert ihnen eine positiv konnotierte Vermittlung des Englischen an ihre Kinder. Zudem ist die Furcht konstatierbar, dass das Erlernen einer neuen Sprache und deren vorrangige Verwendung im Alltag einen Verlust der kubanischen Identität zur Folge hat. Im Kontext von Migration und Heimatverlust ist die Muttersprache Anker bzw. Wurzel, um immer neu die eigene *Cubanidad* zu bestätigen. Dennoch ist den Frauen bewusst, dass ihre Söhne über die entsprechenden Sprachkenntnisse verfügen müssen, um mehr Chancen auf dem US-amerikanischen Arbeitsmarkt zu erhalten. Das heben Lambert und Taylor ebenfalls in einer soziologischen Studie heraus (Lambert und Taylor 1996). Sie befragten kubanisch-amerikanische Mütter in Miami zur Spracherziehung ihrer Kinder in den USA. Dabei zeigte sich das große Interesse der Mütter, dass ihre Kinder möglichst schnell Englisch lernen (vgl. ebd. 480). Dennoch, so bilanzieren die Wissenschaftler, ist die sprachliche Entwicklung der Kinder abhängig sowohl von inner- als auch von außerfamiliären Faktoren (ebd. 496). Die individuelle Sprachkompetenz der Mütter habe dabei erstaunlicherweise keinen maßgeblichen Einfluss auf die Sprachkompetenz der Kinder (ebd. 497).

Nicht zu unterschätzen ist jedoch die Brückenrolle der Mütter. Sie bilden die Verbindung zu den kubanischen Wurzeln der Familie. Ihre Instrumente sind dabei Sprachgebrauch und Essenszubereitung. Auch Pérez Firmat ist sich in dieser Hinsicht der Rolle seiner Mutter bewusst:

Mi madre tuvo la mayor de las intenciones, y bien considerado el asunto, su intuición fue maravillosa. Si yo hubiera ingresado en un colegio americano,

hubiera corrido el riesgo de olvidar mi idioma, tan rico, tan musical y tan flexible, y para llegar a ese extremo es seguro que hubiera tenido que sufrir las mayores torturas, porque mi garganta es rebelde a la emisión de las voces guturales. (Pérez Firmat 2000: 35f.)

Der Umgang der Mütter mit den beiden Sprachen, die den Lebensalltag ihrer Söhne bestimmen, hat nachhaltig wirkenden Einfluss auf die Einstellung der Jungen dem Englischen und dem Spanischen gegenüber. Demnach konnte in den Analysen herausgearbeitet werden, dass der jeweilige soziale Kontext der Erzähler von besonderer Bedeutung für die Sprachentwicklung war. Das Einfließen in die englische Sprache ist schwieriger für jene, die mehr in eine kubanische Gemeinschaft eingebunden sind. Das ist der Fall bei Pérez Firmat und Machado, die beide während der ersten Jahre im Exil ausschließlich in einem stark kubanisch geprägten Umfeld aufwachsen. Während Machado spätestens mit dem Beginn der Schulzeit die Notwendigkeit sieht, möglichst schnell Englisch zu verstehen und zu sprechen, um soziale Kontakte knüpfen zu können, ist dieser Wunsch bei Pérez Firmat weniger hervorstechend. Letzterer beschreibt, dass an seiner Schule viele kubanische Schüler unterrichtet wurden, so dass auch das außerfamiliäre Umfeld mehr von der spanischen Sprache geprägt war. Eires Erfahrungen mit Sprachaneignung haben ebenfalls eine Interdependenzbeziehung zum Lebensumfeld. Da die Hauptverständigungssprache in seiner ersten Gastfamilie Englisch ist, sieht er sich schnell gezwungen und in der Lage, die Sprache zu erlernen. Dort gelingt ihm auch ein positiver Zugang zu dieser Sprache: Die Familie zeigt Geduld mit seinen Lernprozessen, die Sprachaneignung erfolgt mehr oder weniger spielerisch. Eire erfährt zudem in der Schule eine spezifische Unterstützung beim Erlernen der neuen Sprache in Form einer Klasse, die eigens für Migrantenkinder eingerichtet wurde. Da wird ein systematischer Zugang zum Englischen gewährleistet, Fehler werden bejaht und als Motivation zur weiteren Verbesserung angesehen. Machado erhält – anders als man das für die durch mexikanische Einwanderer geprägte Stadt Los Angeles erwarten könnte – keinen eigenen Sprachkurs. Er verbringt die erste Zeit an seiner Schule damit, Mitschüler zu beobachten, um zumindest über die Deutung von Mimik und Gestik nach und nach besser zu verstehen.

Die Situation von Hijuelos konnte als Sonderfall analysiert werden, da er seine ersten Lebensjahre in einem US-amerikanischen Umfeld verbringt, das vom Spanischen dominiert wird. Der einjährige Krankenhausaufenthalt entfremdet ihn dann dem Spanischen, Englisch wird seine Hauptverständigungssprache. Eine Sprache, die ihn von seiner Familie distanziiert, die Kommunikation mit der Mutter nahezu unmöglich werden lässt. Die sprachlichen Unsicherheiten im Englischen, von den Eltern übertragen, sowie die eigene Entfremdung vom

Spanischen bringen den jungen Hijuelos in einer Situation, die durch Vagheit beider Sprachen gegenüber gekennzeichnet ist. Sein Wunsch nach Zugehörigkeit fokussiert eine Sprache, der er sich selbstbewusst zuordnen kann. Mit Hilfe des Schreibens können Unsicherheiten überwunden werden. Das Englische ist dann die Sprache, die ihn im akademischen und später im beruflichen Kontext am weitesten bringt.

Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit bzw. der Wunsch, sich anzupassen, ‚normal‘ zu sein, nicht am Rande der Gesellschaft zu stehen, bewegt die vier Erzähler gleichermaßen. Sie erkennen in ihren fehlenden Sprachkenntnissen einen massiven Nachteil.⁹¹ Insbesondere im Kinder- bzw. Jugendalter überwiegt der Wunsch, nicht durch einen vermeintlich fremden Akzent oder einen außergewöhnlichen Namen aufzufallen.

In allen vier Analysebeispielen wurde deutlich, dass der eigene Name ein Faktor sein kann, der den Wunsch nach der Maskerade der Zugehörigkeit verunmöglichen kann. Umso stärker fallen die Bemühungen aus, sich möglichst reibungslos der Schulclique oder anderen Peer Groups anzupassen. Diese Inklusionslust prägt Kindheit und Jugend, nicht nur bei kubanischen Migranten. Mit einem Namen, der den anderen sozialisatorischen Hintergrund offenbart, fühlen sich die Erzähler ertappt und in der Tendenz marginalisiert. Doch der Versuch, den Namen zu ändern, zumindest durch die Verwendung von Kosennamen, Kurzformen oder amerikanische Aussprache, hält jeweils nur für zeitlich begrenzte Phasen an. Alle vier erkennen den prägenden Zusammenhang von Name und Identität. Mit der selbstbewussten Akzeptanz der Worte, die das Selbst bezeichnen, beginnt der Konstruktionsprozess für eine stabilere Identität. Die Antwort auf Julias Frage ‚What’s in a name?‘ (vgl. Fußnote 83) fällt demnach in den vorgestellten Texten einheitlich aus: Name wie Sprache sind unabdingbare Bausteine für eine Identität, die dem Ich eine Form verleiht.

Als ein Segment von Sprachgebrauch ist in dem hier thematisierten Kontext der Akzent, die individuelle Betonung von Wort und Satz, Ursache für viel Verunsicherung in der Jugend der vier Autoren. Eire wie Machado äußern deshalb den Wunsch, ihre spanische Sprache gänzlich los zu werden. Doch trotz aller Bemühungen um eine Perfektion des Englischen, gelingt es ihnen nicht, ihren Akzent abzustreifen. Auch Pérez Firmat beschäftigt sich mit dieser

⁹¹ Busch weist darauf hin, dass zumeist der Schuleintritt als ein „Schlüsselerlebnis“ in der eigenen Sprachentwicklung wahrgenommen wird, da hier zum ersten Mal Aspekte der Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit prägnant in den Vordergrund treten (Busch 2013: 52). Zudem kritisiert sie an dieser Stelle die „monolingual ausgerichtet[en]“ Schulsysteme, in denen immer die Reduzierung auf nur eine „(Bildungs-)Sprache“ vollzogen werde (ebd. 53).

Problematik, die ihm im geografisch-sozialen Umfeld von Miami weniger zusetzt als in North Carolina. Hijuelos wiederum schämt sich für seine vermeintlich fehlerhafte Aussprache des Spanischen, die sowohl bei den Eltern als auch bei der Spanischlehrerin Verärgerung auslöst.

Die Akzentgenese eines Menschen reicht tief in uns hinein. Über Sprache erfolgt eine Aneignung von Wirklichkeit, die nicht ad hoc wieder abgelegt werden kann. Während Namen verändert werden können, die Aufschluss über die Herkunft geben könnten, bleibt der Akzent zumeist für immer Teil der neu erlernten Sprache. Fatal ist: Der Akzent verstärkt die Exklusion der Protagonisten um ein weiteres Element, da Akzente zudem bestimmte Konnotationen auslösen.

Mit dem Wissen um die eigenen Schwierigkeiten bei der Aussprache des Englischen steigt die Hemmschwelle, diese Sprache anzuwenden, was wiederum den Akzent festigt. Machado liefert in seinen autobiographischen Darstellungen als einziger der hier vorgestellten Protagonisten eine Möglichkeit, die eigene Sprache zu neutralisieren.⁹² Er engagiert eine Stimmlehrerin, die ihm den Akzent abtrainiert. Damit vergrößert sich das Spektrum an Rollen, die der junge Schauspieler spielen kann. Nichtsdestoweniger wird dem Kubaner die Tragweite seiner Bemühungen bewusst: Ein Verlust des individuellen Sprachklangs kann einen Verlust von Identität mit sich bringen.

Nicht kubanisch zu klingen, so erfahren wir aus der Lebensgeschichte von Hijuelos, kann ebenfalls Auslöser einer Identitätskrise sein. Macht es den Autor weniger zum Kubaner, wenn ihm der vertraute Klang der Sprache fehlt?

In allen vier autobiographischen Texten wird deutlich, welche besondere Bedeutung der Tätigkeit als Schriftsteller beigemessen werden muss. Das geschriebene Wort dient der Maskerade, ermöglicht den Schreibenden die Konstituierung einer Identität, die nicht beeinflusst ist durch Aussehen oder Akzente. Das Papier bietet einen breiteren Entfaltungsraum zur Erprobung verschiedenster Selbstkonzepte. Allen vier Beispielen ist das Motiv des *hiding behind the pages* eigen, das schon in frühen Lebensjahren beginnt.

Deutlich wird am Ende jedoch, dass aus dem *hiding behind the pages* ein *creating on the pages* wurde. Pérez Firmat, Machado, Eire und Hijuelos thematisieren ihren Weg zu einem Dasein als Schriftsteller. Dabei zeichnen sie die bedeutenden Stationen nach, die sie in ihren kreativen Schaffensprozessen bestärkt haben. Die autobiographischen Werke dienen dazu, hervorzuheben, in welchem Ausmaß die jeweils eigene Biographie Auslöser für Vertextungsprozesse war. Die Reflexion des eigenen Schreibens sowie der eigenen Sprachentwicklung ist Bestätigung für die These von der Selbstreferenzialität individuellen Denkens und Empfindens (vgl. Kapitel 3). Die Sprache ist den Schreibenden

⁹² Dabei bleibt zu hinterfragen, ob eine vollkommene Neutralisierung der Sprache eines Individuums überhaupt möglich ist.

das wichtigste Instrument im Schaffensprozess, weshalb ihre Sinnlichkeit bzw. das Herausarbeiten einer textimmanenten Sprachästhetik ebenfalls an bedeutender Stelle in den autobiographischen Texten Einzug findet. Alle vier Autoren behandeln den legitimatorischen Aspekt von Sprache, sehen sich in der Pflicht, zu erklären, aus welchem Grund sie das Englische als Sprache der Verschriftlichung ihrer Lebensgeschichte gewählt haben. Insbesondere Pérez Firmat betont in seinem Text mehrfach, dass das Englische für ihn die Schriftsprache sei, während das Spanische für Verbalisierungen genutzt werde.

Schreiben ermöglicht ein Experimentieren mit Identitäten, ohne dabei die eigene Identität zu verändern. Zudem wird über das Schreiben ein anderes Instrument für das Verstehen der neuen Gesellschaft im Gastland genutzt. In literarischen Texten, vor allen Dingen in Prosatexten, wird mit Hilfe mimetischer Vorgänge eine Welt geschaffen, die schließlich zu einem besseren Verständnis der außerliterarischen Welt führen soll.

6 Essen und Identität

6.1 Literarische Darstellungen von Essen

Mais à l'instant même où la gorgée mêlée des miettes du gâteau toucha mon palais, je tressaillis, attentif à ce qui se passait d'extraordinaire en moi. Un plaisir délicieux m'avait envahi, isolé, sans la notion de sa cause. Il m'avait aussitôt rendu les vicissitudes de la vie indifférentes, ses désastres inoffensifs, sa brièveté illusoire, de la même façon qu'opère l'amour, en me remplissant d'une essence précieuse: ou plutôt cette essence n'était pas en moi, elle était moi. J'avais cessé de me sentir médiocre, contingent, mortel. D'où avait pu me venir cette puissante joie? Je sentais qu'elle était liée au goût du thé et du gâteau, mais qu'elle le dépassait infiniment, ne devait pas être de même nature. D'où venait-elle? Que signifiait-elle? Où l'appréhender? Je bois une seconde gorgée où je ne trouve rien de plus que dans la première, une troisième qui m'apporte un peu moins que la seconde. Il est temps que je m'arrête, la vertu du breuvage semble diminuer. Il est clair que la vérité que je cherche n'est pas en lui, mais en moi. Il l'y a éveillée, mais ne la connaît pas, et ne peut que répéter indéfiniment, avec de moins en moins de force, ce même témoignage que je ne sais pas interpréter et que je veux au moins pouvoir lui redemander et retrouver intact, à ma disposition, tout à l'heure, pour un éclaircissement décisif. Je pose la tasse et me tourne vers mon esprit. (Proust [1913] 2013: 101)

Was ein vermeintlich alltäglicher Geschmack auf der Zunge auszulösen vermag, verdeutlicht Marcel Proust mit der oben wiedergegebenen Schlüsselszene in seinem Meisterwerk *À la recherche du temps perdu* (1913, Bd. 1, *Du côté de chez Swann*). Die Madeleine-Episode ist eine der bekanntesten unter den literarischen Darstellungen, bei denen das Essen bzw. der Geschmack als sinngewaltig beschriebener Start in einen Erinnerungsdiskurs fungieren. Jene faszinierende Kraft, die Sinneseindrücke unterschiedlichster Art in unerwarteten Momenten auf das menschliche Gehirn ausüben können, wird in der Literatur gerne als Vorlage genutzt, zumal gerade Geruch und Geschmack den Leserinnen und Lesern intensive Wahrnehmungen der Geschichte ermöglichen, eine persönliche Teilhabe am Geschehen suggerieren und die eigene Phantasie in Gang setzen. Es geht dabei tendenziell um jene Unmöglichkeit, einen Geschmack oder Geruch in den eigenen Gedanken exakt so zu rekonstruieren, wie man sie früher einmal wahrgenommen hat. Erst die vergleichbare Wiederkehr des Moments, die unmittelbare Berührung mit dem jeweiligen Ding macht die Wiederholung dieses außerordentlichen Gefühls wahrscheinlich, und selbst dann ist die Phase der Erkenntnis nicht von Dauer, wie auch Prousts Protagonist einsehen muss. Unter dem Lema „We are what we ate“ nutzt Belasco den Proust'schen kulinarischen

Exkurs, um hervorzuheben, „[w]hat we eat has enormous significance as a medium for personal recollection and collective identity“ (Belasco 2008: 26).

Wie in Kapitel 2.3 bereits dargelegt, wächst die Bedeutung bestimmter Speisen insbesondere im Kontext des Migrationserlebens. Ambivalente Gefühle, wie Nostalgie und Heimatlosigkeit, werden zugleich ausgelöst, aber auch besänftigt durch die Zubereitung und den Konsum von Gerichten, die bereits seit der Kindheit bekannt sind. Das äußert sich in kulinarischen Narrativen, die eine „literary form of commensality“ (Belasco 2008: 28) zwischen Schreibenden und Lesenden eröffnen und somit zugleich über das Nachempfinden eine zeitlich befristete kulinarische Rückkehr in das Heimatland ermöglichen (vgl.: Mannur 2007: 11). Das Buch wird damit zum Tisch, an dem der Schriftsteller und der Leser zusammentreffen. Der Text ist die Mahlzeit, die von dem einen zubereitet und von dem anderen konsumiert wird.

Obwohl Essen in der Literatur auffällig häufig als Stilmittel eingesetzt wird, sind wissenschaftliche Untersuchungen, die diesen Aspekt analytisch fokussieren, erst nach und nach selbstverständlicher Bestandteil des wissenschaftlichen Diskurses geworden. Als frühe Publikationen, die sich ausschließlich mit ‚Essen und Literatur‘ beschäftigten, sind beispielsweise David Bevan *Literary Gastronomy* (1988) und Mary Schofield *Cooking by the Book: Food in Literature and Culture* (1989) sowie Gian-Paolo Biasin *The Flavors of Modernity: Food and the Novel* (1993) zu nennen. Seit 2001 erscheint *Gastronomica: The Journal of Food and Culture*, die erste Zeitschrift, die Essensforschung und Essen in Kunst, Fotografie, Poesie und fiktionalen Texten ins Zentrum der Artikel rückt. Seit 2006 erscheint halbjährlich die Zeitschrift *Alimentum: The Literature of Food*.

Lebensmittel oder Mahlzeiten werden in der Literatur vor allen Dingen als Metaphernspender genutzt. Metaphern, die häufig einen Zusammenhang mit erotischen Anspielungen erkennen lassen (vgl. die „maid in the mango tree“ bei Pérez Firmat, Kapitel 6.2) und damit die Affinität zu Liebe, Lust und sinnlichem Verlangen unterstreichen (z. B. Orlando Gonzalez Esteva 1998 *Cuerpos en bandeja. Frutas y erotismo en Cuba*). Aber auch Darstellungen von Hunger, Mangel oder Überfluss ziehen sich durch die globale Literaturlandschaft. Belasco stellt heraus, dass, während solcher Zeiten, in denen Hunger herrschte, häufiger Essensmetaphern in Literatur oder Musik verwendet wurden als in Phasen der Fülle (vgl. Belasco 2008: 38). Im kubanischen Kontext ist Mangel ein mehr als bekanntes Phänomen. Nachdem in diesem Abschnitt verdeutlicht wurde, dass die Thematisierung von Essen in der Literatur ein häufig genutztes Stilmittel darstellt, somit Objekt von weitergehenden wissenschaftlichen Untersuchungen sein muss, vermittelt der folgende Abschnitt einen Überblick über die Bedeutung des Essens in spezifisch kubanischer Literatur.

6.1.1 Essen in kubanischer Literatur

Eine der bekanntesten Essensszenen der kubanischen Literatur ist eingebettet in José Lezama Lima's Roman *Paradiso* (1984). Er bietet seiner Leserschaft eine kubanische Version der Proust'schen Suche nach der verlorenen Zeit. *Paradiso* macht die *Cubanidad* unter anderem durch Beschreibungen familiärer Essenssituationen sinnlich erfahrbar. So beklagt sich der Koch, Juan Izquierdo beispielsweise über „[...] la arrogancia de la cocina española y la voluptuosidad y las sorpresas de la cubana, que parece española pero que se rebela en 1868.“ (Lezama Lima 1984: 121). Von besonderer Bedeutung ist die Melonen-Szene, in der der Leserschaft im Detail die Bearbeitung einer „melón de castilla“ veranschaulicht wird:

El melón debajo del brazo era uno de los símbolos más estallantes de uno de sus días redondos y plenarios. Pasó rápido frente a su casa, para evitar el cuidado de los saludos del ceremonial y las señas y cumplidos que se abrían delante de su cargo. A paso de carga se dirigió al comedor, puso el melón de Castilla sobre la mesa y con su cuchillo de campaña le abrió una ventana a la fruta, empezando a sacar con la cuchara de la sopa lo que él llamaba ‚la mogolla‘, ‚lo mogollante‘, volcando sobre un papel de periódico gran cantidad de hilachas y semillas que atesoraba el melón. Con el cucharón, una vez limpia la fruta y ostentando su amarillo perfumado, la empezó a llenar de trocitos de hielo, mientras el olor natural de rocío que despedía la fruta se apoderó de todo el comedor. (Lezama Lima 1984: 123)

Neben Lezama Lima haben weitere kubanische Autorinnen und Autoren das literarische Potential von Speisen erkannt und für verschiedenste fiktionale Momente genutzt.⁹³ Ein Blick auf neuere Publikationen sowohl innerhalb als auch außerhalb der karibischen Insel verdeutlicht, welche Kraft Essen als literarischem Stilmittel beigemessen wird. Wie bereits erläutert, verstärkt die Distanz zum Heimatland, in diesem Falle zu Kuba, den Wunsch nach einem Gefühl kulinarischer Zugehörigkeit inmitten kultureller Fremde.

De Maeseneer widmet sich einer gastrokritischen Herangehensweise an literarische Texte. Darunter versteht sie, in Anlehnung an den französischen Literaturwissenschaftler Ronald Tobin (2002), die Aufdeckung der mannigfaltigen Konnotationen von Essen und Trinken in Verbindung mit sozialen, geographischen, historischen, sexuellen, anthropologischen, religiösen, philosophischen, medialen, kulturellen, psychologischen, ideologisch-politisch oder

⁹³ Zum Beispiel, für eine nähere Untersuchung von Essen in der Literatur Carpentiers sei verwiesen auf Rita de Maeseneers Monographie *El festín de Alejo Carpentier. Una lectura culinaria-intertextual* (2003).

sprachlichen Aspekten (vgl. De Maeseneer 2014: 29f.). Zudem ist sie an der ebenfalls bereits von Tobin aufgeführten metafikionalen Funktion von Essen und der Typisierung des Schriftstellers als Koch interessiert, denn, so erklärt de Maeseneer weiter, „both create an illusion. Writing and cooking are effectively two similar operations“ (ebd. 30). De Maeseneer nutzt bei ihrer Analyse von Filmen und literarischen Texten der *Período Especial* fünf Strategien, die sie selbst im Zuge ihrer Forschungsarbeit entwickelt hat. Dabei handelt es sich um „stereotype, contrast, metonymy, relegation, and metaphor“ (ebd. 34). De Maeseneer nennt als Beispiel für eine stereotype Darstellung von Essen in der kubanischen Literatur Daína Chavianos *El hombre, la hembra y el hambre* (1998). Sie argumentiert, „El hombre, la hembra y el hambre fails to go beyond general observations and provides only a very stereotyped representation of the alimentary issue during the Special Period“ (ebd. 35). Die Strategie des Kontrasts wird anhand des Romans *Te di la vida entera* (1997) von Zoé Valdés erläutert. Die Autorin kontrastiert in ihrem Text beispielsweise Essensgerichte vor und nach der kubanischen Revolution und attackiert auf diesem Wege die Regierung Kubas (ebd. 36).

De Maeseneer behandelte schon in ihrer Monographie *Devorando a lo Cubano* (2012) literarische Texte, die sich inhaltlich mit der akuten Phase der Entbehrung in der *Período especial en tiempos de paz* in Kuba befassen. Hunger wird hier, so das Ergebnis ihrer Analyse, als ästhetisches Element in der Literatur verwendet. Das macht de Maeseneer etwa am Kontrast von „la carencia y la opulencia“ in Leonardo Paduras Tetralogie *Las Cuatro Estaciones*⁹⁴ (ebd. 169) fest: Eine „carencia“ als Ergebnis des folgenschweren Mangels an so gut wie allem und eine „opulencia“ in den seltenen Augenblicken hedonistischer Völlerei, die in den Romanen Paduras elementare Bestandteile des Erzählens sind (ebd.).

Ergänzend nennt de Maeseneer jene bedrohliche Lebensmittelknappheit, die in vielen Literaturen der *Período Especial* thematisiert wird als Beispiel für eine Metonymie (z. B. Ronaldo Menéndez *Las bestias*, 2006 oder Pedro Juan Gutiérrez *El Rey de la Habana*, 1999).

Die mit „relegation“ überschriebene Analyse-Strategie bezieht sich auf das gezielte Auslassen des Themas Essen in der Literatur (ebd. 41). De Maeseneer schildert, dass insbesondere jene Autorinnen und Autoren sich dieser Strategie bedienen, die in Kuba leben bzw. dort publizieren (z. B. *Silencios* von Karla Suárez, 1999 oder *La sombra del Caminante* von Ena Lucía Portela, 2001), sicherlich auch mit der Absicht verbunden, mögliche Zensurmaßnahmen ihren Texten gegenüber schon im Vorfeld aus dem Wege zu gehen.

⁹⁴ Leonardo Paduras Tetralogie *Las cuatro estaciones* setzt sich zusammen aus *Pasado Perfecto* (1991), *Vientos de Cuaresma* (1994), *Máscaras* (1997) und *Paisaje de Otoño* (1998).

Schließlich bezeichnet de Maeseneer den Aufsatz *Las Comidas Profundas* (1997) von Antonio José Ponte als Quelle für die Verwendung von Essen, insbesondere von Früchten, im Sinne eines Metaphernsponders. Sie skizziert, wie der Autor, selbst an Hunger leidend, mithilfe imaginierter Nahrungsmittel neue Ressourcen für sein Schreiben konstruiert (vgl. ebd. 43).

Der Blick auf de Maeseneers Herangehensweise lohnt insofern, als sie die Analysemöglichkeiten von Essen in der Literatur erweitert und darauf aufmerksam macht, dass dieser Themenkomplex in einem möglichst breit angelegten Kontext betrachtet werden sollte.

Auch die Exilautorin Zoé Valdés (1995) bettet ihre Erzählung *La Nada Cotidiana* in die prekären Umstände der Sonderperiode Kubas ein. Dieser Roman, so de Maeseneer, „es desde el título un juego culinario, ya que es una variación sobre la expresión el pan cotidiano (del que los cubanos no siempre disponen)” (De Maeseneer 2012: 177). Die Protagonistin des Romans ist beständig hungrig und immer auf der Suche nach Essen. Dabei sind ihre kreativen Beschaffungsmaßnahmen von Essen Bestandteil des Romans.

Der Mangel an Nahrungsmitteln macht erfinderisch und zwingt die Menschen zu Improvisationen, die in Kuba überdies sozusagen institutionalisiert wurden und ein nationales Vorbild der improvisierten Kochkunst identifizierten: Nitza Villapol (1923–1998) war eine der berühmtesten Köchinnen Kubas (vgl. außerdem Kapitel 6.3). Ihr Status war insbesondere seit Beginn der kubanischen Revolution vergleichbar mit der Bedeutung einer Julia Child für die US-amerikanische Küche. Villapols Rezepte waren einer breiten Öffentlichkeit zugänglich, einerseits durch die Veröffentlichung zweier Kochbücher *Cocina criolla* (1954) und *Cocina al minuto* (1956), andererseits aufgrund ihrer langjährigen, konstanten Auftritte in einer eigenen Fernsehsendung. Mit ihrem Engagement während der Mangelphase der *Período Especial* gelangte sie zu zweifelhaftem Ruhm, denn ihr Verdienst war es, Rezepte zu erstellen, die auch mit wenigen Zutaten zu schmackhaften Gerichten verhalfen (vgl. De Maeseneer 2012: 170f.). Zudem wurde und wird ihrer Küche eine ‚authentisch‘ kubanische Handschrift zugeschrieben. Sie verkörperte *Cubanidad* in ihrem Kochen.

Die Theaterautorin Dolores Prida verdeutlicht in dem Theaterstück *Coser y Cantar* ([1981] 1991) das Gegenüber von *Ella* und *She* nicht nur – wie bereits im vorherigen Kapitel zu Sprache in kubanischer Literatur dargestellt – über die Verwendung verschiedener Sprachen, sondern auch mithilfe gegensätzlicher kulinarischer Vorlieben bzw. Essgewohnheiten, die jeweils eine der beiden Persönlichkeiten mehr oder weniger plakativ repräsentieren:

ELLA: ¡Aaay, esta nostalgia me ha dado un hambre!
SHE: That's the problem with nostalgia — it is usually loaded with calories! How about some steamed broccoli...
ELLA: Arroz...
SHE: Yogurt ...
ELLA: Frijoles negros...
SHE: Bean sprouts ...
ELLA: Plátanos fritos ...
SHE: Wheat germ ...
ELLA: Ensalada de aguacate ...
SHE: Raw carrots ...
ELLA: ¡Flan!
SHE: Granola!
ELLA: ¿Qué tal un arroz con pollo, o un ajiaco?
SHE: Let's go! (Prida [1981] 1991: 63)

Während SHE viel Wert auf eine gesunde, fettarme Ernährung legt, träumt ELLA von kubanischen Gerichten, die solcherlei Einschränkungen eher missachten. Über den Vorschlag, *ajiaco* zu essen, gelangen ELLA und SHE schließlich zu einer Einigung.

In Cristina Garcias Roman *The Lady Matador's Hotel* (2010) finden Nahrungsmittel als Ausdruck für den Widerstand gegen ungerechte Machtstrukturen Verwendung. Louisa Söllner (2014) macht darauf aufmerksam, dass Essen in diesem Roman eine Funktion zugeteilt wird, die über ihre reine Existenz als Auslöser von Erinnerungsdiskursen oder Nostalgie hinausgeht (vgl. Söllner 2014: 49–65).

Nicht nur in der Literatur, auch im Film oder in Online Medien wird Essen als Mittel zur Kommunikation eingesetzt. Ein bekanntes Beispiel aus dem Bereich Film ist der im Jahr 1994 erstmals in den Kinos gezeigte Streifen *Fresa y Chocolate* (1993) des kubanischen Regisseurs Tomás Gutiérrez Alea. Die unterschiedlichen Charaktere der beiden männlichen Protagonisten werden durch deren jeweilige Vorliebe für Erdbeereis bzw. Schokoladeneis versinnbildlicht und dienen dem Regisseur als Einstieg in seine Geschichte. Mit einer genussvollen Beschreibung von Erdbeereis sucht der homosexuelle Künstler Diego einen ersten Kontakt zu dem homophoben Studenten David. Als Diego in seiner Eisportion eine Erdbeere findet, stellt er fest: „Hoy es mi día de suerte, he encontrado una maravilla“ und nutzt diesen Moment für einen vielsagenden Blick zu David. Diego beabsichtigt, David zu verführen — in vielerlei Hinsicht. So legt er, gut sichtbar, Texte von Mario Vargas Llosa auf den Tisch. Bücher eines Autors, der in Kuba als *persona non grata* bezeichnet wird. Die gesamte Kommunikation, die sich im Verlauf dieser ersten Szene in dem in Havanna

bekanntes Eiscafé *Coppelia* entwickelt, wird durch den genussvollen Konsum von Speiseeis geleitet.

In dem Weblog *Hungry Sofia* (2008) konzentriert sich die Bloggerin und passionierte Köchin Ana Sofia Pelaez insbesondere auf die lateinamerikanische und kubanische Küche in der Diaspora. In ihren Blogbeiträgen verknüpft sie zumeist Erfahrungsberichte über Reisen zu verschiedenen Orten der Welt mit der Veröffentlichung von Kochrezepten. Dabei zieht sie Parallelen zwischen ihren visuellen und kulinarischen Entdeckungen. Das Weblog bietet ihr gleichermaßen die Möglichkeit, ihren Texten entsprechendes Bildmaterial zuzuordnen. Während ihrer Reisen ist sie immer auf der Suche nach Vertrautem im Fremden oder Fremdem im Vertrauten. Die Gedanken dazu veröffentlicht sie im Internet und umrahmt sie mit Rezepten und Fotos.

6.1.2 Essen in den Primärwerken

Essen findet sich als Thema in sämtlichen Autobiographien des vorliegenden Textkorpus. Die Darstellung von Speisen, Essgewohnheiten, der Essensersatz und der Verzicht darauf etc. dienen als Dreh- und Angelpunkt in der Narration der jeweiligen Lebensgeschichten. Im Folgenden ist es mein Anliegen, einerseits Gemeinsamkeiten in der Darstellung von Essen in den vier Autobiographien herauszuarbeiten und auf deren Funktion in den Texten hin zu untersuchen. Andererseits werden individuelle Nutzungen des Essensmotivs genauer beleuchtet und im Kontext der jeweiligen schriftstellerischen Identitätskonstruktion analysiert.

Im Zuge meiner Betrachtung der vier autobiographischen Verschriftlichungen werden die von Belasco bereitgestellten Analyseinstrumente Beachtung finden. In seiner Monographie *Food. The Key Concepts* (2008), schlägt er vor, einen literarischen Text unter den Aspekten „cooking and dining“ genauer zu betrachten. Essen kann dabei sowohl als ein Medium der Kommensalität, der Zusammenkunft von Menschen, als auch der Exklusion, „seperating US from OTHER“, fungieren (Belasco 2008: 37). Darüber hinaus vermag Essen als Wegbereiter oder Ersatz für sexuelle Beziehungen zu stehen. Des weiteren betont Belasco die mögliche Nutzung von Essen als demographischen Marker für Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Religion oder ethnische Zugehörigkeit (ebd.). Essen kann eine Form des „empowerment for the cook“ darstellen, aber auch ein Ausdruck des Widerstands oder der Rebellion sein (ebd.). Essensmetaphern können sowohl mit positiven als auch mit negativen Konnotationen genutzt werden und können zu tragischen oder komischen, auch ironischen Wendungen in einer Geschichte führen. Angemerkt sei, dass das Essen nicht nur in der Literatur

genutzt wird, um sexuelle Metaphern bereitzustellen. Von besonderem Interesse sind zudem die Verwendungsmöglichkeiten von Essen als Erzählmittel und dessen Einfluss auf den Plot, zur Stimulation wichtiger Gespräche zwischen Protagonisten oder die Darstellung von alltäglichen Ritualen zur Illustration eines Charakters (vgl. ebd.). Schließlich wird Essen als Kommunikationsmedium eine bedeutende Rolle in der Analyse der Texte spielen.

6.2 *Next Year in Cuba*: Essen als Marker von kulinarischer Nostalgie

Soy un ajiao de contradicciones.
I have mixed feelings about everything.
Name your tema, I'll hedge it
like a cubano.

I have mixed feelings about everything.
Soy un ajiao de contradicciones.
Vexed, hexed, complexed,
hyphenated, oxygenated, illegally alienated,
psycho soy, cantando voy:
You say tomato,
I say tu madre;
You say potato,
I say Pototo.
Let's call the hole
un hueco, the thing
a cosa, and if the cosa goes into the hueco,
consider yourself en casa,
consider yourself part of the family.

Soy un ajiao de contradicciones,
un puré de impurezas:
a little square from Rubik's Cuba
que nadie nunca acoplará
(Chá-cha-chá.)

Bilingual Blues (Pérez Firmat 1995a)

Gustavo Pérez Firmat drückt in seinem Gedicht *Bilingual Blues* seine kulturelle Ambivalenz aus. Er verwendet für seine Selbstbeschreibung das Bild des *ajiao* (vgl. Kap. 2.3). „Soy un ajiao de contradicciones“ – die Identität des

Poeten wird erst durch die vielen Gegensätze fruchtbar gemacht. Pérez Firmat schließt sich der metaphorischen Verwendung des *ajiacó* an und sieht darin ein wertvolles Bild für die eigene Selbstdefinition. In den nachfolgenden Zeilen wird aufgezeigt, dass Essen nicht nur in den Gedichten des Autors als Stilmittel Verwendung findet, sondern auch in seiner ganz persönlichen Lebensbeschreibung.

„To this day I cannot bite into the pulp of this juicy fruit without thinking of Aselia’s undies. This is one memory I did not repress“ (NYC: 24) – Die Mango nimmt in Gustavo Pérez Firmats autobiographischem Werk *Next Year in Cuba – A Cubano’s Coming of Age in America* (1995b) dieselbe Rolle ein wie die ‚Madeleine‘ in Prousts *À la recherche du temps perdu* (1913). Der Geschmack der süßen Frucht versetzt Pérez Firmat zurück in die Kindheit, in den *patio* seines Elternhauses in Havanna. Dort steht ein großer Mangobaum, dessen Früchte eines Tages von einer der Hausangestellten gepflückt werden. Der neunjährige Pérez Firmat sitzt auf einer Bank unterhalb des Baumes und wagt einen Blick unter den Rock der jungen Frau. Noch Jahre später, in Miami, ist das Motiv der „maid in the mango tree“, so gibt der Autor zu, Inhalt vieler adoleszenter Tagträume (NYC: 24). Wenn auch das Essensmotiv in Pérez Firmats Erzählung nicht im Vordergrund steht, so nimmt es im Hintergrund der Handlung doch eine bedeutende Rolle ein. Speisen, Situationen der Kommensalität oder Geschmackserlebnisse dienen als Auslöser von Erinnerungsdiskursen. Berichte über Personen, die den Lebensweg des Autors begleiteten, sind zumeist verknüpft mit Ess- oder Trinkgewohnheiten. Das Vorhandensein von Essen, die Art der Speisen dienen dem Autor zudem zur Beschreibung des sozialen Abstiegs mit der Emigration aus Kuba.

Das Leben der Familie Pérez Firmat in Havanna war durch Reichtum geprägt. Wie die Mango-Episode schon verdeutlichte, gab es in dem großen Haus im Stadtteil Kohly Hausangestellte. In Miami teilt sich die Familie eine beengte Wohnung, „in Miami our can of *gusanos* became a *lata* of Spanish sardines“ (NYC: 39). Der Mutter ist es jedoch immer wichtig, den Status der Familie zu betonen, „we were exiles, not immigrants“ (NYC: 40). Der soziale Abstieg wird als zeitlich begrenzt angesehen und mit den Startschwierigkeiten im neuen Land begründet. Als das *Cuban Refugee Center*⁹⁵ den Migranten aus Kuba

⁹⁵ Das *Cuban Refugee Center* im Freedom Tower in Miami war in den 1960er und 1970er Jahren die erste Anlaufstelle für kubanische Migranten. Dort wurden medizinische Untersuchungen durchgeführt, Arbeitsstellen vermittelt und Spenden (Kleidung und Essen) ausgegeben. Darüber hinaus fanden dort die so genannten „relocation services“ statt, die die Verteilung der kubanischen Einwanderer auf die Staaten der USA organisierten.

während der 1960er Jahre mit materiellen Spenden aushilft, weigert sich Pérez Firmats Vater, derlei Hilfe anzunehmen:

Since we had many friends who received more food than they needed, however, my mother's cupboards were always filled with powdered milk, Spam, cement-tough blocks of American cheese, and other army-surplus delicacies (NYC: 40).

Seine Mutter, so berichtet Pérez Firmat, war trotz der geringen kulinarischen Raffinesse der verfügbaren Speisen in der Lage, kubanische Gerichte zu improvisieren: „A staple of Cuban table is breaded steak, bistec empanizado. But meat, of course, was unaffordable [...], so Nena cut the rolls of Spam into inch-thick slices, rolled them in bread crumbs, and served us the next best thing“ (NYC: 40). *Spam*, Frühstücksfleisch aus Dosen, war das typische Fleisch des Flüchtlingszentrums, „Carne del Refugio“ (NYC: 41) und wurde für allerlei Gerichte genutzt. Die geringe Varianz in den Lebensmittelprodukten des Flüchtlingszentrums sorgte für den entsprechend gleichen Geschmack bei vielen Mahlzeiten:

In addition to Spam steaks, Nena prepared Spam meatballs, Spam lasagna, Spam hamburgers, and Spam *picadillo* (hash). In our school lunches she packed Spam sandwiches; for birthday parties she made Spam croquettes. Other products brought out the same creativity: with peanut butter she made cookies, shakes, and turnovers; with powdered milk and eggs, custard, cupcakes, and crème caramel (NYC: 41).

Für den jungen Pérez Firmat ist diese Art der Ernährung während der ersten Jahre im Exil normal. Alle Menschen in seinem Umfeld konsumieren die selben Produkte. Erst an der High-School realisiert er die ungewöhnlichen Lebensumstände seiner Familie. Doch weder er noch seine Eltern schämen sich für ihre Armut, „since we knew we were better than our circumstances“ (NYC: 41). Letzten Endes ist es das Ziel, solange über die Runden zu kommen, bis eine Rückkehr nach Kuba möglich ist. Pérez Firmat erinnert sich, trotz der beengten Schlafgelegenheiten und des schlechten Essens mit positiven Empfindungen an diese „good old exile days“ (NYC: 42). Er ist fasziniert von der neuen Welt, den ungeahnten Möglichkeiten, die die USA zu bieten haben. Der Abschied von Kuba scheint nur ein vorübergehender zu sein, die Familie vermittelt ein Gefühl des Transits. Die prekäre Lebenssituation wird mit Humor genommen, die hohe Anzahl kubanischer Migranten ermöglicht Gefühle der Solidarität: geteiltes Leid ist halbes Leid. Die Frauen tauschen Rezepte aus, in denen sie ihre Gerichte mit SPAM-Fleisch erklären. Beim Erfinden dieser Ersatz-Gerichte kann auf Improvisationskompetenzen zurückgegriffen werden, die bereits in Kuba erworben wurden.

Miami bzw. der in den 1960er Jahren im Zuge der großen Migrationsbewegungen dort neu entstandene Stadtteil *Little Havana* wird zum „home away from our homeland“ (NYC: 39); die Gegend rund um die langgezogene *Calle Ocho* ist ein Spiegelbild des kubanischen Originals. Pérez Firmat erinnert sich, „Cuba was everywhere – in the taste of food, in the sound of the voices, in the drawings on the place mats“ (NYC: 56). Das ermöglicht insbesondere Pérez Firmats Vater, Erinnerungen an das Heimatland zu nähren und nostalgische Gefühle zu pflegen.

Dieser war in Havanna Besitzer eines *almacéns*, eines Lebensmittelgeschäfts (NYC: 3). Im Verlauf der Autobiographie seines Sohnes wird deutlich, dass er den Verlust des Ladens nie wirklich überwinden konnte. Die Schlüsselszene zu diesem Thema spielt sich während eines Vater-Sohn-Gesprächs in dem Restaurant *La Habana Vieja* in Little Havana, Miami ab (NYC: 65ff.). Dieses Restaurant bietet ein ganz besonderes Ambiente an, das Erinnerungen an Kuba wachruft: Eine zumindest virtuell temporäre Rückkehr nach Havanna scheint möglich, denn, so erklärt Pérez Firmat: „La Habana Vieja is a Little Old Havana, a miniature model of the colonial heart of the Cuban city. As sometimes happens in dreams, this place is more than one place. Walk in, and you begin to lose yourself in another world.“ (NYC: 65). Sogar die Sitzplatzwahl des Vaters unterstreicht die gedankliche Rückkehr in die Heimat: Er nimmt sein Essen in der Ecke des Lokals ein, deren Wand mit dem Straßenschild *Calle Paula* geschmückt ist. Der Autor klärt auf, dass der verlorene *almacén* sich an der Ecke Paula und San Ignacio befand. Somit wird ihm klar, dass der Besuch des *Habana Vieja* für seinen Vater, „to revisit the business that he inherited“ bedeutet (NYC: 66). Die Essgewohnheiten im Exil können damit gleichsam die Funktion eines „cushion from displacement and homelessness“ haben, eine Art „comfort food, that momentarily transports the exile to the ever-elusive home“ (Gardaphé und Wenying 2007: 7). Da der Vater nicht mehr die Möglichkeit hat, seinen Sohn in seinen realen Laden mitzunehmen, bringt er ihn zu dem „ghostly exile double“ des *almacéns* (NYC: 66). Dieses Restaurant bietet den Rahmen für bedeutende Fragen zwischen Vater und Sohn. „Would you go back?“ (ebd.) – eine Rückkehr schließt die Wiedereröffnung des Ladens in Havanna ein, bedeutet die Zusammenarbeit von Vater und Sohn bei und nach der Neueröffnung. Pérez Firmat spürt die Brisanz des Themas, erkennt, dass der Besuch in diesem Restaurant mehr ist als Anlass für den Genuss kubanischer Nationalgerichte und antwortet daher im Sinne seines Vaters: „Yes, Papi, I would go back to Cuba if I could“ (ebd.). Er bejaht, dass er im Falle dieser Rückkehr seine derzeitige Karriere als Hochschulprofessor beenden und im *almacén* mithelfen würde. „Would you go back?“, so erklärt Pérez Firmat, ist eine Frage, die weit darüber hinaus geht, zu erfahren, ob der Sohn den Laden übernehmen und nach Kuba zurück-

kehren würde. Der Vater möchte sicher gehen, dass eine generationelle und kulturelle Kontinuität bestehen bleibt (vgl. ebd. 67).

Während also das Betreten des Lokals die virtuelle Rückkehr nach Kuba markiert, ist es das Auftischen des Essens, was die beiden zunächst zurück in die Realität versetzt (NYC: 68). So fungiert der Raum Restaurant als eigene Welt, ermöglicht dem Erzähler die Eröffnung eines Erinnerungsdiskurses und die Darstellung der Spezifika seiner Vater-Sohn-Beziehung. Das Essen wiederum befördert die Protagonisten zurück in die Gegenwart der Erzählung. Bezeichnend ist jedoch, dass das servierte Essen die kubanische Atmosphäre verstärkt. Serviert werden bekannte kubanische Nationalgerichte: „*ropa vieja*“ (NYC: 68, vgl. Kapitel 2.3) für den Vater und „*palomilla*“ (NYC: 69) für den Sohn. Pérez Firmat ermöglicht den Lesern die Teilhabe an seinen Erinnerungen, indem er die Zutaten dieser beiden Gerichte näher beschreibt:

Because he can't bite too hard with his false teeth, Papi ordered *ropa vieja*, shredded beef, with white rice and a side order of fried ripe plantains, sweet and soft and chewy. I'm having *palomilla* – a large, thin steak seasoned with garlic and lime juice and garnished with chopped onions and parsley – and more white rice. Instead of sweet plantains, I've opted for *tostones* – green plantains cut into inch-thick slices that are then flattened out and fried in lard. When we were children, my brothers and I called them *plátanos a puñetazos*, punched-out plantains, because we had seen Caridad the cook beating down on them to make them flat (NYC: 68f.)

In dem ungeduldigen Verhalten seines Vaters dem Kellner gegenüber, erkennt Pérez Firmat eine Ersatzhandlung. Was den Vater tatsächlich so unzufrieden macht, ist die Tatsache, dass er überhaupt in diesem Restaurant in Miami essen muss, es ist die „disparity between the ordinary dinner and our extravagant dreams.“ (NYC: 69).

Der nächste Gang des Essens, ein Nachtsch bestehend aus „*natilla*“ und „*flan*“, lässt den Vater wieder in die konstruierte kubanische ‚Blase‘ eintauchen (ebd.). Er nutzt die Gelegenheit, seinen Sohn über aktuelle Entwicklungen in Kuba zu informieren. Während die beiden ihre Süßspeisen genießen, berichtet der Vater von der Lebensmittelknappheit im Heimatland: „Meat is so scarce that they are making picadillo (beef hash) with banana peels. Imagine how that must taste“ (NYC: 69). Der Besuch des Lokals *Habana Vieja*, der Geschmack der kubanischen Speisen, die temporäre Rückkehr, versetzen den Vater in eine Stimmung ambivalent empfundener Nostalgie, „[a]s he eats, he hums ‘*Miénteme*,’ his favorite *bolero*.“ (ebd.). Er äußert die Hoffnung, dass eine tatsächliche Rückkehr nach Kuba nicht mehr in allzu weiter Ferne liege. Als Grund für diesen Optimismus nennt er die Verschlechterung der Situation unter der Regierung Castros (NYC:

70). Doch während der Vater sich seinen nostalgisch-illusionären Emotionen hingibt, stellt der Sohn resigniert fest: „He has been saying this for many, many years“ (ebd.).

Das Essen wird abgeschlossen mit einer Tasse kubanischen Kaffees und einer Zigarre. Die Vater-Sohn-Nacht wird in einer Bar fortgeführt. Während im Hintergrund kubanische Musik am Klavier erklingt, bestellen sich die beiden Männer Getränke. Es stellt sich heraus, dass der Barkeeper und der Vater sich noch aus Kuba kennen. Paquito, der alte Freund, lobt den Laden des Vaters in höchsten Tönen und erklärt Pérez Firmat: „‘You should be aware,’ [...] ‘that everyone in Cuba knew about J. Pérez, S.A. It was quite an important business. Wasn’t it the biggest almacén in the island, Gustavo?’“ (NYC: 70). Die beiden Männer motivieren sich gegenseitig bei dem Versuch, die genaue Architektur des Gebäudes zu erinnern, während Paquito wiederholt an seinem Drink nippt und der Vater Zigarre und Cointreau konsumiert (NYC: 70f.). Pérez Firmat überkommt während dessen eine Vision, „I imagine that this is how it might have been in Cuba had it not been for Fidel“ (NYC: 73). Er malt sich aus, wie er in Habana Vieja mit seinem Vater einen Drink zu sich nimmt. Dabei erkennt er, „[i]n Cuba I would have been his son in ways I’m not now. In Cuba Papi and I would have known the same people, frequented the same bars and brothels, eaten at the same restaurants, spoken the same language“ (ebd.).

Bei dem dargestellten Vater-Sohn-Abend handelt es sich, wie erwähnt, um eine Schlüsselszene, die verdeutlicht, wie groß die Distanz zwischen den beiden Männern durch die Migrationserfahrung geworden ist. Der Vater weiß um die Fremdheit, die ihn erfasst, wenn er versucht, mit seinem eigenen Sohn ein Gespräch zu führen. Pérez Firmat wiederum betont, wie schwer es ihm fällt, seinem Vater verständlich zu machen, was er beruflich macht und weshalb ihn seine Arbeit derart erfüllt. Vater und Sohn sprechen unterschiedliche Sprachen. Eine Annäherung auf verbalem Wege ist äußerst schwierig. Der Besuch in dem kubanischen Restaurant wird zu einem Ritual, vor dessen Hintergrund Freundschaften ausgetauscht werden. Es handelt sich um eine der wenigen Begegnungen, bei denen eine konstruktive Kommunikation zwischen Vater und Sohn wieder zustande kommt. Über das Medium des kubanischen Essens wird die zwischenmenschliche Distanz überwunden. Der Sohn versteht die Botschaft seines Vaters.

Doch nicht nur die Erinnerung an die Beziehung zum Vater wird über das Medium Essen greifbar gemacht, sondern ebenso die Vergegenwärtigung weiterer Familienmitglieder. Pérez Firmat verknüpft auch die Erinnerung an seine Großmutter mit Essen, denn sie war „[a] happy, hearty eater“ (NYC: 105). Er hat sie während seiner Kindheit als eine Person wahrgenommen, die sich außerhalb der familiären Normen bewegt. Großmutter Constantina liebte frittier-

tes Essen, was im Haushalt von Pérez Firmats Mutter niemals zubereitet wurde. Anders als seine Mutter, nahm Pérez Firmat den Geruch des Essens immer als sehr positiv wahr: „There is no scent more comforting than that of well marinated pork chops frying in olive oil. When you walked into Constantina’s kitchen, it enveloped you like a warm embrace“ (NYC: 106). Im Exil erlebt Pérez Firmat die Besuche bei seiner Großmutter ebenfalls wie eine Rückkehr nach Kuba: „going to her house at lunchtime was like living in Cuba again [...] the aroma of garlic and olive oil remained intact“ (NYC: 108). Auch im Haus der Großmutter dient das Essen als Auslöser für Gespräche über die Insel (NYC: 109), da Constantina im Exil in ihrem selbstkonstruierten Modell von Kuba lebt (vgl. Kapitel 5.2). Während Pérez Firmats Vater eine idealisierte Nostalgie-Version von Kuba erinnert, sind die Träume der Großmutter von ihrem Heimatland realistisch und nicht nur beschönigend (vgl. NYC: 108).

Während seiner Zeit an der University of Miami, pflegt Pérez Firmat eine ganz besondere Beziehung zur Großmutter: „she cooked and I ate“ (ebd.). Während das Studium ihn mehr und mehr von seinem Vater distanziert, wird die Verbindung zur Großmutter immer enger. Bei seinen Besuchen beobachtet er die Zubereitung der Speisen auf einem tragbaren Elektroherd. Der Versuch, sie zu einem Kochen mit weniger Fett zu bewegen, scheitert immer wieder neu: „Throwing a couple of heaping tablespoons of lard into the rice pan, she would say to me ‘You see, Gustavito, you see how little *grasa* I’m using?’“ (ebd.). Das Essen bietet den idealen Hintergrund für Gespräche über Kuba, über das, was war. Anders als in vergleichbaren Gesprächen mit dem Vater, fällt es der Großmutter nicht schwer, über die kubanische Vergangenheit zu reden, denn sie ist immer „convinced that we would go back to Cuba someday“ (NYC: 109). Den Tod der Großmutter erlebt Pérez Firmat schließlich als eine „depopulation, as a thinning out of my mental society“ (NYC: 113). Mit ihr verliert er auch eine tragfähige Verbindung zu Kuba und den mit der Insel verbundenen (Familien-) Geschichten. Damit wird spätestens in der Rekonstruktion die bedeutende Brückenrolle der Großmutter deutlich. Sie war ein verbindendes Element zwischen der kubanischen Vergangenheit und der amerikanischen Gegenwart. Mit ihrem Essen konnte sie die Distanz zur Heimat verringern. Das Kochen bzw. die Zubereitung des Essens für ihren Enkel verschafft der Frau dort Handlungssicherheit, wo sie ansonsten verloren scheint. Das Exil ist für sie ein Ort, der ihr immer fremd bleiben wird. Sie ist sprachlich und kulturell eingeschränkt. Nur in kulinarischer Hinsicht kann sie ihre kubanische Identität jenseits der Insel immer neu restabilisieren und die Bejahung der kulturellen Wurzeln an die nachfolgenden Generationen weitergeben.

Auch Pérez Firmats Mutter erkennt ihre Brückenrolle, die sie insbesondere in der Weihnachtszeit auszufüllen versucht: „When I reflect on my mother’s

life, I always think about Nochebuena, the Cuban Christmas Eve, a celebration of family togetherness“ (NYC: 115). Sie war immer zuständig für die Zubereitung des Festessens, ein „dinner of roast pig, yucca con mojo [...] and congrí [...], which usually wasn't served until two o'clock in the morning [...]“ (NYC: 116). Mit der Ankunft der Familie in Miami wird Weihnachten zunächst nicht mehr gefeiert. Doch nach einigen Jahren wird die Tradition wieder belebt, verbunden mit der Hoffnung, auf diese Weise dem Heimatland näher zu sein (NYC: 118). Das Fest ist in seinen Bestandteilen im Exil nicht das gleiche wie in Kuba, dennoch ermöglicht die zunehmende Existenz kubanischer Märkte die Beschaffung der typischen Früchte und bestimmte Geschäfte bieten sogar die Bestellung eines ganzen gegrillten Schweins zum Weihnachtsfest an (NYC: 119). Trotz der vielen Ähnlichkeiten verändert sich das Weihnachtsfest der Familie im Exil mit jedem weiteren Jahr: „Without anyone being overly aware of it, the Cuban Nochebuena and the American Christmas had started to get acquainted, to negotiate a compromise [...]. Cuban customs began to merge with American ways“ (ebd.). Neue nicht-kubanische Familienmitglieder öffnen das Interesse für amerikanische Traditionen ebenso wie die Kinder der zweiten Generation. Familienmitglieder, die in den USA geboren wurden, können mit der US-amerikanischen Version des Weihnachtsfests mehr anfangen. In der Konsequenz feiert die Familie von Pérez Firmat eine hybride Version des christlichen Fests. Doch, so muss der Autor sich eingestehen, die transkulturelle Umsetzung von Weihnachten, gelingt nur noch so lange, wie auch Familienmitglieder der ersten Generation leben. Mit deren Tod endet diese synthetisierende Version des Feierns. Noch immer bereitet Nena, die Mutter von Pérez Firmat, das Essen für die *Nochebuena* zu und sorgt für die Zusammenkunft der Familie. Die Weihnachtsnacht ist für die Eltern des Autors jedoch auch eine Zeit der Trauer, da sie jedes Jahr erneut daran erinnert werden, was alles sich in ihrem Leben zum vermeintlich Negativen hin verändert hat (vgl. NYC: 121). Weihnachten gibt besonders intensiv Anlass, sich an Kuba zu erinnern (vgl. NYC: 122). Die zugleich hoffnungsvolle und nostalgische Stimmung, so Pérez Firmat, ist immer geprägt durch den rituellen Toast (der sich auch im Titel der Autobiographie wieder findet) „Next Year in Cuba“ (ebd.).

„Next Year in Cuba“ bildet eine direkte Parallele zu dem jüdischen Wunsch ‚Next Year in Jerusalem‘. Das Leben in der Diaspora und die Hoffnung auf Rückkehr prägen jüdische Konstruktionen von Identität auf der ganzen Welt. Die Weitergabe eines „Next Year in Jerusalem“ an die anwesenden Personen bildet jedes Jahr den hoffnungsfroh-nostalgischen Abschluss des Sederabends vor dem Pessachfest. Das Wort Jerusalem bezieht sich dabei nicht auf die geografische Lage der israelischen Hauptstadt sondern auf einen mystischen Ort in der Zukunft, an dem das Kommen des Messias die jüdische Gemeinschaft wie-

der vereinen wird. Mit dieser Parallele macht Pérez Firmat deutlich, dass das Ziel seiner eigenen Suche nach einer tragfähigen Identität weniger geographisch als vielmehr emotional zu identifizieren ist. So schließt er:

Trying to make sense of my past and my present has taught me that, unlike what I once thought, being Cuban doesn't depend on the pictures on your wall or the woman in your bed or the food on your plate or the trees beyond your window. Because Cuba is my past, Cuba is my present and my future. I will never not be Cuban. Whether a burden or a blessing, being Cuban in America is for me inescapable. (NYC: 208f.)

6.3 *Tastes like Cuba*: Die Suche nach dem Geschmack von Heimat

In Eduardo Machados autobiographischem Werk ist die Beschäftigung mit dem Leitmotiv Essen am offensichtlichsten. Bereits im Titel erfolgt eine Anspielung auf die *sinnliche* Wahrnehmung der eigenen Rolle des Schriftstellers als Gestrandeter, Nomade, Migrant oder Flüchtling. Der Geschmack nach Kuba, der auf der Zunge zu wirken beginnt, sich aber erst durch das weit verzweigte Netzwerk der menschlichen Sinne zu einem Ganzen formt, ist gleichermaßen das Ziel einer verzweifelten Suche, die *sinnbildlich* für die Suche nach sich selbst und den eigenen Wurzeln steht. Als Antrieb wirkt dabei der nimmer enden wollende Hunger nach Heimat und Zugehörigkeit.

Wie in Kapitel eins der vorliegenden Arbeit schon genauer erläutert, basiert das komplette autobiographische Werk von Eduardo Machado auf Erinnerungen, die über die Thematisierung von Speisen fruchtbar gemacht werden. Die Besonderheit des Textes liegt in der Wiedergabe von Kochrezepten zum Abschluss eines jeden Kapitels. Die im Text beschriebenen Gerichte und Getränke werden für die Leserinnen und Leser in vertrauter Form zugänglich gemacht. Einerseits vermittelt der Autor auf diesem Wege seine Erinnerung an die eigene Vergangenheit, andererseits macht er seine Geschichte mithilfe der Rezepte erlebbar. Machado stellt eine Anleitung bereit, die Geschmacksakzente, die sein Leben prägten, sinnlich nachzuempfinden. Er lädt uns ein, aktiv zu werden: In der eigenen Küche, am eigenen Herd, wird die Autobiografie greifbar, werden spezifische Geschmackserlebnisse erfahrbar gemacht.

Für den Autor selbst stellen die Rezepte wiederum eine verschriftlichte Erinnerung dar. Gerichte, die zuvor mündlich weitergegeben wurden, sich, bestimmt durch Improvisation und Zufälligkeit, bisher gar einer Schriftlichkeit entzogen, werden hier wieder belebt, bekommen eine außergewöhnliche Rolle

zuteilt, nämlich die der Vermittlung von Heimat und Zugehörigkeit. Das schriftliche Festhalten der Rezepte resultiert schließlich auch in der Festlegung auf eine spezifische Form des jeweiligen Gerichts. In dem literarischen Umfeld dienen die Rezepte zudem der Verifikation einer vermeintlichen Authentizität des autobiographischen Schreibens:

[Cookbooks] combine the sturdy pragmatic virtues of all manual with the vicarious pleasures of the literature of the senses. They reflect shifts in the boundaries of edibility, the proprieties of the culinary process, the logic of meals, the exigencies of the household budget, the vagaries of the market, and the structure of domestic ideologies. (Appadurai 1997: 289)

Machado beschreibt anhand des Mediums Essen seine Lebensreise von Kuba über Miami nach Kalifornien, nach New York und wieder zurück nach Kuba. Im einleitenden Kapitel *Cojimar, 1958* gibt der Autor einen Einblick in die kulinarische Seite des Familienlebens kurz vor seiner Ausreise aus Kuba. Ein Kapitel, das insofern wichtig ist, als es die Basis darstellt, von der aus der Protagonist seine kulinarische Lebensreise unternimmt. Diese Basis ist es, die lange Zeit als idealisierte Vergangenheit den Autor von einer angemessenen Weiterentwicklung seiner Identität abhält.

Das erste Kapitel dient darüber hinaus dazu, die bedeutende Rolle der Frauen, insbesondere der Mutter, bei der Essenzubereitung hervorzuheben. Denn es waren die Frauen in der Familie, die für das Kochen verantwortlich zeichneten. Eine Ausnahme bildeten da die Großeltern väterlicherseits. In deren Haus fand ein Krieg der „culinary ideology“ statt (TLC: 5): Großmutter und Großvater fanden keine gemeinsame kulinarische Ebene und kochten schließlich jede/r nach dem eigenen Belieben für sich. Wir erfahren auf diesen ersten Seiten des Textes mehr über den alltäglichen Rhythmus in der Familie des Erzählers, dessen Tage in Kuba von kulinarischen Ereignissen durchzogen waren. Beginnend beim kubanischen Kaffee am Morgen, endend bei einem Sandwich oder bei Reis mit Bohnen am Abend. Das Haus seiner Kindheit war Lebensraum vieler Familienmitglieder und damit Quelle für mögliche Konflikte. Die Harmonie blieb dennoch konstant, eben insbesondere aufgrund der gemeinsamen Mahlzeiten, die zum Lebensmittelpunkt wurden und deren Funktion die Vermittlung zwischen den verschiedenen Charakteren war, die alle unter einem Dach lebten.

Der vertraute Rhythmus wird erst mit Beginn der kubanischen Revolution unregelmäßiger und verschwindet schließlich ganz, als die Familie sich entscheidet, das Land zu verlassen. Machado und sein jüngerer Bruder werden zu Peter Pan-Kindern. Sie reisen alleine nach Miami, wo sie zunächst bei einer Tante in Hialeah unterkommen. Hier, so erinnert sich der Erzähler, ist nicht nur die Umgebung fremd, sondern auch das Essen. Die Tante versorgt die bei-

den mit *Spam*, Velveeta Käse⁹⁶ und anderen nach Ansicht des Erzählers ungenießbaren Lebensmitteln, deren einziger Zweck die Nahrungszufuhr war: „It was an exercise in gustatory sterility. The food tasted more like the chemical processes used to preserve it than any kind of actual flavor [...]“ (TLC: 71).

Nicht nur die vom Flüchtlingszentrum zur Verfügung gestellten Speisen, sondern auch der herannahende US-amerikanische Feiertag Halloween vermitteln dem Jungen das Gefühl, einen sozialen Abstieg zu erleben. Der von nord-amerikanischen Kindern geliebte Brauch, verkleidet von Haus zu Haus zu gehen und mit dem Spruch „trick or treat“ Süßigkeiten einzusammeln, erweckt bei Machado den Eindruck, er müsse betteln gehen: „Today we beg for candy, tomorrow we will be begging for pennies, because that’s what we’ve become. We are beggars now“ (TLC: 73). Ein Brauch, der mittlerweile auch in vielen anderen Teilen der Welt bei Kindern beliebt ist, löst nicht Freude sondern Schrecken in Form von Zukunftsängsten aus. Von Haus zu Haus zu gehen und nach Essen zu fragen, hat hier eine andere, eine negative Konnotation.

Während dieser schwierigen ersten Monate in der Fremde sind es kurze kulinarische Fluchten, die die beiden Brüder ein wenig mit ihrer Situation versöhnen und das Warten auf die Eltern erträglicher gestalten. So ermöglicht der Onkel mütterlicherseits einen Ausflug in das Restaurant *White Castle*, wo sie Hamburger essen und Coca Cola trinken. Das Kantinenessen der Schule stellt ebenso eine Alternative zu den eintönigen Speisen der Tante dar, wie der erneute Ausflug in ein Restaurant mit einer Freundin der Mutter (vgl. TLC: 78f.). Hier wird überdeutlich, wie sehr das Essen als Kommunikationsmedium fungiert. Insbesondere der Onkel oder die Freundin der Mutter finden offensichtlich keine Worte für das, was den Kindern aus ideologischen Gründen angetan wurde. In ihrer Sprachlosigkeit unternehmen die Angehörigen der getrennt lebenden Familie den Versuch, den Kindern mittels Einladungen in Restaurants Wärme zu vermitteln. Das Essen dient als Trost, als Kompensation für den Verlust und die traumatischen Erfahrungen, die die beiden Brüder durch ihre (unfreiwillige) Emigration machen mussten. Im Zuge der Textanalyse ist erkennbar, dass diese Ausflüge positiv bewertet werden, da sie eine Alternative zum tristen Alltag darstellen. Somit kann von einem abgeschlossenen Kommunikationsvorgang gesprochen werden. Die Mitteilung, die die Erwachsenen mithilfe des Kommunikationsmediums Essen machen wollen, wird von den Kindern verstanden und angenommen.

Die Ankunft der Eltern der beiden Jungen in den USA führt – trotz aller Wut und Enttäuschung über die schlimme Zeit, die die Brüder alleine in der

⁹⁶ Markenname einer Käsesorte des amerikanischen Lebensmittelkonzerns *Kraft Food*.

Fremde verbringen mussten – zu großer Erleichterung beim Erzähler. Er war, „oh-so-glad she [his mother] was back behind the stove“ (TLC: 82). Die Mutter arrangiert sich schnell mit den Gegebenheiten. Sie versucht mit den ihr zur Verfügung stehenden Zutaten ein Stück Heimat in der Fremde herzustellen. Demnach erkennt auch Machado, „it was mother’s cooking that felt most like home in this strange, strange land“ (TLC: 82). Dennoch verhilft die Küche der Mutter dem Erzähler nicht zu einem uneingeschränkten Empfinden der Heimat. Ihre Zubereitung des kubanischen *Arroz con Pollo* löst ein Gefühl des Dazwischen-seins aus. Machado vernimmt den Geschmack auf seiner Zunge und realisiert: „We were neither here nor there, and our dinner tasted exactly the same. In between. So-so“ (TLC: 83). Wenn auch die Lebensmittel sich für den jungen Machado in diesem Moment nicht verändert haben, ist doch deren Zubereitung durch das Zutun der Mutter eine andere. Aus zuvor verhassten werden genießbare Speisen. Machado meint zu wissen, was den Unterschied ausmacht und erklärt am Beispiel des Velveeta Käse:

I believe the dish is actually all about the texture, something I wish my aunt Olga had understood. It took my mother’s saintly hands to bless the cold slabs of Velveeta and squishy white bread with her own culinary imprint. She made the horrible bearable, and even enjoyable. (TLC: 85f.)

Das Zitat verdeutlicht, wie eng Machados Vorstellung von gutem Essen mit der Mutter als einzig wahrer Köchin verknüpft ist.⁹⁷ Es bleibt im Ermessen der Leser, den tatsächlichen, geschmacklichen Zugewinn der von der Mutter zubereiteten Gerichte zu bewerten.

Auch an dieser Stelle wird noch einmal die bedeutende Rolle von Essen als Kommunikationsmedium hervorgehoben. Die Wut der Kinder auf ihre Eltern sowie die Enttäuschung können mithilfe der mütterlichen Küche besänftigt werden. Über sie wird Vertrautes kommuniziert, in einem Umfeld, das überwiegend fremd ist. Sprache fehlt, nicht nur auf den US-amerikanischen Kontext bezogen, sondern – und das ist an dieser Stelle viel bedeutender – es fehlen Worte, die die Emotionen zum Ausdruck bringen, die zwischen Eltern und Kindern stehen: Die Enttäuschung der Brüder, dass sie von ihren Eltern alleine gelassen wurden, die Unsicherheit der Eltern, die richtigen Entscheidungen getroffen zu haben, der Heimatverlust der ganzen Familie. Dort, wo keine Verbalisierung mehr möglich ist, gelangen andere Kommunikationsformen zum Einsatz. Die Mutter begibt sich demnach in den Kontext, der ihr

⁹⁷ Zudem ist in dieser Szene ein eindeutig religiöser Bezug erkennbar: Die heiligen Hände der Mutter segnen das Essen.

trotz aller Fremdheit am vertrautesten ist. Sie bekocht die Familie und sorgt damit für ein verbindendes, stabilisierendes Element.

Mit dem Angebot der katholischen Kirche, einen Umzug der Familie nach Kalifornien zu unterstützen, entsteht eine Veränderung in der Lebensmittelversorgung. In einem Vorort von Los Angeles, in ihrem neuen Haus, erwarten sie ein prall gefüllter Kühlschrank sowie eine Vorratskammer voller Lebensmittel. Es handelt sich allerdings allesamt um amerikanische Zutaten. Die nutzt die Mutter um kubanische Gerichte zu ‚zaubern‘. Auch hier ist es ihr Versuch, möglichst nahe an der kubanischen kulinarischen Realität dranzubleiben. Wieder ist die ständige Orientierung am Leitmotiv der Autobiographie, *Tastes like Cuba* deutlich erkennbar. Schon am ersten Abend im neuen Heim serviert die Mutter ihrer Familie *Cuban Sandwiches* (vgl. TLC: 95). Auch wenn Machado bestreitet, es handele sich dabei tatsächlich um ein kubanisches Sandwich, ist er nicht davor gefeit, mit dem ersten Bissen in das weiche Brot der Vision anheim zu fallen, sich plötzlich in den Straßen von Havanna zu befinden. Äußerlich zeigt er sich verschlossen mit der Aussage, nichts sei besser als ein *Cuban Sandwich*. Innerlich hat der Geschmack längst eine emotionale Rückkehr in die Heimat ausgelöst.

In den darauf folgenden Tagen illustrieren die immer neuen, abenteuerlichen Improvisationsgerichte der Mutter den eigentlichen Zweck dieses stetigen Ehrgeizes:

My mother, lost in the old, defiantly swallowing the new. All at once she understood her future. If she could make some part of every meal she cooked look and taste like Cuba, maybe then her children would not forget where they came from. Maybe then they wouldn't get lost (TLC: 99f.)

Dieses Kernzitat der ersten Kapitel der vorliegenden autobiographischen Ausführungen erklärt gleichermaßen die enge Bindung des Erzählers an seine Mutter bzw. an deren Küche. Darin steckt ein bedeutendes Element von Identität: Die kubanischen Gerichte sollen Halt geben, dort einen Rahmen und Orientierung bieten, wo plötzlich alles fremd und vage erscheint. Das gilt einerseits für die bekochten Familienmitglieder, gibt andererseits der Mutter eine Lebensaufgabe und vermittelt allen einen langfristig widerstandsfähigen Lebenssinn.

Die größere geographische Distanz zu Kuba eröffnet der Familie nun auch einen Statuswechsel vom Flüchtlingsdasein zur Selbstbezeichnung als Immigranten. Diesen Wandel markiert der erste Besuch in einem amerikanischen Supermarkt (vgl. TLC: 101). Der Einkauf ist geprägt von der Suche nach ‚authentisch‘ kubanischen Lebensmitteln, die schließlich misslingt. Dennoch bleibt die Mutter unermüdlich in ihrem Bestreben, dass sie und ihre Familie über das Essen der vermissten Heimat treu bleiben. Es sei an dieser Stelle

jedoch unterstrichen, dass die Kochversuche der Mutter aus der Perspektive des Erzählers beschrieben werden. Der ist naturgemäß zutiefst voreingenommen und – so lassen die folgenden Seiten des Textes erkennen – zu diesem Zeitpunkt noch nicht in der Lage, einen Geschmack mit einem Gefühl von Heimat zu verbinden, der auf nicht-kubanischem Boden seinen Ursprung hat. Schließlich gelingt der Mutter selbst eine zaghafte Öffnung für das bisher Fremde, selbstverständlich auch wieder über den ihr vertrauten Weg des Kochens. Annäherungen an amerikanisches Essen bzw. amerikanische Zubereitungsmethoden wie das *Barbecue*⁹⁸, aber auch an die Chicano-Küche der in diesem Teil des Landes sehr präsenten mexikanischen Einwandererfamilien lösen die Kubanerin von ihrem starren Wunsch, allein heimatliche Rezepte zu rekonstruieren (vgl. TLC: 107ff.). Es ist insbesondere der Einfluss der mexikanischen Küche und die Entdeckung eines mexikanisch geprägten Lebensmittelmarktes, der der gesamten Familie ein vorsichtiges Ankommen in der Fremde ermöglicht: „That food made us feel rich again, with its bounty and endless offering of opportunities“ (TLC: 123). Im Zuge dieses Hochgefühls tauscht die Mutter sich mit anderen kubanischen Familien aus, „to expand her culinary repertoire“ (TLC: 127), sie kocht italienisch und mexikanisch, wobei sie allen Gerichten immer einen „Cuban twist“ (TLC: 128) verleiht. Letzten Endes gelingt ihr die Entstehung einer hybriden Version ihrer eigenen Kochkünste, denn, so stellt Machado fest, „there were no rules in this strange land of fusion cuisine. Cumex. Or Mexiban“ (TLC: 129). Eine Entwicklung, die zu der Annahme führt, dass sich ähnliches bei den Identitätskonstruktionen der Mutter abspielt. Sie hat über das Essen und dessen Zubereitung ein Medium zur Aushandlung ihrer eigenen Identität entdeckt. Ein Konglomerat aus verschiedenen Zutaten dient als Grundlage zur Formung ihres Selbst. Dabei verliert sie niemals die starke Verbindung zu ihrer Heimat, was sich auch darin niederschlägt, dass alles Neue, Unbekannte mit dem Alten, Vertrauten verglichen wird. Die Erkenntnis, dass die damaligen Gerichte der Mutter den Beginn einer nicht nur körperlichen Ankunft im neuen Land markierten, eröffnet sich dem Erzähler erst beim Verfassen des Textes. Das betreffende Kapitel wird mit einem Rezept der *Cuban Enchiladas* abgerundet. Ein Gericht, das Machado als „true Cuban-American fusion“ bezeichnet,

⁹⁸ Als *Barbecue* wird eine spezielle Garmethode bezeichnet, die insbesondere in den USA angewandt wird. Der Begriff bezieht sich im sprachlichen Gebrauch jedoch ebenfalls auf das soziale Beisammensein einer Gruppe von Menschen, bei dem das Essen nach dieser Methode zubereitet und konsumiert wird. Auch wenn *Barbecue* und Grillen zumeist synonym verwendete Begriffe sind, handelt es sich um unterschiedliche Zubereitungsmethoden. Von Bedeutung sind bei beiden jedoch der soziale Aspekt, die Durchführung im Freien sowie das nicht Alltägliche.

„born out of necessity and longing and stubbornness“ (TLC: 150). Diese Enchiladas entstanden aus dem Wunsch der Mutter, ihre Familie an Kuba zu erinnern, doch heute, so gesteht Machado sich ein, „it feels like totally Californian“ (ebd.).

Eine Reise zurück nach Miami setzt die Suche nach ‚authentisch‘ kubanischem Essen fort. An einem kubanischen Essenstand in Miami Beach gibt der Erzähler sich dem Gedanken hin, Miami sei für ihn und seine Familie das neue Kuba (vgl. TLC: 171). Doch schon nach einigen Tagen – begleitet von der erfolglosen Suche nach *Guarapo*⁹⁹ – kapituliert er: „The food did remind me of Cuba, but it didn’t feel authentic“ (TLC: 172). Anders als bei Pérez Firmat kann Machado in Miami keinen Heimatersatz bzw. einen schützenden ‚exilic cocoon‘ finden. Obwohl das Essen ihn an Kuba erinnert, stellt sich bei ihm nicht das ersehnte Gefühl der Zugehörigkeit ein. Auch bei einer erneuten Reise nach Miami stellt er fest, „[t]he flavors were still too strong, too salty, and too garlicky“ (TLC: 314). Doch zu diesem Zeitpunkt erkennt er auch: „I no longer cared that Miami didn’t quite live up to the Cuba in my mind. How could it? It was Miami. Not Cuba. It was on that trip that I learned to take the goodness where I could find it“ (ebd.). Hier merkt er, dass es zur Schaffung der von ihm im Essen gesuchten Authentizität der *cubanidad* mehr braucht als passende Zutaten und die geographische Nähe zum Heimatland. Seine eigene Einstellung bedarf ebenfalls einer Transformation, um die Neudefinition seiner kubanischen Identität außerhalb Kubas zu ermöglichen. Im Verlaufe seines autobiographischen Schreibens werden Stationen aufgezeigt, die die graduelle Loslösung des Protagonisten von der kubanischen Identität markieren, um daraufhin zu einem Identitätskonzept zu finden, das beide Lebensorte, Kuba und die USA, in Einklang miteinander bringt.

Zurück in Kalifornien, scheint die Neueröffnung eines kubanischen Lebensmittelgeschäfts die Suche nach dem Geschmack der Heimat zu beenden. Die vertrauten Zutaten verschaffen der Mutter eine „newfound confidence“ (TLC: 175) bei der Zubereitung ihrer Gerichte. Selbst der kaum zu überzeugende Machado scheint versöhnt: „This tasted just like home“ (ebd.). Doch gerade als eine innere Ankunft in den USA für den Erzähler in greifbarer Nähe erscheint, entfernt er sich mehr und mehr von seinem Vater. Uneinigkeiten über die berufliche Zukunft des jungen Machado führen schließlich zum Bruch zwischen Vater und Sohn (vgl. TLC: 180ff.). Die beiden Männer sehen sich künftig nur noch beim sonntäglichen Familienessen. Hier erkennt Belasco: „[...] the family dinner table can be as much an arena for rebellion as for reunion“ (Belasco 2008: 28).

⁹⁹ Süßer Saft aus Zuckerrohr mit einem Schuss Limone.

In eben dieser biografischen Phase lässt sich der Protagonist auf die Liebesbeziehung mit einer 23 Jahre älteren Amerikanerin ein. Diese ungewöhnliche Liaison wird von ihm zunächst auch in kulinarischer Hinsicht als schuldbeladen wahrgenommen. Hariette, seine Partnerin, ernährt sich bevorzugt von Salat und Gemüse. Bei dem Gedanken, sich derartig von seinen Ernährungsgewohnheiten zu entfernen, nimmt er einen massiven emotionalen Effekt auf seine Selbstdefinition wahr:

It was a little too foreign, and besides, the idea of partaking felt almost treasonous at the time. It wasn't just that I was scared of salad. [...] What if, by eating at this woman's table, I was making a decision I didn't understand? What if I ate fresh salad and medium-rare steak? Would I get lost? Would I recognize myself? (TLC: 194)

The idea that eating a few greens would somehow change me seemed ridiculous, but I felt it deeply. I was not a salad eater. If I became one, would I still be myself? Or did I need to hold on to that old persona to exist recognizably? (TLC: 243)

Nachdem Machados Mutter und deren Küche in seinem Leben immer eine ausschlaggebende Quelle für seine Selbstdefinition waren, versetzt ihn die Aussicht, ein von einer anderen ihm nahestehenden Frau zubereitetes für ihn fremdes Gericht zu konsumieren, in einen Gewissenskonflikt: „The prized role of the most important woman in my life was about to be played by someone new. Someone not my mother. No wonder the thought of salad felt like betrayal“ (TLC: 194). Vergleichbar mit seiner Furcht vor Identitätsverlust während seines Sprachtrainings zur Überwindung seines Akzents, fürchtet er sich ebenfalls vor der Öffnung für andere Lebensmittel. Nach den anfänglichen Schuldgefühlen gibt er sich jedoch ganz den ihm bisher fremden Essgewohnheiten der neuen Partnerin hin: „So now my life was ruled by sex, salad, and coffee with raw milk“ (TLC: 195). Die Hochzeit der beiden markiert schließlich die absolute Zuspitzung der Rebellion gegen den Vater und damit auch gegen die *cubanidad*. Der Salat übernimmt dabei die Rolle des Sündenapfels, dargeboten von Hariette/Eva, die ihren Adam, hier Eduardo, aus dem Paradies, hier Kuba, zu locken versucht. Nachdem diese Hürde genommen ist, beginnt Machado selbst zu kochen und bekräftigt auf diese Weise ebenfalls die Loslösung von seiner Mutter.

Die Abnabelung von der Familie ermöglicht dem Erzähler eine schrittweise Annäherung an seine neue Heimat. Sie gestattet ihm schließlich auch eine ganz besondere Vorbereitung auf eine Theaterrolle. Er macht eine Diät, um überschüssige Pfunde los zu werden, die ihm bei der Übernahme der Rolle im Weg stehen würden. Mit diesem neuen Element in seinem Leben, der darstellenden Kunst, sieht er sich auch in der Lage, beim Essen Verzicht zu üben: „Maybe I

didn't need Cuban food to feel whole after all. I had given up Cuban food for my art!" (TLC: 210). Der Erfolg seiner schauspielerischen Leistungen bestärkt ihn zunächst sogar in dem Glauben, der Konsum von kubanischem Essen halte ihn davon ab, erfolgreich zu sein (vgl. TLC: 212). Eine Überlegung, die zu diesem Zeitpunkt seines Lebens nicht abwegig erscheint, da die konstante Orientierung an einer verloren gegangenen Heimat und somit der stetige Blick zurück, unterstützt durch den Konsum kubanischer Gerichte, den Blick nach vorne und damit auch ein berufliches wie privates Vorankommen bremst.

Demnach lässt sich beobachten, dass Machado sowohl auf sprachlicher als auch auf kulinarischer Ebene einen Distanzierungsprozess von seinen kubanischen Wurzeln vollzieht. Diese Entwicklung speist sich aus dem Wunsch, Karriere als Schauspieler zu machen und aus der Überzeugung, er könne erst dann erfolgreich sein, wenn seine Herkunft weder in der von ihm verwendeten Sprache (Akzent) noch in den Rundungen seines Körpers (Übergewicht durch zu kalorienreiche kubanische Gerichte) erkennbar ist.

Mit den beruflichen Erfolgen eröffnet sich dem Erzähler schließlich auch die seltene Möglichkeit, regelmäßig in sein Heimatland zu reisen. Jede neue Reise zurück nach Kuba verhilft Machado zu einer Annäherung an das, was ihn ausmacht und offenbart ihm damit neue Ingredienzien zur Konstruktion einer angemesseneren Identität. In Kuba beginnt er mit der Niederschrift eines Theaterstücks, dessen Hauptthema das Essensmotiv umkreist. Die Bekanntschaft mit der *Paladar*-Besitzerin Gladys dient ihm dabei als Vorlage, denn „Gladys made food that reminded me of my childhood more than anything I had ever eaten“ (TLC: 305). Machado orientiert sich an der Lebensgeschichte von Gladys, die ihren *Paladar* in dem Haus ihrer ehemaligen Arbeitgeberin errichtet hat. Beim Verfassen von *The Cook*, lässt sich Machado durch die kubanische Küche der 50er Jahre inspirieren. Wichtigstes Hilfsmittel ist ihm dabei ein Kochbuch von Nitza Villapol, *Cocina al Minuto* (vgl. TLC: 306). Das Theaterstück eröffnet dem Schriftsteller die Bedeutung von Essen im Allgemeinen, insbesondere aber dessen Rolle in seinem eigenen Leben. Die Tamales von Gladys „opened up a whole new understanding of food and its power to communicate“ (TLC: 322). Aus diesem Grund wird das Theaterstück auch geschmacklich erlebbar gemacht, indem das Publikum kulinarische Spezialitäten angeboten bekommt, die von einem kubanischen Restaurant gespendet werden (vgl. TLC: 321).

Mit den beruflichen Erfolgen gewinnt Machado auch privat an Selbstbewusstsein und steht, nach der Trennung von Hariette, offen zu seiner Homosexualität. Im September 2001, direkt nach den Anschlägen auf das World Trade Center, begegnet er seinem zukünftigen Lebensgefährten und Co-Autor, Michael Domitrovich. In dieser Phase der Terrorwarnungen und damit einhergehenden tiefen Verunsicherung in den USA gelingt es den beiden Männern,

sich emotional von den furchtbaren Geschehnissen ihres Wohnortes, New York, zu distanzieren: „We did our best to distract ourselves, overloading our senses with as much good food as we could get our hands on“ (TLC: 309). Die beiden testen zunächst sämtliche Restaurants in ihrer Nachbarschaft und gehen dann dazu über, selbst zu kochen, denn, so erklärt Machado das Verhalten: „We were fat, happy, and together. I couldn't think of a better way to spend what seemed like the end of the world“ (TLC: 310). Der übermäßige Konsum verschiedenster Gerichte sowie die Beziehung zu einem wesentlich jüngeren Mann illustrieren ein Ausleben von bisher Verdrängtem. Zudem wird so die enge Verbindung zwischen zwei höchst sinnlichen Aktivitäten des Lebens, der Liebe und dem Essen, vor dem Hintergrund schockierten Stillstands, literarisch entfaltet.

Gemeinsam mit seinem Lebenspartner reist Machado nun regelmäßig nach Kuba. Sie steigen immer in derselben *casa particular* ab, mit deren Besitzern sie mittlerweile eine Freundschaft verbindet. Nach dem Erfolg von *The Cook* und dem neuen Verständnis von Essen, das Machado in diesem Zuge gewonnen hat, begeben sich die Männer noch gezielter auf eine kulinarische Reise. Sie bekochen ihre Gastgeber, formen dabei ihre „culinary relationship“ zueinander und erleben zugleich die Lebensmittelsituation in Kuba (TLC: 323). Sie besuchen einen Markt, dessen große Auswahl an Früchten und Gemüse sie beeindruckt. Damit schließt Machado den Kreis seiner persönlichen, kulinarisch akzentuierten Lebensentwicklung. In Kuba beschreibt Machado die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von bestimmten Zutaten. Den Versuch, die passenden Lebensmittel dennoch zu bekommen, bezeichnet der Erzähler als „hunt“, denn, so erklärt er weiter, „what you set out to find is not always what you come home with“ (TLC: 327). Demnach befindet sich Machado erneut in der Situation, bei der Zubereitung der Gerichte improvisieren zu müssen. Somit kann eine erneute Parallele zu der Anfangsphase der Familie in den USA gezogen werden. Diese in einer bestimmten Weise vergleichbaren Umstände lassen den Autor eine „new sensation of home“ (TLC: 334) empfinden. Er erkennt, dass „[m]aybe I didn't need to know exactly where my home was in order to belong. Maybe all I needed was to feel that belonging. Then I would be home no matter where I was“ (TLC: 335). Dieses Gefühl verhilft ihm schließlich zum Genuss seines „most authentic Cuban meal“ auf seiner bisherigen Suche nach authentischem Geschmack (TLC: 336). Das liegt keinesfalls daran, dass das Essen sich bedeutend von zuvor konsumierten Gerichten unterscheidet, vielmehr ist es Machados Definition von Authentizität und Zugehörigkeit, die sich gewandelt hat. Das kristallisiert sich heraus, während er kubanische *Tamales* isst:

If home had a new meaning in my mind, what did that mean about taste? It was while I was staring down that little packet of corn and pork that I realized just

how much my standards had changed. The tamal was delicious, I knew that much, but how did it compare to the tamales of my youth? And then it hit me. I didn't care. I didn't want to compare them. That was a different home, a different time, with a different family around me. There was no way to get it back. And anyway, I no longer wanted to be the kind of Cuban that let what was lost get in the way of the beauty and joy of life and food that was staring me in the face. (TLC: 338)

In der Folge führt die neue Definition von Heimat auch zu einer Transformation seiner Geschmackswahrnehmung.

Eduardo Machados autobiographischer Text beschreibt eine Identitätsfindung über das Medium Essen. Der Autor demonstriert das vorläufige Ende seiner Suche, indem er sein ganz persönliches Rezept zusammenstellt, *Eduardo's Arroz con Pollo*:

I use chicken thighs for flavor and heartiness, 'like Cuban chickens,' Fernando would say. Sour oranges remind me of my youth. There's red onion and bell pepper to be just a little different: like the rebellion of leaving home at sixteen. Fresh asparagus recalls my days surrounded by hippies, who never would have touched a can of cream of asparagus soup. There is plenty of saffron to meet the high-minded demands of my father, and pimientos and white wine to bring all the flavor and delicacy of my mother. I use Valencia rice, from Spain, to honor my family's origin, even before Oscar and Manuela and Cuca and Fernando. I am proud to say that even with all these influences, there is still one voice that comes through. This is my dish. My way. My Arroz con Pollo. (TLC: 354)

Das Rezept beinhaltet alle Zutaten, die das Leben des Autors bestimmen. Eduardo Machado nutzt Essen und Geschmack somit nicht nur implizit, sondern auch explizit als Medien zur Konstruktion neuer Identitätssegmente. Das Rezept verdeutlicht den im Text beschriebenen Identitätskonflikt und dessen Lösung durch ein stetiges Oszillieren zwischen Zuwendung hin und Abwendung von Familie und Herkunft.

Das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Essen ist in Machados autobiographischen Ausführungen auf zwei Ebenen vertreten:

Zum einen konstruiert er seinen Text rund um Essen und berichtet, welche Kommunikationen mithilfe von Essen in seinem Leben stattgefunden haben, bzw. was Essen als Zeichen in ihm selbst auslöst.

Zum anderen taucht Essen auf einer Meta-Ebene auf. Machado stellt Rezepte bereit, über die eine Kommunikation zwischen Autor, Erzähler und Leser ermöglicht wird. Dabei kann von Texten gesprochen werden, „[...] which mine the potential of establishing food as an idiom for expressing nostalgic desire [...]“ (Mannur 2007: 13).

Bei den Rezepten handelt es sich jedoch nicht um deskriptive Wiederholungen von Zutatenlisten und Kochanweisungen, sondern der Autor vermittelt gleichermaßen Empfehlungen für den genauen Koch- sowie Essensprozesskontext. Das bedeutet, er versucht seinen Lesern zu vermitteln, welchen Effekt das Kommunikationsmedium Essen bei ihm persönlich jeweils ausgelöst hat. Um das möglichst nah an seinen eigenen Erfahrungen zu orientieren bzw. mit den Worten Luhmanns ausgedrückt, um die Kommunikation zwischen dem operationell geschlossenen psychischen System Machado und dem operationell geschlossenen psychischen System Leser wahrscheinlicher zu gestalten, stellt er deutlich mehr Selektionen zur Verfügung, die die Annahme und das Verstehen seiner Mitteilung ermöglichen.

Die Rezepte dienen dabei als Authentifizierungsmittel.¹⁰⁰ Sie stellen Handlungsanweisungen für die Leser dar und laden ein, die Überführung des Geschriebenen in echtes Essen zu vollbringen. Machado vermittelt somit auf kulinarischem Wege seine Sicht auf Welt und Leben.

6.4 *Learning to Die in Miami: Vom Essbaren und Nicht Essbaren*

Having just died,
I shouldn't be starting my afterlife with a chicken sandwich,
no matter what, especially one served up by nuns.
Is it a bad omen, this sandwich?
Perhaps. But maybe it's a good one too. (LDM: 1)

Eires autobiographische Erinnerungen an die Kindheit sind geprägt durch den immer wieder auftauchenden Gegensatz ‚essbar / nicht essbar‘. Bereits der erste Satz des Buches greift dieses Motiv auf. Der Protagonist schreibt dem Essen, das ihm kurz nach seiner Ankunft in den USA serviert wird, eine tiefgreifende Symbolik zu, die sich auf verschiedenen Ebenen betrachten lässt: So steht das Hähnchen-Sandwich in seiner Einfachheit in einem Kontrast zu der Situation

¹⁰⁰ Mannur erkennt in der Wiederherstellung von aus der Heimat bekannten Gerichten mehr als die Pflege nostalgischer Gefühle: „The desire to remember home by fondly recreating culinary memories cannot be understood merely as reflectively nostalgic gestures; rather such nostalgically-framed narratives must also be read as meta-critiques of what it means to route memory and nostalgic longing for a homeland through one's relationship to seemingly intractable culinary practices which yoke national identity with culinary taste and practices.“ (Mannur 2007: 13).

des jungen unfreiwilligen Auswanderers. Der Snack ist zunächst Auslöser für Erinnerungen, „back when the world was still spinning in the right direction“ (LDM: 2), er denkt an seine Kommunion in Kuba, bei der ebenfalls Sandwiches (jedoch mit Schinken) serviert wurden. Das vor ihm liegende Sandwich ähnelt dem Gericht seiner Kindheitserinnerungen nur entfernt, da das US-amerikanische Sandwich gänzlich farblos ist. Alles ist weiß, das Brot, das Fleisch, die Mayonnaise – kein Salatblatt oder Schinken:

I stare at it, this white thing, these symmetrical triangles, there, on the flimsy white paper plate, which is round, on a square table that's covered by a white tablecloth. It's so orderly, so controlled, so geometrical, so colorless, this plate of food. Two triangles that form a square, inside a circle, laid out on a larger square. It's the perfect disguise for the very messy and painful process that made this meal possible. Chickens aren't square or triangular. Chickens don't just lay themselves down on bread, in neat thin slices. Where are the feathers? Where are the feet, or the beak, or the blood and offal? Who dismembered this lumpy, clucking creature and turned it into a geometry lesson? (LDM: 2)

Er beschreibt Farblosigkeit sowie klare, aber unnatürliche Formen der ersten Speise nach seinem Tod. Mit dem Verlassen des Heimatlandes, so drückt er selbst es aus, beginnt sein „afterlife“ (LDM: 1). Einer tabula rasa vergleichbar, leer und eckig, sieht er sich in der Situation, sein Leben neu zu schreiben. Das Weiß bezieht sich auf den Neuanfang, vermittelt in seiner Farblosigkeit zum einen eine vermeintliche Neutralität und zum anderen Unschuld.

Bei der Betrachtung des Sandwiches fällt ihm außerdem auf: „*Pan Americano*, Pan American: how hilarious, this double meaning“ (LDM: 2). Der Begriff des Pan verweist hier gar auf eine dreifache Deutungsweise: PAN Americano – PAN American – Peter PAN. Das Hähnchenfleisch liegt zwischen zwei Scheiben von *Pan Americano*. Eire zieht eine Parallele zwischen dem amerikanischen Brot und der amerikanischen Fluggesellschaft, *Pan American*, die ihn im Rahmen der Operation Peter *Pan* in die USA gebracht und ihm somit Heimat und Eltern genommen hat. Dabei steht die Fluggesellschaft Pan American für etwas Globales, Umfassendes. Die Bezeichnung der Operation ‚Peter Pan‘ erinnert an den Jungen, der nie erwachsen wird, der immer ein Kind bleibt – hier ist jedoch auch die Ambivalenz in der Kennzeichnung des Protagonisten erkennbar, der sich frühzeitig von Kindheit und Jugend verabschieden muss. Das ‚pan americano‘, das Brot, wiederum hat eine besondere Bedeutung als essentielles Lebensmittel, als Mittel zum (Über-)Leben.

Hier verarbeitet der Erzähler aus der Perspektive seines kindlichen Ichs das Trauma, das mit diesem Essen seinen Anfang nahm: „Big problem, then, my being fed a chicken by the nuns that evening. It's a harbinger of things to come,

a foretaste of other unsavory dishes on my horizon“ (LDM: 4). Er wurde von den Eltern allein mit seinem Bruder in ein Flugzeug gesetzt, in dem er in ein fremdes Land einreisen musste, in eine fremde Umgebung, mit fremden Menschen. Er wird gezwungen, im Alter von elf Jahren erwachsen zu werden, Verantwortung zu übernehmen und sich in dieser Fremde zurechtzufinden. Der erste Schritt in diese Richtung besteht im Verzehr des Hähnchensandwiches, dem er zustimmt, obwohl er sich in Kuba immer geweigert hatte, Hähnchenfleisch zu essen:

I've managed not to vomit, and I've even fooled these nuns into thinking that I enjoyed their meal. I think of my mom and my dad and how proud and amazed they'd be if they knew that I'd just eaten an entire chicken sandwich and kept it down. (LDM: 6)

In diesem Akt des Verzehrs einer Speise, die zuvor als nicht essbar charakterisiert worden war, ist erneut eine Symbolik erkennbar, die mehrere Interpretationsweisen erlaubt. Mit dem Verzehr des Geflügels wird Realität auf- und wahrgenommen. Die neue Situation, die fremde Umgebung wird inkorporiert bzw. verinnerlicht. Gleichzeitig kann hier von einem Akt der Vernichtung, der Destruktion gesprochen werden. Verhalten und Handeln prägen die Szene. Eire sieht sich gezwungen, sein Verhalten zu ändern und muss dafür eine bewusste Entscheidung treffen, die zu einer bestimmten Handlung führt.

Seine Überwindung in dieser ersten Szene führt jedoch nicht zu Kontinuität, Geflügel bleibt für den Jungen als Speise ein Tabu. In seiner ersten Gastfamilie lernt Eire das amerikanische Thanksgiving-Fest kennen, zu dem traditionellerweise Truthahn serviert wird. Der Anblick des Geflügels versetzt den Jungen in eine unangenehme Situation: „It's the biggest goddamned chicken I've ever seen“ (LDM: 46). Die Traditionen zur Thanksgiving-Feier und insbesondere der frisch zubereitete Truthahn verstärken Gefühle der Fremdheit und Heimatlosigkeit. Das für viele US-Amerikaner bedeutende Fest wird im Kreise der Familie, in einer vertrauten, herzlichen Umgebung gefeiert. In Eire aber werden – trotz der Wärme seiner Gastfamilie – ganz andere Gefühle ausgelöst:

[t]he all-American Thanksgiving dinner with the matriarch bringing out the big bird, the patriarch at her side, perhaps joined to her at the hip, and a table full of grinning, happy faces. A picture of hell to me. 'I don't eat cheeken,' I announce [...] 'It's not a chicken. It's a turkey,' says Norma. 'Is a cheeken... a beeg one,' I protest. (LDM: 47)

Dabei dient die Aversion gegen Geflügel eher als Ersatzhandlung: Die eigentliche Unsicherheit ist weitreichender und mündet in einen Identitätskonflikt, der den Jungen in den darauf folgenden Jahren begleiten wird.

Seinen Heimatverlust spürt der Protagonist dann am deutlichsten, wenn traditionelle Bräuche zelebriert werden, die im Kontrast zu jenen stehen, die ihm vertraut sind. Eire codiert sein Gefühl der Zugehörigkeit in dem binären Schema ‚essbar / nicht essbar‘. Die Begriffe Hähnchen bzw. Geflügel funktionieren somit als symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien um Zugehörigkeit zu unterstreichen oder zu negieren. Der junge Eire bezeichnet sich selbst als „gnostic heretic [...] or a firm conscientious objector to the consumption of avian flesh“ (LDM: 47). Auslöser für diesen Ekel vor Geflügel ist sein Bruder, Tony, „the chief gnostic, the high priest of discernment when it comes to carne of any kind, the master of all flesh-related knowledge, the fleischmeister“ (LDM: 48). Der Anblick des großen Vogels auf dem Servierteller bedeutet für den Protagonisten eine weitere Verschlimmerung im Vergleich zu dem Hähnchensandwich bei seiner Ankunft in den USA: „Eating a bird sandwich is one thing; seeing the bird carved up and served to you is a whole other step [...]“ (LDM: 48). Die Abwehr gegen Geflügel kann als Abwehr gegen eine geradezu groteske Bewegungsarmut gedeutet werden. Geflügelfleisch kommt von Tieren, die zwar über Flügel verfügen, damit aber nicht fliegen können. Eingeschränkte Mobilität prägt auch das Leben vieler Menschen im Kuba nach der Revolution. Eire hat die Tabuisierung von Geflügel derart verinnerlicht, dass diese auch noch in den USA gültig ist.

Seine Gasteltern zeigen Verständnis, und Eire erstellt für das nächste Essen eine Liste mit Lebensmitteln, die er als nicht essbar einstuft, „which include all birds, all water-dwelling creatures, and every inner organ I can think of“ (LDM: 49). So erleben die jungen Kubaner ein weiteres Familienessen:

Same setting. Same inner beauty to the gathering, and to the people around the table [...]. Out comes the strangest and ugliest piece of meat I've ever seen [...]. 'Qué coño es esto?' [...] 'Boiled tongue.' 'Qué coño is tong?' [...] 'Lengua! Dios mío! Lengua. Quién come eso?' [...] I've never tasted anything so foul, so vomit-inducing [...] I try to pretend hiccupping, as I did with the nuns [...], but the gagging that takes over me is much too powerful to disguise. (LDM: 49)

In der Konfrontation mit der Zunge als Gericht erlebt er eine neue Dimension von Fremdheit. Im Anschluss an diese Erfahrung ergänzt Eire seine Liste von ‚verbotenen Lebensmitteln‘ um eine allumfassende Kategorie: „no inner organs of any kind, even from all permissible quadrupeds“ (LDM: 52). Wegen der vielen Extrawünsche dürfen die Brüder schließlich selbst an den Herd, was für beide eine Premiere darstellt: „Back home, my parents wouldn't have ever allowed me near a stove“ (LDM: 52). Auf diesem Weg erlangt Eire wieder Kontrolle über seine gegenwärtige Situation. Er kann nun selbst entscheiden, was ‚essbar / nicht essbar‘ ist, ein Schritt, der erheblich zur Stärkung seines Selbstvertrauens beiträgt.

Der über die Essensgewohnheiten des Protagonisten anklingende Bezug zur Religion steht stellvertretend als eigentliche Form der Selbstvergewisserung in der Fremde und dient zur Vermittlung von Sicherheit.

Eire erklärt, dass er schon als Kind immer den Traum hatte, eines Tages in die USA zu gehen (LDM: 8). Sein Bild der Vereinigten Staaten von Amerika wurde geprägt durch Film, Fernsehen oder Comics. Es war akzentuiert durch die Vorstellung, in jenem Land herrsche ein immenser Überfluss an Lebensmitteln. Bei seiner Ankunft in den USA sieht der Junge sich in vielerlei Hinsicht bestätigt. Er schwärmt von den „Soda-pop vending machines“ am Straßenrand (LDM: 10), der riesigen Auswahl an „cereal boxes“ und deren praktischer Handhabe:

I'd never seen anything like these boxes. In our mess hall, we could choose from dozens of different cereals, all packaged in single-serving boxes that could be used as bowls. Cardboard boxes with a perforated seam that could be simply ripped open. A foil package within, which could also be easily ripped with your fingers, full of cereal. You could open the box, lengthwise, tear the foil, add milk, and, presto, eat directly from the package with a plastic spoon. It was the most beautiful thing I'd ever seen [...]. All I knew was that the Cuba I'd just left behind had no cereals at all [...]. (LDM: 16)

Der Überfluss an Lebensmitteln in den USA steht in einem scharfen Kontrast zu dem in Kuba erlebten Mangel. Während Eire den für ihn ungewohnt neuen Überfluss wahrnimmt, erlebt er als Junge dennoch einen sozialen Abstieg während seiner Wanderung durch die verschiedenen Gastfamilien. Er erträgt die ersten Jahre des Exils in sehr ärmlichen Verhältnissen, was sich vor allem darin äußert, dass er nur schlechtes oder unzureichendes Essen bekommt: „Breakfast consists of toast smeared with margarine and café con leche. It's not real coffee with milk, but instant coffee dissolved in water with powdered milk“ (LDM: 124). Seine positiven Erfahrungen in der ersten Gastfamilie, die ihm ermöglichte, selbst Gerichte zuzubereiten, werden in den nachfolgenden Unterkünften mit überwiegend Negativem konfrontiert:

Lunch is a new experience, for I had made it myself, following the instructions of my new foster mother. It barely passes for a sandwich: two pieces of tasteless American bread smeared with Hellman's Sandwich Spread. I'd had the stuff before, but with some meat and cheese thrown in for good measure. This so-called sandwich spread is nothing more than mayonnaise with some bits of pickle mixed in. It tastes good. So good, it leaves me craving a few more sandwiches. (LDM: 126)

Der Protagonist hat immer nur dieses Sandwich als Mittagessen in der Schule dabei, was ihn von seinen Mitschülern abgrenzt, die deutlich mehr und abwechslungsreicheres Essen dabei haben. Diesen Kontrast beschreibt Eire anhand einer ‚Essensschlacht‘, die während einer Vertretungsstunde zustande kommt:

Much to my dismay, I see really good food being tossed around the room, stuff I'd love to eat. The brownies, especially, look very good. Even worse, as far as my dismay is concerned, I have nothing to throw, save for what gets thrown at me, most of which I eat. (LDM: 179)

Während die Kinder in großer Sorglosigkeit mit Essen um sich werfen, somit symbolisch den allgemeinen materiellen Überfluss des Landes zelebrieren, sieht der Protagonist sich auch an dieser Stelle als Außenseiter. Er bedauert die Verschwendung der in seinen Augen wertvollen Lebensmittel, aber auch die Tatsache, dass er nicht mit einer vergleichbaren Sorglosigkeit an der außergewöhnlichen ‚Schlacht‘ teilnehmen kann.

Insbesondere während seiner Zeit in dem so genannten *Palacio de Cucarachas*, dem Haus einer Gastfamilie, die im sozial schwachen Milieu angesiedelt ist, gehören Nahrungsbeschaffung und Essen für ihn zu den existentiell erlebten Sorgen. In seiner Gastfamilie verläuft die Essensverteilung nach einer Hackordnung: „Like the lowest monkeys in a monkey tribe, some of us have to wait until the alpha monkeys are done eating before we can even begin to think about our turn“ (LDM: 181). Das, was er schließlich von seinen Gasteltern bekommt, reicht gerade so, um den schlimmsten Hunger zu stillen. An Essen als Genuss ist in dieser Phase seines Lebens nicht zu denken. Als Reaktion beginnen die beiden Brüder in einem recht frühen Alter Zeitschriften zu verkaufen, um sich Lebensmittel leisten zu können, die sie sonst niemals erwerben könnten (vgl. LDM: 195ff.).

Wie im vorherigen Kapitel zum Thema Sprache bereits erläutert, stellt der Erzähler über die beiden Vornamen Carlos und Charles den Kampf der kubanischen und amerikanischen Identitäten dar, der sich seit Beginn der Migration durch sein Leben zieht. Diese fiktiven Begegnungen zwischen Carlos und Charles werden besonders häufig durch Essen ausgelöst. Das erlebt er beispielsweise während eines Besuchs bei seinen kubanischen Verwandten besonders intensiv:

It's good to see the Becquers again, and eat Cuban food. I begin to feel my split personality surface, intensely. I'm no longer just 'me,' but Charles and Carlos. Charles had forgotten how good Cuban food could be and had steadfastly refused to admit to himself that American food was far inferior. So tasteless, for

the most part, and so unimaginative. A piece of animal flesh. A vegetable. A starch of some sort, usually potatoes. Salt and pepper. Some bottled sauce of some sort for the meat. God forbid that any of these basic elements ever be mixed, or spiced up. Here, in this shack, it's impossible to deny the inferiority of American cuisine. The fried plantains, especially, are out of this world. In the western end of Cuba they were called chatinos; in the eastern end they were tostones. Carlos always called them chatinos. (LDM: 71)

Erst mit dem Genuss des kubanischen Essens wird ihm bewusst, dass sich in seinem Unterbewusstsein zwei Persönlichkeiten regen. Parallel zu der von ihm beschriebenen Geschmack- und Farblosigkeit des amerikanischen Essens, das für ihn alles nicht hat, was südamerikanische Küche auszeichnet, sieht sich der Protagonist ebenfalls nach und nach abstumpfen. Er droht den Geschmack kubanischer Gerichte zu vergessen. Erst als er erneut die aus der Kindheit vertrauten Nahrungsmittel zu sich nimmt, spürt er eine Transformation: „The food unnerves Charles, little by little. He feels Carlos taking over, being pushy, claiming his entire body. Charles resists [...]“ (LDM: 72).

Eire zählt seine Lieblingsrestaurants in Miami auf und anders als z. B. bei Pérez Firmat, befindet sich unter der Aufzählung kein einziges kubanisches Lokal. Er spricht von einem italienischen Restaurant, einem Hot Dog Laden und hebt besonders das *International House of Pancakes* hervor, das „so totally American“ sei (LDM: 89). Es sei gerade dieses Restaurant, das in Eire positive Erinnerungen an seine Kindheit wachruft:

Every time I go back to Miami I try to make my way down that International House of Pancakes, which has remained firmly fixed in the same spot, by the Westchester Shopping Center. I don't go there to eat. No way. I just like to drive by and make sure it's still there. No other building in the United States brings me as close to my childhood, and the pure joy that a child can feel over the simplest things, like eight different jars of syrup. (LDM: 89)

Er bezeichnet das *International House of Pancakes* als „antidote to The Imitation of Christ, proof positive that this world was not so bad, or so worthy of scorn“ (LDM: 89). Daran schließt er an: „Sauerkraut was also a great secondary antidote. Man that stuff was charged up with heavenly essence that convinced me of the presence of the divine in creation. Sauerkraut of all things, was strong evidence of the existence of God.“ (ebd.) Damit drückt er erneut seine eigene ambivalente Einstellung zu Gott aus. Einerseits betont er immer wieder Nähe, indem er die verschiedensten Symbole, Gebote und Verbote des Christentums in seinem Text aufgreift und thematisiert. Andererseits spielt er mit der Agnostik, charakterisiert sich als Religions- bzw. Gottleugner, indem er

wie in zuvor zitiertem Beispiel Sauerkraut als Beweismittel für die unabweisbare Existenz Gottes bezeichnet.¹⁰¹

Eine Lösung für seinen Identitätskonflikt, bietet der Erzähler in einem Zeitsprung an. Inzwischen bereits ein erwachsener Mann, unternimmt er eine Reise nach Spanien auf den Spuren seiner Vorfahren. Er besucht entfernte Verwandte in Galizien, die ihm bei der Suche behilflich sind. Auf dieser Reise zu den Wurzeln, begegnet er Menschen, die ihre Nahrungsmittel in großen Teilen selbst anbauen und anschließend verarbeiten: „I’ve never spent time at a farm before, or pressed my nose against the food chain so intensely. I’ve just had to select the rabbit we slaughtered for dinner“ (LDM: 80). Beim gemeinsamen Essen mit diesen Menschen hat Eire eine Erkenntnis:

As the home-brewed firewater starts to work its magic, and as I look around the table, I begin to feel happier than I’ve been in a long time. Then I’m not just happy. I’m more than that. I am who I am, finally. Bonk. I’m out of my body. I’m one with all of my relatives at that table. I have no body of my own. I’m part of a much larger package deal. (LDM: 83)

Hier zeichnet sich ab, er steht nicht mehr im Konflikt zwischen den beiden Persönlichkeiten in sich. Schließlich ist er in der Lage, sich von den eigenen binären Kategorisierungsversuchen von Identität zu lösen (Carlos vs. Charles). Er kann sich selbst als in sich geschlossenen Teil eines großen Ganzen seiner Herkunftsfamilie annehmen.

Ein Trauma wird in Eires Autobiografie anhand des Symbolträgers Hähnchen Sandwich deutlich gemacht. Die plötzliche Trennung von der Familie, die unfreiwillige Abkehr vom Heimatland, von Vertrautem, Bekanntem und die Ankunft im Ungewissen, in einem fremden Land, das alles verdeutlicht Eire über den Verzehr seiner ersten Speise im Exil. Die außerordentlich komplexe Situation, die sich für einen elfjährigen Jungen zunächst jeglicher Erklärung entzieht, die Ängste auslöst und traumatisiert, bedarf eines besonderen Mediums, um begreifbar gemacht zu werden. Auch Eire wählt, wie schon die zuvor analysierten Autoren, an dieser Stelle ein Alltagshandeln, das banal und gleichzeitig doch so überlebenswichtig ist: das Essen. Die erkennbare Bedeutungszuweisung steht im Kontrast zum Titel der Lebenserinnerungen, des

¹⁰¹ Bezeichnend ist auch die Szene, in der der Erzähler seine erste Kommunion in der Kirche beschreibt: „It was like thin cardboard that melted on your tongue. All that waiting for it, all that fasting, and poof, the ever-disappointing wafer was gone in a few seconds. Body of Christ? Corpus Christi? Yeah? All right, if you say so, but it sure tastes like cardboard, and if I were crazy enough to chew on a cereal boy, I’m sure I’d feel exactly the same way after swallowing that.“ (LDM: 40).

Learning to Die. Einem furchterregenden, fast aussichtslosen Moment setzt der Autor ein Element entgegen, das für das Leben spricht und unterstreicht somit nicht nur das Ende, sondern auch den Anfang von etwas, was sich an dieser Stelle des Textes noch außerhalb des Gesichtsfeldes der Leser, aber auch des Protagonisten befindet.

6.5 *Thoughts without Cigarettes*: Sucht und Verzicht

Der Titel *Thoughts without Cigarettes* macht das im Text dargestellte Leitmotiv des Verzichts deutlich. Wie in der Einführung in das Textkorpus sowie in der Analyse zu Sprache (Kapitel 5.5) bereits dargelegt, erkrankt Hijuelos 1955, im Alter von vier Jahren während einer Reise nach Kuba, „a trip born, in part, of my mother’s homesickness“ (TWC: 8). Die Ankunft im Heimatland der Eltern gestaltet sich für den Jungen als zunächst schwierig, denn, „[...] the more deeply we entered Cuba, the more I trembled from chills, squirming about on my mother’s lap“ (TWC: 31f.). Doch in den darauffolgenden Tagen gelingt es ihm mehr und mehr, sein „own little piece of Cuba“ zu genießen (ebd.). Er erinnert sich positiv an den Geruch des Morgens „from the fragrant and dense blessings of a nearby soda cracker factory“ (TWC: 33). Zu jener Zeit ist Hijuelos schon von einem konstanten Durstgefühl eingenommen, so dass sein Bruder ihn sogar des Öfteren davon abhalten muss, aus Pfützen zu trinken (vgl. TWC: 35). Gleichermäßen prägt ihn die nervöse Angewohnheit, „of eating anything offered to me – deep fried banana fritters, a piece of raw sugarcane, or a strip of bacalao, or salted cod (which I had never really liked but ate way)“ (TWC: 35). Selbst die brennende Schärfe von Chili hält den Jungen nicht von seinem zügellosen Appetit ab:

Along that street stood a pepper tree, which I always picked at as if the hanging brilliantly red peppers were lollipops, and that I constantly ate them even when I was told not to, to the point that my lips burned so much that my cousin had to coat them over with honey – I was just that way, and if I take satisfaction in saying so, it’s because such a detail reminds me of the fact that, once upon a time, I was a Cuban. (TWC: 36)

Das Zitat verdeutlicht zudem Hijuelos’ Verknüpfung von Essen mit Selbstdefinition. Der übermäßige Verzehr kubanischer Mahlzeiten im Land seiner Vorfahren steht symbolisch für ein (unbewusstes) Verlangen, diesen Teil seiner Identität in sich aufzunehmen. Welche Rolle der Konsum von Essen in seinem Leben spielt und welchen Einfluss davon auf die Konstruktion seiner Identität ausgeht, soll nachfolgend herausgearbeitet werden.

Die Reise nach Kuba war für den jungen Hijuelos zumal eine herausfordernde kulinarische Erfahrung. Seine Verwandten versorgen ihn reichlich mit Essen und lassen den Jungen das Heimatland seiner Familie mit allen Sinnen erfahren. Doch es scheint, als würden ihm der ständige Hunger und der nicht endende Durst zum Verhängnis werden. Er kehrt erkrankt nach New York zurück. Die Krankheit ist so schwerwiegend, dass Hijuelos einen Großteil seiner Kindheit im Krankenhaus verbringen muss. In einer Umgebung, in der „a mixture of food and children’s toilet smells filled the air“ (TWC: 46). Schon dort beginnt eine Diät, die den Protagonisten noch viele Jahre lang begleiten wird:

Sweets were unknown to us, and what I mainly remember of the food amounted to the blandest of things – like boiled potatoes and carrots, cream of wheat, and possibly skim milk, along with some form of protein, like broiled chicken, but never served with salt, and skinless, a far cry from the euphoria of fat-laced, crispy lechón – ah Cuba, Cuba. (TWC: 46)

Hijuelos enthält seinen Lesern eine genaue Diagnose der Krankheit vor, umschreibt sie stattdessen mit dem Begriff „Cuban disease“ (TWC: 42)¹⁰², die ihn stark prägt:

[...] when it came to food, I had to live off my memories of better times. As such, I felt deeply affected whenever an ice cream truck drove up the street with its tingling bells, or when I saw kids coming up the block carrying a white-boxed cheese pizza from the old hole-in-the-wall V&T’s on 122nd Street, which they’d eat right there on the sidewalk. (In such a state of vigilance, or food envy, you become aware of every boy of Cracker Jack’s, every Hershey bar, every thirty-five-cent roast beef sandwich on rye bread with mayonnaise and salt and pepper from Adolf’s corner delicatessen that you’ve seen someone eating). (TWC: 58)

Demnach ist es nicht die direkte Erfahrung der Migration von Kuba in die USA, sondern eine indirekte Übertragung der Erlebnisse der Eltern, ein Gefühl der Heimatlosigkeit, was für den jungen Protagonisten zunächst nicht identifizierbar bleibt. Die Konsequenzen der Erkrankung halten ihn davon ab, anzukommen, Teil der Gesellschaft zu werden.

¹⁰² Bereits in seinem 1983 erschienenen Roman *Our House in the last World* sind deutliche Bezüge zu der ‚kubanischen Krankheit‘ erkennbar. Auch hier erkrankt der Protagonist in Kuba: „And that was the other thing. The origin of the disease. ‘Cuba,’ as Mercedes always said, ‘the water made you sick.’ Cuba gave the bad disease. Cuba gave the drunk father. Cuba gave the crazy mother. Years later all these would entwine to make Héctor think that Cuban had something against him. That it made him sick and pale and excluded him from that life that happy Cubans were supposed to have“ (Hijuelos 1983: 94). Im Kontext der fiktionalen Erzählung geht Hijuelos sogar noch einen Schritt weiter und nennt Kuba als Quelle für die Probleme seiner Eltern.

Ein Nierenleiden verpflichtet ihn zu strenger Diät. Verzicht kennzeichnet sämtliche Mahlzeiten des jungen Mannes, denn, so erläutert Hijuelos, „I could not eat anything with salt, most meats, butter, nor the merest bit of sugar [...]“ (TWC: 58). Es handelt sich um eine Diät, die – so empfehlen es die Ärzte – ein Leben lang eingehalten werden sollte. Bezeichnenderweise ist es Oscars Mutter, die mit besonderer Strenge die Essgewohnheiten ihres Sohnes kontrolliert. Das geschieht zum einen aus einem Schuldgefühl heraus, mit ihrem Heimweh ihren Sohn in das Land gebracht zu haben, in dem er erkrankte. Zum anderen kann die Mutter als eine Frau beschrieben werden, die sich immer schwer tat, im neuen Land anzukommen, die fremde Sprache zu erlernen und kulturelle Unterschiede zu bejahen (vgl. die Ausführungen im vorherigen Kapitel zu Sprache). Die strenge Kontrolle der Diät des Sohnes ist somit gleichzusetzen mit dem Versuch, ihr eigenes kubanisches Lebensmodell an die nachfolgende Generation weiterzugeben. In diesem Zusammenhang spricht Belasco von einer „enormous power“, die Frauen über ihre Kinder haben können, denn, „through their foodwork they may hold families together“ (Belasco 2008: 42). Anders als bei Constantina, der Großmutter Pérez Firmats, handelt es sich in diesem Falle nicht um übermäßigen Konsum, gar den Genuss von spezifisch kubanischen Lebensmitteln (vgl. die Mutter von Eduardo Machado, Kapitel 6.3), sondern um einen konsequenten Verzicht, um die Entsagung einer zu deutlichen Bejahung des Lebens in der Diaspora. Das, was er zu sich nehmen darf, ist in seinen Augen tatsächlich nicht für den Genuss, sondern nur noch zum Lebenserhalt, zur Nahrungsaufnahme gedacht:

Whatever foods I did eat – potatoes, carrots, and some meat or chicken – were boiled to death, and never anything as delicious as one of my papi’s typical weekend breakfasts of fried eggs with steak or chorizos, onions, and potatoes cooked in delicious Hotel Bar butter and smothered in salt, the aromas of which I had to endure while eating bowls of sugarless cream of wheat farina with skim milk. (TWC: 58f.)

Noch bevor Hijuelos sich gegen diese Diät auflehnt, ist der Zigarettenkonsum für ihn eine bedeutsame Form der Flucht geworden, ein Ersatz für die Entsagung kulinarischer Köstlichkeiten. Den ersten Zug an einer Zigarette wagt Hijuelos im Alter von 12 Jahren (vgl. TWC: 122). Schon bald wird das Rauchen ein selbstverständlicher Bestandteil seines Lebens. Der Genuss des Tabaks ist Leitmotiv des Buches. Hijuelos zeichnet sein Leben im Qualm der Zigaretten: Lebenskrisen, Trauer, Wut, Hunger, Momente der höchsten Kreativität. Schließlich gelingt ihm die Emanzipation von der übermächtigen Mutter, die Distanzierung vom nostalgieüberladenen idealisierten Bild der vermeintlich einzig wahren Heimat Kuba. Es beginnt mit tastenden Versuchen:

Fleisch, Süßigkeiten, Alkohol werden ausprobiert. Doch die lange Phase des Verzichts, mit der Mutter als strenger Aufpasserin im Rücken, lässt nur mehr einen Genuss zu, der ins Maßlose tendiert. In der Erzählgegenwart des Textes gibt Hijuelos zu, dass er seit jeher zu Übergewicht neige.¹⁰³ Doch er stört sich nicht an den überschüssigen Pfunden, sondern betrachtet sie zuweilen als einen bedeutenden Teil seiner kubanischen Identität:

Actually, getting fat seemed a familial – or Cuban – thing to do. My father, with his devil-bedamned attitudes about food, and God knows how many calories he consumed by drinking beer and whiskey almost nightly, always carried an enormous number of extra pounds, and it didn't bother me to become more like him; I suppose that on some level, it was my way of being more Cuban. [...] as if taking up more space in the world could make me stronger (TWC: 109).

Auch in Bezug auf den Zigarettenkonsum zweifelt er, ob ihn wirklich der leicht bittere Geschmack des Tabaks reizte oder, „[...] perhaps on some other level I was thinking about my father, of finding one more way of becoming a little more like him“ (TWC: 122).

Hijuelos fühlt sich mit jeder weiteren Annäherung an den Vater seinem Konstrukt von *cubanidad* näher. Der Autor wächst auf zwischen einer Mutter, die als strenge Wächterin über die Essgewohnheiten ihres Sohnes bestimmt, und einem Vater, der sich gänzlich der Völlerei, dem maßlosen Konsum von Genussmitteln jeglicher Art hingibt. Die Mutter vermittelt dem Jungen eine zwanghafte Furcht vor „microbios“ (TWC: 42), die – so ihre Überzeugung – Auslöser der folgenschweren Krankheit ihres Sohnes waren. Sie scheint ihre ganze Kraft auf die Aufrechterhaltung seiner Gesundheit zu lenken, erkennt dort ihre Lebensaufgabe und klammert sich an diesen einzig festen Punkt in einem sie verunsichernden Umfeld. Der Vater hingegen verführt seinen Sohn schon früh zu Alkohol und Zigaretten:

As I was sitting there one afternoon watching the adults drinking away, my father had Teddy pour me a glass of strong red Spanish wine so that I might try it – why he did so, I don't know – but it tasted awful to me; I couldn't imagine why anyone would bother to drink such a bitter thing. ('He's too young for that,' my father had ruefully concluded.) (TWC: 63)

In beiden Fällen wird ein Gefühl der Fremdheit verhandelt, sind der Verlust von Heimat und die Unfähigkeit des Ankommens Auslöser für extreme Reak-

¹⁰³ So gesteht Hijuelos, „[...] whatever diets I went on didn't last long: losing weight over a three month period, I'd just as quickly put it back on, a cycle I've often since repeated during my life.“ (TWC: 109).

tionen. Hijuelos' Vater scheint darauf bedacht, die eigenen Sinne zu betäuben, er ist Alkoholiker und sorgt mit regelmäßig stattfindenden Partys in der Familienwohnung dafür, dass der wattige Zustand alkoholisierter Fluchten aus dem Alltag immer Entlastung verspricht.¹⁰⁴ Die entsprechenden Feiern waren im Freundeskreis der Familie beliebt, die Menschen kamen „for their doses of Cuban warmth“ (TWC: 28) und genossen die Fülle der Delikatessen, an die der Vater über seine Arbeit als Hotelkoch so spielend leicht herankam: „[...] as a short order cook at the Biltmore Men's Bar, my father had worked a special deal with the pantry supervisor at the hotel, an italiano who, for five dollars a week, allowed him to bring home whatever cuts of meat and other delicacies he wanted.“ (TWC: 59f.)

Die Arbeitsstelle des Vaters ermöglicht der Familie, zumindest in kulinarischer Hinsicht ein Teil des gehobenen Mittelstands in New York zu sein, finanziell gesehen gehörten sie jedoch mehrheitlich der unteren Mittelschicht an. Vor dem Hintergrund dieser Tatsache musste die strenge Diät des jungen Hijuelos als umso schmerzlicher erlebt werden:

[...] that regimen was no easy thing for a kid to put up with, especially given that the one luxury we had in our lives involved food. We may have been 'poor' – 'Somos pobres,' my mother declared for years afterward – but by the end of each week, our refrigerator practically spilled over with delectable cuts of meat and other victuals that most families in my father's income bracket – 'upper class poor' is how my brother and I came to think of ourselves – would have never been able to afford. (TWC: 59)

Im Zuge eines Alltags, dessen einziger Reichtum im Genuss luxuriöser Speisen besteht, muss eine Krankheit, die genau diesen Genuss verweigert, wie ein Fluch empfunden werden. Die Krankheit hält den Protagonisten davon ab, sich einem anderen Leben zu öffnen. Erst das vorsichtige Aufbegehren gegen den konstanten Verzicht und damit auch gegen die eigene Mutter ermöglicht ein Ankommen, Schritt für Schritt. Irgendwann brechen die Mauern der Mutter in sich zusammen, und sie beginnt, bei der Essensauswahl des Sohnes wegzusehen:

The thing is that, after a while, once my mother started looking the other way, I'd devour just about anything I could. I'd join my brother in the consumption of thick ham and turkey sandwiches on rye bread with mayonnaise as a snack,

¹⁰⁴ Auch Farb und Armelagos erkennen in Alkoholkonsum ein symbolhaftes Verhalten: „The drinking of alcohol has also become the focus of symbolic behavior.“ (Farb und Armelagos 1980: 211).

filet mignon and onions or fried veal cutlets in oven-burnt toast for breakfast.
(TWC: 108)¹⁰⁵

Die andauernden Verbote, die einengenden Vorschriften und der damit einhergehende Verzicht potenzieren das Verlangen nach maßlosem Konsum sowohl bei den Lebensmitteln als auch bei Tabak und Alkohol. Folgerichtig erklärt der Erzähler die Zigarettensucht wie seinen überbordenden Drang nach Essen:

[...] a little weary of my lingering self-image as the frail sick son, it wasn't long before, in addition to *comiendo mucho* – lots of food, tons of it – I began sneaking cigarettes out of the half-filled packs that my father would leave in one of his top dresser drawers. (TWC: 122)

Auch der plötzliche Tod des Vaters in Folge eines Herzinfarktes bremst Hijuelos nicht in der exzessiven Pflege seiner Süchte. Das maßlose Leben des Vaters, insbesondere in Bezug auf Alkohol, war schließlich auch Ursache seines Todes.

Mit dem Tod des Ehemannes und dem tendenziellen Verlust von Kontrolle über ihren Sohn stürzt sich die Mutter in eine eigene Form der Selbstkontrolle, die ebenfalls etwas ausgesprochen Rigides hat:

To save money, she became as frugal as possible. For several years, she hardly ever bought any cuts of meat that were not in fact mostly gristle and bones: frozen turkey legs at a dollar for two, as well as three-pound bags of chicken entrails – livers and gizzards and necks – with which she made her own tamped-down versions of *arroz con pollo*, became our staples. (TWC: 185)

In dieser Haltung, so macht es den Eindruck, findet die Mutter wieder Struktur. Das Ziel, sich möglichst sparsam zu ernähren, übernimmt eine vergleichbare Funktion wie das vorherige Wachen über die Diät des Sohnes. Der Tod des Vaters bringt einen sozialen Abstieg in kulinarischer Hinsicht mit sich, da er keine Lebensmittel aus dem Hotel zum Leben beisteuern kann und Hijuelos erkennt, „[...] with the absence of my father, no matter what else he might have meant for us, our lives, at least when it came to food, had certainly taken a turn for the worse“ (TWC: 185). Doch obwohl Hijuelos eine Verschlechterung der familiären Situation wahrnimmt, scheint die Mutter an der neuen Aufgabe zu wachsen: „she had become quite a health food nut by then, and one bent on preserving herself into eternity [...]“ (TWC: 280). Das zeigt, dass die Mutter die Gefühle von Fremdheit, Heimweh und Verlust von Zugehörigkeit über einen strengen, selbstaufgelegten Verzicht kompensieren kann. Mit ihrem Verhalten

¹⁰⁵ Belasco betont in diesem Zusammenhang: „After all, eating is very pleasurable – not to mention its utility as a vehicle of self-expression, power, and general sensuality.“ (Belasco: 52).

aber drängt sie den Sohn nur noch mehr in die Verhaltensrichtung ihres vermeintlich leichtlebigen Mannes, der einen Lebensstil pflegte, dem das Gegenteil von Verzicht konstitutiv war. Selbst nach dem Tod seines Vaters lobt Hijuelos beispielsweise den Alkohol als Mittel zur Flucht aus dem belastenden Alltag (vgl. TWC: 144). Sein erster körperlicher ‚Absturz‘, den er im Alter von zwölf Jahren erlebt, legt den Grundstein für diese Entwicklung, denn, so gibt er zu, „the very notion of literally lifting out of my own body as the world went spinning around me seemed a glorious relief. And I never felt so alive!“ (TWC: 145).

Das autobiographische Schreiben von Oscar Hijuelos behandelt zentral zwei unterschiedliche Möglichkeiten des selbstbetrügenden Verdrängens bzw. der Flucht vor belastenden Gefühlen, die sich beide in der Etablierung anderer Ernährungsgewohnheiten niederschlagen. Hijuelos, Kubaner der zweiten Generation von Auswanderern in den USA, beschreibt ebenso schlüssig wie plastisch seine Position zwischen den extremen Ersatzhandlungen seiner Eltern: Die des Vaters, der sich zu Tode konsumiert, und die der Mutter, die versucht, zunächst ihren Sohn und dann sich selbst durch strenge Kontrolle und Verzicht für eine vermeintliche Ewigkeit zu ‚konservieren‘. Mit der Erkenntnis, dass er immer zwischen diesen beiden Polen hin und her geworfen wurde, gelingt Hijuelos schließlich Loslösung von Abhängigkeit und Sucht, die bis dahin seine Lebensführung prägten. Der Verzicht auf Zigaretten ermöglicht schließlich das, was er ein Ankommen nennt. Die Flucht vor diversen Ängsten, die seine Eltern umtrieben, ist für ihn (nun) nicht mehr nötig. Damit verschwimmen ihm die Gedanken nicht mehr im Nebel des Zigarettenqualms, sondern offenbaren sich in ihrer analytischen Klarheit. Während der Autor also über Jahre hinweg unermüdlich arbeitet, „chain-smoking like a motherfucker“ (TWC: 340), erkennt er am Ende der Autobiographie, dass all die Zigaretten wichtig waren, um dieses Maß an Klarheit zu erreichen. Dennoch wünscht er einem „young aspiring Latino writer“, der ihn als ein Vorbild betrachtet, er möge erfolgreich sein, „without having to smoke all those cigarettes“ (TWC: 366).

6.6 Essen als Medium für Identitätskonstruktionen

Vergleichbar einer Proust'schen Madeleine (vgl. Kapitel 6.1), fungiert kubanisches Essen als Auslöser für Erinnerungen an die Insel. So beginnen sowohl Pérez Firmat als auch Machado ihre Lebenserinnerungen zu einem Zeitpunkt ihrer Kindheit, der noch vor den Wirrnissen der kubanischen Revolution liegt. Beide beschreiben den Alltag ihrer Familien anhand von Essenssituationen und -gewohnheiten. Pérez Firmat rekonstruiert im Detail den Aufbau der Küche sowie der reich gefüllten Speisekammer. Machado berichtet ausführlich von

den Ritualen der einzelnen Familienmitglieder zu den Essenszeiten. Auch Hijuelos erinnert sich – trotz der Krankheit, die seiner Reise folgte – gerne an appetitliche Gerüche und den assoziationssträchtigen Geschmack der Lebensmittel zurück. Eire schließlich vergleicht durchgehend Gerichte, die er in den USA konsumiert mit solchen, die er aus seiner Kindheit in Kuba kennt.

In all diesen Fällen dient das Kommunikationsmedium Essen als Wegbereiter für den darauffolgenden literarischen Diskurs. Ein erzählerisches Stilmittel, das insbesondere in autobiographischen Texten angewandt wird. Zumeist ist ein beständiges Pendeln zwischen verschiedenen Phasen im Leben des Erzählers vorherrschend, das heißt, es werden Auslöser benötigt, die die zum Teil abrupten Zeitwechsel plausibel machen. Wie am Beispiel der Proust'schen Madeleine hervorgehoben, sind es in den vorgestellten Analysebeispielen insbesondere Geschmacks- oder Geruchserlebnisse, die einen Blick in die Vergangenheit eröffnen und an vermeintlich Vergessenes erinnern.

Einen bestimmten Geschmack oder Geruch alleine gedanklich zu rekonstruieren, erscheint als Herausforderung. Erst mit der erneuten realen Stimulation der zugehörigen beiden Sinne sind die damit verbundenen Erinnerungen wieder greifbar. Somit handelt es sich um einen Prozess, den wir, ohne die entsprechenden Auslöser, nicht kontrolliert herbeiführen können. Diese „memoire involontaire [...] unterliegt [...] der sensiblen Wahrnehmung, die sich gänzlich zufällig an einen materiellen Erinnerungsträger heftet“ (bei Proust an den Geschmack der in Tee getauchten Madeleine) (Erdman 2001: 367). Dabei handele es sich jedoch, so erklärt Erdman, lediglich um einen Impuls, der im Anschluss aufgegriffen werden müsse und erst unter Zuhilfenahme des eigenen Verstandes die Rekonstruktion bestimmter Erinnerungen zugänglich mache (vgl. ebd. 368).

Das Erlebnis einer *memoire involontaire* bietet somit, aus der literarischen Perspektive, einen idealen Nährboden zur Rekonstruktion vergangener persönlicher Erfahrungen. Es ist denkbar, dass Menschen, die ihre Heimat verlassen haben, eine besondere Sensibilität für solche Geschmacks- und Geruchserlebnisse aufweisen und in der Folge diese individuell akzentuierten ‚Madeleines‘ mit großer Begeisterung als Auslöser für Gedanken-Reisen zurück in die Vergangenheit und somit in die, wie auch immer konnotierte, Heimat verwenden. Vor allen Dingen in Regionen wie Miami, in denen Heimatgefühl über Geschäfte, Restaurants oder Feste rekonstruiert wird, ist die Begegnung mit dieser Art materieller Erinnerungsträger sehr wahrscheinlich.

In den vier untersuchten literarischen Werken wird beschrieben, wie die Protagonisten selbst oder deren Familienangehörige sich bewusst in Situationen begeben, die solcherlei Erinnerungen auslösen können: Pérez Firmats Vater besucht dafür regelmäßig ein bestimmtes kubanisches Restaurant, die Mütter sind beständig auf der Suche nach dem einen ganz spezifischen Ge-

schmack, der die Erinnerung an Kuba wiederbeleben kann und Machado widmet eben dieser Suche, die immer auch als ein Bemühen um Identität gelesen werden kann, ein ganzes Buch. Letztlich, so wird überdeutlich, ist die Darstellung von Essen und Gerüchen in autobiographischen Narrativen etwas ausgesprochen Elementares und geeignet, die kognitive Rekonstruktion um eine sinnliche Komponente zu bereichern.

In der Analyse der vier Lebensgeschichten konnte zudem herausgearbeitet werden, dass die Ingredienzien beschriebener Mahlzeiten immer auch den durch die Migration herbeigeführten sozialen Abstieg der Familien symbolisieren. Sämtliche Texte zeichnen sich aus durch die wiederholt negative Beschreibung der Lebensmittel, die in den ersten Exiljahren zur Verfügung standen. Dabei spielen jene Speisen, die vom kubanischen Flüchtlingszentrum in Miami zur Verfügung gestellt wurden, eine ganz besondere Rolle. Sie prägten den Alltag kubanischer Migranten in Florida, die auf Lebensmittelspenden angewiesen waren. Das Konservenfleisch SPAM ist ein allgegenwärtiger Bestandteil kubanischer Migrationserfahrungen und kann somit als kulinarisches Symbol für die soziale Deklassierung nach der Einwanderung angesehen werden. In Massen gefertigte Lebensmittel, insbesondere in Konserven, dienen der Bekämpfung von Hunger und weniger der Befriedigung kulinarischer Wünsche. Die auf Lebensmittelspenden angewiesenen Menschen beabsichtigen zunächst einmal, satt zu werden, Genuss war daher vorerst zweitrangig. Um vielen Menschen die Lebensmittelversorgung zu ermöglichen, werden Produkte in Massen hergestellt, auch auf die Gefahr hin, dass deren Qualität darunter leidet. Jene vier Protagonisten, die in den Analysen näher betrachtet wurden, berichten von ihren Erfahrungen mit dem Essen und Trinken im Exil und betonen darüber hinaus, dass mit dem sozialen Abstieg stets auch Prozesse zunehmender Orientierungslosigkeit einhergegangen seien.

Im Falle von Hijuelos, der die Migrationsodyssee nicht direkt erlebt, sondern über die Eltern vermittelt bekommt, wird deutlich, dass einzig die Arbeitsstelle des Vaters als Hotelkoch für einen höheren kulinarischen Standard sorgt. Das bedeutet, im Gegensatz zu den anderen drei Texten, dient das gute Essen hier als Marker für einen sozialen Status im Teilssegment, der im Kontrast zur übrigen Lebenssituation der Familie steht. Mit dem Tod des Vaters bricht auch dieses Segment relativen Reichtums weg, und der Alltag der Familie ist nunmehr wie bei den meisten anderen durch Verzicht und Sparsamkeit auch bei der Lebensmittelbeschaffung gekennzeichnet.

Frauen und deren Art, Essen zuzubereiten, sind bedeutendes Thema der untersuchten Werke. Das kann auf verschiedenen Ebenen eruiert werden. Die „do-

mestic arena“, so erläutert Mannur, „[is] associated with femininity“ (Mannur 2007: 14). In den Texten, die ausschließlich von Männern verfasst wurden, sind es Frauen, die maßgeblich die Essgewohnheiten der Familie beeinflussen. Bei Pérez Firmat ist es Großmutter Constantina, der es über das Essen gelingt, auch im Exil eine eigene Stimme zu bewahren, obwohl sie in sprachlicher und kultureller Hinsicht niemals ein Teil der amerikanischen Gesellschaft wird. Die Mutter von Machado sieht in der Zubereitung des Essens ihre einzige Chance, die Distanz zwischen dem Heimatland und ihren Kindern nicht noch größer werden zu lassen. Die Mutter von Hijuelos übt einen negativen Einfluss auf das Essverhalten ihres Sohnes aus. Ist ihr Zutun zunächst mit guten Absichten verbunden, führt es in seiner massiven Strenge zum maßlosen Konsumverhalten Hijuelos'. Eires Lebensbeschreibungen entbehren weitgehend der Anwesenheit einer Frau, die vergleichbar zu den Berichten der anderen Erzähler die Versorgung der Familie übernommen hat.

Die Frauen, die über das Medium Essen einerseits an ihrem Herkunftsland festhalten und als kulinarische Kulturvermittlerinnen gesehen werden können, sich andererseits kochend dem neuen Land annähern, indem sie hybride Versionen heimatlicher Gerichte mit Zutaten aus dem Gastland verbinden, erschaffen sich über diese Wege eine unüberhörbare Stimme. Die feministisch akzentuierte Forschungsarbeit von Carole Counihan über Mexikanerinnen in den USA arbeitet als Sentenz heraus „food is a significant voice of self-expression“ (Counihan 2008: 355). Essen funktioniert somit nicht zuletzt dort als Form der Selbstvergewisserung, wo sonst Unsicherheit und ein fehlendes Zugehörigkeitsgefühl überwiegen würden. Die Frauen verhelfen zu einer Stärkung der kollektiven familiären Identität außerhalb Kubas und generieren Orientierungsrahmen für die nachfolgenden Generationen, deren prägendes Schicksal darin besteht, zwischen zwei Kulturen aufzuwachsen.

Auffallend ist, dass sich der Identitätskonflikt bei Eire und Hijuelos als besonders belastend erweist. Beiden mangelt es an einem klar identifizierbaren Referenzpunkt für die unabdingbare Selbstvergewisserung. In Eires Fall fehlt eine weibliche Bezugsperson, die ihn während der ersten Jahre im Exil begleitet. Die Mutter von Hijuelos überwacht übermäßig streng die Ernährung ihres Sohnes, wodurch sie auf ihn die eigene Furcht vor Fremdem bzw. Neuem projiziert.

Die in den Texten charakterisierten Frauen wurden in den 1950er Jahren Mütter, eine Zeit, in der klassische Rollenverteilungen zwischen Mann und Frau dominierten. Während der Vater als Familienoberhaupt einer Arbeit außerhalb des Hauses nachgeht, kümmert sich die Mutter um Aufgaben, die im Haus anfallen. Dazu zählen die Versorgung der Kinder, sowie die Führung des Haushalts – so das Idealbild. Als bedeutendste Aufgabe kann jedoch die tägliche Zubereitung des Essens angesehen werden. Das beinhaltet nicht nur das

Kochen, sondern auch die Lebensmittelbeschaffung, das heißt, regelmäßige Marktbesuche sowie Einkäufe in Bäckerei und/oder Metzgerei. Mit der kubanischen Revolution verändert sich die Verfügbarkeit der Lebensmittel, die klassische Rollenverteilung bleibt in vielen Haushalten jedoch bestehen. Fidel Castro und seine Anhänger setzten sich zwar dafür ein, dass nun die gesamte kubanische Bevölkerung mit vereinten Kräften für eine florierende Wirtschaft sorgt, anders gesagt, nun sollte es selbstverständlich werden, dass Frauen wie Männer außerhalb der Haushalte arbeiten gingen. Dennoch blieb die Nahrungsmittelversorgung der Familie Hauptaufgabe der Frauen, wodurch mit der Revolution eine erweiterte Mehrfachbelastung entstand (vgl. Joséé Davidson und Krull 2011). Diese Situation erschwerte sich deutlich mit Beginn des Handelsembargos durch die USA, mehr noch durch den Zusammenbruch der Sowjetunion. Im Laufe der Jahre war das Leben eines Großteils der kubanischen Bevölkerung durch eine immer deutlicher spürbare Lebensmittelknappheit geprägt. Die Beschaffung bestimmter Zutaten erforderte viel Geschick, zum Teil das Wissen um illegale Verkäufe sowie – als wichtigste Kompetenz – Improvisationstalent.

Diese Ausgangssituation erklärt die bedeutende Rolle der Frauen in den autobiographischen Texten. Sie wirken existenz- wie identitätssichernd, indem sie die Familie ernähren, aber auch, indem sie über das Essen Zugehörigkeit und Gemeinschaftssinn signalisieren. Die Notwendigkeit, zu improvisieren, ist ihnen aus Kuba bekannt, weshalb die Belastungen im Exil zum Teil mit Phantasie und Geschicklichkeit auf kulinarischem Wege erträglich gestaltet werden können. Dabei haben die Frauen anfänglich das Ziel, sich kochend dem Heimatland wieder anzunähern. Eine Absicht, die verwässert wird, je länger das Exil andauert und je deutlicher sich Kuba, in geographischer, politischer, aber auch in emotionaler Hinsicht entfernt.

Den Vätern hingegen fehlt gerade während der 1960er Jahre durch die klassische Rollenverteilung ein fixer Orientierungspunkt in der Diaspora. Die Väter von Pérez Firmat, Machado und Hijuelos übernehmen auch im Exil die Rolle der finanziellen Versorger ihrer Familien. Dadurch begeben sie sich in ein Umfeld, das außerhalb ihrer Kontrolle liegt. Anders als bei ihren Ehefrauen, die sich in den vier Wänden ihres Zuhauses in einer vermeintlichen Sicherheit wännen (vgl. z. B. die Mutter von Hijuelos, die lange Zeit gar nicht die Wohnung verlässt), müssen die Väter sich schnell an die neue Umgebung anpassen, um im Arbeitskontext zu bestehen. Daraus entstehen Vorteile, wie bereits in Kapitel fünf zum Analysefeld Sprache dargestellt wurde. Gleichzeitig fehlt ihnen jedoch eine verlässliche Orientierung für die Selbstdefinition im neuen Land.

Diese Fragilität in der Selbstdefinition überträgt sich in den drei Texten über eine widersprüchliche Interaktion auf die Söhne. Je mehr Zeit seit der Immigration vergeht, desto deutlicher sind die Entfremdungsprozesse zwischen Vater und Sohn spürbar. Verbalisierte Sprache ist als Mittel zur Kommunikation nicht mehr ausreichend. Erst durch das Kommunikationsmedium Essen sind Annäherungen wieder möglich. Dazu zählen die Schlüsselszene zwischen Pérez Firmat und seinem Vater in einem kubanischen Restaurant Little Havanas oder die erzwungenen sonntäglichen Begegnungen beim Abendessen zwischen Machado senior und junior. Auch der Vater von Hijuelos sucht die Nähe zu seinem Sohn, indem er ihm hinter dem Rücken seiner Ehefrau Lebensmittel zukommen lässt, die eigentlich nicht in den Diätplan des Jungen passen.

Zudem sind in allen vier Texten Formen eines kulinarischen Eskapismus wahrnehmbar. Pérez Firmat beschreibt die Flucht seines Vaters aus der Exilrealität in Miami, der regelmäßig ein bestimmtes kubanisches Restaurant in der Stadt aufsucht. Machado schreibt seine gesamte Autobiographie basierend auf dem Gedanken, dass das Essen eine Flucht aus der Realität, gleichsam aber auch eine Bejahung derselben ermöglichen kann. Eire drückt über vermeintlichen Ekel vor bestimmten Lebensmitteln eine unbestimmte Angst aus, die weniger im Kulinarischen ihre Ursache hat, als in einer tiefreichenden grundlegenden Furcht vor Einsamkeit, Heimatverlust und Fremdheit. Hijuelos schließlich charakterisiert zunächst den Eskapismus seiner Eltern mit dem Verweis auf Völlerei auf der einen, Verzicht auf der anderen Seite, um dann bei sich zu erkennen, dass auch er sich mit seinem übermäßigen Zigarettenkonsum ständig auf der Flucht vor dem Selbst und einer konsequenten Entfaltung tragfähiger Identität befindet.

Hier kann zudem von einer Form des „culinary citizenship“ gesprochen werden, die Mannur als „a form of affective citizenship which grants subjects the ability to claim and inhabit certain subject positions via their relationship to food“ definiert (Mannur 2007: 13). Essen, so konnte in der Analyse hervorgehoben werden, dient auch im Kontext kubanisch-amerikanischer Identitätsfindungsprozesse als bedeutendes Medium, das sowohl als „placeholder for marking cultural distinctiveness“ als auch als „palliative for dislocation“ funktioniert (ebd.).

Die Analyse der vier exemplarisch ausgewählten autobiographischen Texte kubanisch-amerikanischer Autoren bestätigt zudem die Aussage von Darias Alfonso zum Thema Essen und Diaspora:

In such a varied compendium of stories of uprooting and displacement, settlement and difference, I argue that food continues to assert its importance as a signifier of

6 Essen und Identität

both the past and the future. As a reference to the past (homeland) it traces the origins of a cultural attachment; as a link to the future, it ensures the on-going process of identification and self-categorization (Darias Alfonso 2014: 181)

Essen dient in der Literatur somit als Darstellungsinstrument für den Blick in die Vergangenheit oder in die (ungewisse) Zukunft und schließlich als unterstützendes Medium zur Identitätskonstruktion.

Fazit

7 Pendelbewegungen

Vor dem Hintergrund der in den vorausgehenden Kapiteln vorgenommenen Überlegungen lässt sich ein Fazit formulieren, das im Wesentlichen durch folgende Segmente getragen wird:

Sämtliche Texte sind durch Pendelbewegungen auf verschiedensten Ebenen gekennzeichnet. Da findet sich der stetige Wechsel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Rückkehr und Verbleiben; hier findet sich das Gegenüber von Macht und Ohnmacht, von Inklusionslust und Exklusionsfurcht. Die Rolle der Frauen, insbesondere der Mütter, wird Position und Verhalten der Väter gegenüber gestellt. Dem Wunsch nach Authentizität steht die Maskerade gegenüber. Die Handlungsabläufe in den Texten sind in Städten verortet, die jede für sich einen Grad an *Cubanidad* beanspruchen kann bzw. von den Erzählern zugeschrieben bekommt. Auf jeder Seite, ja, mit jedem Wort vermitteln die Autoren die allumfassende Bedeutung des Schreibens für Identitätskonstruktionen.

Gegenwart und Vergangenheit – Ankommen und Rückkehr

Uva de Aragons Worte: „If I can't go back on my own, I want my work to go back to Cuba“ (Commichau 2013, eigenes Interview) betonen eine zentrale Funktion des autobiographischen Schreibens, nämlich, mit dem in die Vergangenheit gerichteten Blick eine gedankliche Reise zurück nach Kuba unternehmen zu können. Dabei handelt es sich um ein Aufsuchen der eigenen Wurzeln, die zum Teil bereits seit mehreren Generationen verborgen sind. Aus der visionierten Rückkehr wird vereinzelt eine reale Reise in die Vergangenheit. So begibt sich Machado als einziger der vier Autoren persönlich nach Havanna, flanirt durch eine Stadt, deren Bild er über viele Jahre hinweg nur als Kindheitserinnerung verfügbar hatte. Auch Eire reist zurück in die Vergangenheit, indem er die Kinder und Enkel seiner Vorfahren in Spanien aufsucht. Gleichgültig, ob nun gedanklich oder real: Zentrale Auslöser all dieser Reisen sind durch Essen, Sprache und nicht zuletzt durch das Schreiben verursachte Erinnerungen.

Inklusionslust und Exklusionsfurcht

Insbesondere während der Kindheit und Jugend, aber auch noch im Erwachsenenalter sind zum Teil extreme Reaktionen bei den Protagonisten gegenüber sozialen Herausforderungen beobachtbar. Oft ist es Verdrängung bzw. Negierung des Kubanischen in der eigenen Sprache oder der Verzicht auf kubanisches Essen. Parallel dazu lässt sich aber auch die Einsicht beobachten, dass der Verzicht auf diese persönlichkeitsstiftenden Elemente einen Verlust von Identität bedeuten kann.

Authentizität und Maskerade

Die vier von mir analysierten autobiographischen Werke sind Einschreibeflächen des konstanten Oszillierens zwischen einem Anspruch an Authentizität, an Originalität und Wahrheit auf der einen und dem Bemühen um Maskerade, Verschleierung oder Ausschmückung auf der anderen Seite. Das zeigt sich sowohl inhaltlich in der Darstellung des Plots als auch in der erzählerischen Umsetzung. Da wird erläutert, wie in der Kindheit vielfach Versuche unternommen wurden, die eigene Herkunft zu verstecken – sprachlich, im Aussehen, kulinarisch. Gemeinsam ist den Texten jedoch die Wiedergabe einer biografischen Transformation, die, beginnend in der Pubertät, mit der Entdeckung der schriftstellerischen Tätigkeit als Inspirationsquelle ihren Höhe- bzw. Wendepunkt erreicht. Nun wird die Suche nach Authentizität immer deutlicher, der professionelle Blick gezielt in die Vergangenheit, auf die Wurzeln gerichtet und bisher Verdrängtes, Verschleiertes, Abgewehrtes ästhetisch reflektiert und damit nach und nach verarbeitet.

Das zentrale Motiv dafür besteht in einem beständigen Streben nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe, deren Rahmungen erst im Verlauf von Selbstreflexion und -definition erkennbar werden. Die spezifische Komplexität dieser Entwicklungen, so konnte in der Analyse herausgearbeitet werden, äußert sich in bewussten und unbewussten Kommunikationsvorgängen. Sprache dient als Verbreitungs- wie als Erfolgsmedium zur Betonung von Kategorisierungen, die einmal aktiv, dann wieder passiv erfolgen. In der Kindheit sind die Bestrebungen massiv, akzentfrei zu sprechen (in einer der beiden für die kulturelle Selbstverortung relevanten Sprachen), und auch im Erwachsenenalter noch reflektieren die Autoren auf einer Meta-Ebene ihre vermeintlich unzureichenden Aussprachefähigkeiten.

Am Beispiel Essen als Erfolgsmedium konnte aufgezeigt werden, dass mit Beginn des Lebens im Exil, mit der Selbstdefinition als Flüchtling und dem

immer neu artikulierten Vorsatz, innerhalb kürzester Zeit wieder nach Kuba zurückzukehren, der Wunsch besonders ausgeprägt ist, die eigene vertraute Küche in der Fremde zu rekonstruieren. Die Gerichte werden trotz unvollständig verfügbarer Zutaten zubereitet und benötigen die Improvisationskünste insbesondere der kochenden Mütter. Das unterstreicht die Definition der Situation als Übergangsphase, verbunden mit der Hoffnung, eine deutlichere Hinwendung zu den Gegebenheiten vor Ort sei zumindest zunächst nicht erforderlich. Doch je länger der Aufenthalt im Exil währt, je massiver die Distanz zu Kuba erlebt wird, emotional, geographisch und politisch, desto offensichtlicher lässt sich eine Umorientierung beobachten, die sich in den Texten in der Darstellung neuer Gerichte oder Rezepte niederschlägt.

Havanna oder Miami — Realität oder Spiegelung

Im Kontext von Authentizität und Maskerade ist die Relevanz der Städte Havanna und Miami als Referenz sämtlicher Autoren deutlich geworden. Die Analyse hat ergeben, dass Miami als authentische Rekonstruktion von Kuba im Allgemeinen, Havanna im Besonderen, wahrgenommen wird. Dabei mutiert die Stadt zum Ziel nostalgischer Erinnerungen, wird Anlaufpunkt für Reisen, reale wie visionierte, zurück in die ‚Heimat‘. Sämtliche zukünftige Wohnorte der Erzähler, ob nun Los Angeles, New York oder Chapel Hill, North Carolina, werden stets mit Miami verglichen. Miami ist der Ort, an den die Protagonisten mit positiven (aber auch negativen) Konnotationen denken, den sie gedanklich wie real immer wieder aufsuchen. Es scheint, fast jeder Kubaner hat Verwandte, Bekannte oder Freunde in dieser Stadt und ein irgendwie geartetes Verhältnis zu dieser Enklave.

Letztlich, so wird deutlich, ist Miami ein idealeres Havanna, ein amerikanisches Jerusalem, das durch die Kuba-Amerikaner seine Konturen erhalten hat. Die Literatur bietet die Chance, die Fiktion so stark werden zu lassen, dass sie von der Realität kaum mehr unterscheidbar ist.

Macht und Ohnmacht

Auch das Gegenüber von Macht und Ohnmacht bei Männern und Frauen wird in den Texten über die Thematisierung von Sprache und Essenzzubereitung dargestellt: Die Macht der Frauen in der Küche, bei der Essenzzubereitung sowie deren Brückenfunktion zwischen Herkunftskultur und Gastland ist unübersehbar. Das Kochen verleiht den Frauen eine eigene besondere Stimme als Ausgleich zu ihrer tendenziellen Ohnmacht angesichts fehlender Sprachkenntnisse.

Die Männer, sprachlich zumeist im Vorteil, befinden sich in kulinarischer Abhängigkeit von ihren Frauen (eine Ausnahme stellt Hijuelos Vater dar, der als Koch arbeitet). Somit verfügen die Frauen über ein Instrumentarium, ihre Familien an sich zu binden und parallel dazu etwas für das Heranwachsen einer neuen Gruppenidentität zu tun.

Erinnern, Schreiben, Erkennen

Ein erstes ‚hiding behind the pages‘, damit auch auf dieser Ebene eine Form der Maskerade, der Übernahme einer Rolle, wird zum ‚creating on the pages‘, zu einem ‚writing the self‘ bzw. ‚self-writing‘. Selbstvertextung erhält die Qualität des Ausprobierens, der Erforschung bzw. Entdeckung des Selbst. Da wird schreibend ausgetestet und eruiert, was in der Wirklichkeit (noch) nicht umgesetzt werden kann. Im Kontext dieser Arbeit konnte herausgearbeitet und an vielen Stellen belegt werden, dass das Schreiben der Leugnung von Behinderndem zuarbeiten kann und darüber hinaus dem Prozess der Entfaltung von Identitätsalternativen dienlich ist. Hier geht es darum, schreibend zu bewältigen und schließlich schreibend zu konstruieren. Autobiographisches Schreiben kann somit auch als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium verstanden werden.

Cubanidad zweiter Ordnung

In the course of this book, I have referred to myself alternatively as Cuban, as American, and as Cuban-American. Depending on my mood and occasion, all three labels fit me.
(Pérez Firmat 1995: 212)

Anhand der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien Sprache und Essen konnte verdeutlicht werden, dass differenzierte Identitätskonzepte im Vordergrund der autobiographischen Äußerungen stehen, die sich von einer binären Kategorisierung Kuba vs. USA distanzieren. Die exemplarisch ausgewählten Texte zeigen, dass die Herkunftskultur einerseits bejaht und an nachfolgende Generationen weitergetragen wird, andererseits gleichzeitig eine alternative Identität immer mehr in den Vordergrund rückt.

In der Totalität der Elemente, aus denen die Arbeit besteht, lassen sich Strukturen erkennen, die mit folgenden Begrifflichkeiten überschrieben werden können:

Es werden Pendelbewegungen deutlich, die das Gegenüber der Dichotomie Kuba und USA betonen ebenso wie die Aufhebung bestimmter Gattungsgrenzen oder Kommunikationsmedien.

Hier ist keinesfalls eine Beschränkung auf Dichotomien erfolgt, sondern ebenso sind sämtliche Elemente des *Dazwischen* einbezogen. Demnach ist trotz Priorisierung der einen Seite die andere Seite immer gegenwärtig. Daraus konstituiert sich eine dynamische Struktur, die Chancen für Entwicklungsprozesse in Identitätskonstruktionen eröffnet.

Im Vordergrund der autobiographischen Vertextungen kann die *Cubanidad* zweiter Ordnung als eine selbstreflexive Beobachtung dessen verstanden werden, auf welche Art und Weise Identität konstruiert wird. In der Summe erfolgt eine permanente Reflexion eigener Identitätskonstruktionen. Kubanisch-Amerikanisches autobiographisches Schreiben übernimmt hier, noch einmal sei es betont, die Funktion eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums. Es eröffnet also dort Optionen für Anschusshandlungen, wo sie zunächst unmöglich erscheinen.

Daraus ergibt sich nicht nur ein Identitäts- sondern ebenso ein Handlungskonstrukt gegenüber Dritten, das eine alternative Herangehensweise an Gefühle der Fremdheit ermöglicht. Damit kann den dargestellten Texten ebenfalls ein pädagogischer Impetus zugeschrieben werden, da in ihnen vermittelt wird, wie Menschen in vergleichbaren Situationen handeln können. In der Konsequenz sind die analysierten Werke an der Ausdifferenzierung eines eigenständigen Subsystems kubanisch-amerikanischer Kultur beteiligt.

8 Ausblick und Desiderata

Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Themenfeld haben sich neue Fragen ergeben, die den Fokus für zukünftige Untersuchungen darstellen können.

Im Zentrum meiner Überlegungen standen Autoren und deren Kreation von literarischen Texten. Von besonderer Bedeutung ist jedoch auch die Rolle der bildenden Künstlerinnen und Künstler in der kubanischen Diaspora, die ebenfalls die Veränderungen auf Kuba selbst und in den politisch-ideologischen Beziehungen zwischen Kuba und den USA reflektieren. Als ein Beispiel sei der kubanisch-amerikanische Künstler Humberto Calzada genannt, der in einem seiner Projekte unter dem Titel *Restoring Some Dignity* (2011) Fotografien von verfallenen Häusern in Havanna mit Farbe bearbeitet und somit eine individuelle Form der ästhetischen Restauration vollzieht. In Analogie zur Literatur sind Erzeugnisse aus der Malerei, Bildhauerei und aus den Bereichen Fotografie, Musik oder Tanz kubanisch-amerikanischer Künstler durch Wahrnehmungen geprägt, die durch eine „ästhetische Signatur“ konturiert sind (Welsch 1990: 46). In den bildenden Künsten können Aspekte des Lebens in der Diaspora materialisiert sowie Musik oder Tanz als Ausdrucks- bzw. Kommunikationsmittel zur Artikulation von Innenwelten genutzt werden. Hier wird ein anderer Blick auf Kuba, auf Fragen der Zugehörigkeit und Selbstdefinition ‚versprachlicht‘, der möglicherweise auf eine andere Art identitätsstiftend ist, als die im Kontext dieser Arbeit analysierten literarischen Texte.

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit stand, darüber hinaus, die Analyse der Werke von männlichen, weißen, heterosexuellen (mit Ausnahme des homosexuellen Machado) Autoren. Somit ist naheliegend, dass eine Erweiterung der hier eruierten Fragestellungen auf Texte von Frauen und/oder Schwarzen und/oder Homosexuellen bzw. auf Textproduktionen von Menschen, die andere (z. B. ethnische, kulturelle) Fremdzuschreibungen erfahren, von Interesse sein kann. Inwiefern sind inhaltliche oder formale Unterschiede erkennbar? Gibt es Parallelen in der Selbstdefinition? Wird der Gattungsrahmen des autobiographischen Schreibens genutzt oder doch eher auf andere literarische Äußerungsformen zurückgegriffen?

Von besonderem Interesse wäre somit eine Fokuserweiterung in Richtung der Subjekte, die ebenso Forschungsobjekte sind. Gleichmaßen empfiehlt sich eine Erweiterung der Forschungsobjekte, die im Rahmen dieser Arbeit literarische Texte, autobiographische Verschriftlichungen waren, hin zu einem Einbezug der so genannten neuen Medien, das heißt Weblogs bzw. digitale Äußerungsformen.

In Zeiten der weltweiten digitalen Vernetzung ist es sinnvoll zu fragen, inwiefern das Kommunikationsmedium Internet den Auslöser für die Entstehung einer neuen Form des Dialogs darstellt. Weblogs, persönliche Onlineprofile etc. bieten eigene virtuelle Räume zum Austausch von Gedanken, Eindrücken, Erfahrungen und Informationen dar. Diese Orte verfügen über Platz zur Veröffentlichung literarischer Texte und bewegen sich somit im intermedialen Grenzbereich von Literatur und Internet.

Neben den traditionellen literarischen Werken gewinnen kubanische Weblogs zunehmend an Bedeutung. Unter dem Namen *voces cubanas* (Sánchez et al. 2009b) sammeln sich beispielsweise mittlerweile gut 40 Weblogger, die sich von Kuba aus über Politik, Literatur oder Gesellschaft äußern. Der Zusammenschluss ermöglicht den Webloggern eine Umgehung der strengen Zensurvorschriften ihres Landes. Yoani Sánchez, eine der bekanntesten Bloggerinnen Kubas, ist nicht mehr befugt, auf ihr eigenes Weblog zurückzugreifen bzw. erfährt regelmäßig Einschränkungen in der Nutzung ihrer Internetdarstellung. Dennoch finden ihre Texte auf verschlungenen Pfaden schließlich doch ihren Weg ans Licht der Öffentlichkeit. Das thematisiert die Kubanerin wiederum in eigenen autobiographisch-literarischen Publikationen: *Cuba libre: Vivir y escribir en La Habana* (2009a) und *Word.Press. Un blog para hablar al mundo* (2011). Das endlose Angebot an kubanischen Weblogs, sowohl *desde dentro* als auch *desde fuera* Kubas angesiedelt, zeigt unmissverständlich, welche enorme Bedeutung dem Internet als Raum der freien Meinungsäußerung beigemessen wird. Nicht ohne Grund also sorgt man sich in der kubanischen Regierung ob der Entstehung einer neuen Version der *guerra fría* (des Kalten Krieges), nämlich einer *guerra informática y mediática* (eines Cyberkrieges)¹⁰⁶. Trotz der schwierigen Zugangsbedingungen zum Internet auf Kuba¹⁰⁷, erheben sich immer mehr Menschen im Land und nutzen den virtuellen Raum zur Äußerung von Kritik, zur ungeschönten Darstellung der alltäglichen Lebenssituationen und zum Dialog mit Gleichgesinnten oder Gegnern. Neben Sánchez profilieren sich weitere Weblogger Kubas hin zu internationaler Bekanntheit.

¹⁰⁶ In „Las Razones de Cuba“, einer kubanischen Fernsehsendung, wurde Yoani Sánchez vorgeworfen, „Teil eines von den USA gegen Kuba geführten Cyberkrieges zu sein“ (http://www.desdecuba.com/generationy_de/, abgerufen am 30.05.2011).

¹⁰⁷ Die Zugangsbedingungen zum Internet in Kuba werden durch die strengen Zensurmaßnahmen des Landes erschwert. Internet darf nutzen, wer sich eine teure Internetkarte kaufen kann. Die Internetnutzung ist vor allen Dingen in größeren Hotels für Touristen oder in Internetcafés möglich. Oftmals ist die Vorlage eines Ausweises Voraussetzung. Sind diese Hürden überwunden, ist dennoch häufig nur eine recht eingeschränkte Nutzung des Internets realistisch. Viele vermeintlich kubakritische Seiten sind nicht erreichbar und der Emailverkehr wird überwacht.

Darunter fallen beispielweise folgende Weblogs aus Havanna: von Orlando Luis Pardo, *Lunes de Postrevolución* (2008), von Ángel Santiesteban, *Los hijos que nadie quiso* (2009), von Ernesto Pérez Castillo, *Haciendo las cosas mal* (2009) oder das Weblog von Reinaldo Escobar, *Desde aquí* (s.n.). Diese Weblogger wirken auch außerhalb des virtuellen Raumes literarisch, was sich in den Texten auf ihren Webseiten spiegelt.

Außerhalb Kubas sind die Zugangsbedingungen zum Internet wesentlich unkomplizierter. Das Internet ist zu einem Hauptkommunikationsmedium der westlichen Welt geworden und wird dementsprechend auch von Kubanern außerhalb ihres Heimatlandes genutzt, um zumindest virtuell wieder zuhause sein zu können. Außerhalb der Insel gibt es gleichermaßen unterschiedliche Verwendungszwecke von Weblogs: Politik, Kulinarik, Literatur, Kultur, Kritik, Information etc. Exemplarisch seien hier folgende Weblogs genannt: *My big fat cuban family. A cuban-american blog* (Darby 2006), *Babalú. An island on the net without a bearded dictator* (Prieto 2003), *emilioichikawa* (Ichikawa 2006) oder *Cuban-American Pundits. Thought-provoking essays from a cuban-american perspective* (Gomez 2005). Hierbei handelt es sich um Weblogs, die alle in den USA angesiedelt sind. Darüber hinaus gibt es einige kubanische Weblogs in Spanien, beispielweise *Penúltimos Días* (Hernández Busto 2006) oder *Ivan de la Nuez* (Nuez 2006), aber auch in Frankreich, wie zum Beispiel das Weblog der kubanischen Exilautorin Zoe Valdés (2008). Bei vielen dieser Seiten handelt es sich um autobiographisch orientierte, erzählerische Weblogs.

Im Vergleich zu der Vielzahl an *webcommunities* sind wissenschaftliche Untersuchungen zu karibischen, insbesondere kubanischen Blogs noch recht überschaubar. Kritische Auseinandersetzungen und Analysen mit bzw. zu den genannten Themenfeldern finden sich überwiegend an derselben Stelle, nämlich im Internet. Beatriz Calvo Peña, selbst Webloggerin, setzt sich in ihrem Werk *Buena Vista Social Blog. Internet y Libertad de Expresión en Cuba* (2010b) mit der kubanischen *Blogosphäre* auseinander. Damit möchte sie „[...] reunir bloggers que escriben desde dentro y fuera de la Isla y dejar espacio para diferentes enfoques políticos“ (Calvo Peña 2010a).

Zusammenfassend lässt sich also konstatieren, dass gerade im intermedialen Bereich von kubanischer Literatur und kubanischen Weblogs mangels wissenschaftlicher Untersuchungen deutlich erkennbare Desiderata existieren. Eine Hypothese könnte in diesem Kontext lauten, dass in den Weblogs Dialoge entstehen, die mit diesen Inhalten und Versprachlichungsformen auf anderem Wege nicht möglich wären. Der virtuelle Raum bietet den Nutzern eine ganz eigene Freiheit. Sie scheinen befreit von Zensurmaßnahmen im Heimatland wie auch losgelöst von festgefahrenen Mustern im ständigen Konfrontationskurs

von Exil und Insel kreativ agieren zu können. Das Internet lässt sich in diesem Sinne als eine neue, transnationale Insel verstehen, die eine Synthese vieler verschiedener Identitäten lebbar macht.

Untersucht werden könnte, in welcher Weise dieser virtuelle Raum zur Thematisierung und Bewältigung von Identitätsbildungsprozessen genutzt wird. Sind die jeweiligen Selbstdefinitionen deutlich voneinander abgrenzbar, und spielt die geographische Situierung dabei nach wie vor eine Rolle? Oder bietet das Internet bzw. das Führen eines Web-Tagebuchs die Möglichkeit, eine Identität zu entwickeln, die nicht von äußeren Gegebenheiten (wie Aussehen, Sprache, Lebensort, Religion etc.) auferlegt wird, das heißt, die eine Loslösung von der Fremdzuschreibung hin zu einer kontextneutraleren Selbstdefinition erlaubt?

Die Analyse ausgewählter Weblogs könnte die Frage klären, ob trotz vermeintlicher Anonymität und Internationalität des Internets Patriotismus und eine Bejahung der kubanischen Nation bestehen bleiben. Vermutet werden kann, dass das Internet nicht zur Flucht vor der eigenen Identität, sondern vorrangig zur Verbindung mit anderen Menschen gleicher oder ähnlicher Selbstdefinitionen genutzt wird. In Analogie zu den unter dem Stichwort ‚Arabischer Frühling‘ bekannt gewordenen Ereignissen in Nordafrika und den arabischen Staaten ist denkbar, dass auch hier die elektronische Mitteilung als Chance angesehen wird, Verbündete zu finden und den Wunsch nach Gemeinsamkeit zu signalisieren.

Schließlich bietet sich hier ein Gattungsvergleich an. Literarische Äußerungsformen wie Romane, Kurzgeschichten oder auch Autobiographien sind in sich geschlossen, weisen einen Anfang und ein Ende auf. Weblogs bzw. elektronisch erzeugte Texte hingegen sind tendenziell endlos und durchflochten von Hypertexten. Das erfordert demnach eine Änderung der methodischen Herangehensweise, die in zukünftigen Untersuchungen ebenfalls erarbeitet werden müsste. Bei der Analyse von Weblogs ist ein alleiniger Fokus auf geschriebenen Text nicht mehr ausreichend. Methodologische Überlegungen müssen hier neben dem Text ebenso Photographien oder Verlinkungen wie auch Kommentare der Rezipienten oder der Bloggenden selbst beachten – Forschungsprojekte, mit denen sich eine Literaturwissenschaft der Zukunft auseinandersetzen kann und muss.

Coda

Erst nach Abschluss dieses Promotionsprojekts traten zwei Ereignisse ein, die einen bedeutenden Einfluss auf die zukünftigen US-kubanischen Beziehungen haben könnten: im November 2016 wird Donald Trump zum neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt; einige Tage später, noch im selben Monat, stirbt der kubanische Revolutionsführer Fidel Castro an den Folgen seiner langjährigen Krebserkrankung. Der Amtsantritt Trumps im Januar 2017 lässt bereits erahnen, dass einige der unter Obama forcierten Annäherungen an Kuba zum Erliegen kommen, gegebenenfalls sogar rückgängig gemacht werden könnten. Der Tod Castros wiederum, der wichtigsten Symbolfigur der kubanischen Revolution, dürfte die Hardliner unter den Exilkubanern in Miami stärken. Deren zukünftige Handlungen unter einer mehrheitlich republikanischen Regierung und angesichts eines politisch stark geschwächten Kubas könnten ebenfalls zu großen Veränderungen führen.

Es bleibt abzuwarten, was tatsächlich passiert. Sicher ist zum jetzigen Zeitpunkt jedoch, dass in Kuba wieder einmal eine Wende ansteht.

Bibliographie

Primärliteratur

- EIRE, CARLOS (2010): *Learning to Die in Miami. Confessions of a Refugee Boy*. New York, Free Press.
- HIJUELOS, OSCAR (2011): *Thoughts Without Cigarettes. A Memoir*. New York, Gotham Books.
- MACHADO, EDUARDO UND DOMITROVICH, MICHAEL (2007): *Tastes like Cuba. An Exile's Hunger for Home*. New York, Gotham Books.
- PÉREZ FIRMAT, GUSTAVO (1995): *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming of Age in America*. New York, Anchor Books.

Sekundärliteratur

- Abels, Heinz (2006): *Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt*. Wiesbaden, VS.
- Allolio-Näcke, Lars, Kalscheuer, Britta, et al. (2005): *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*. Frankfurt, New York, Campus.
- Alvarez Borland, Isabel (1998): *Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona*. Charlottesville, London, University Press of Virginia.
- Alvarez Borland, Isabel (2003): „Los raíces al desnudo. Narradores cubanos en los Estados Unidos.“ In: *Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos*. Alonso Gayo, Laura P. und Murrieta, Fabio. Cádiz, Aduana Vieja: 37–50.
- Angulo-Cano, Yanira (2009): „Cuban-Americans and the Autobiography.“ In: *The Latin Americanist* 53(1): 159-173.
- Appadurai, Arjun (1997): „How to Make a National Cuisine: Cookbooks in Contemporary India.“ In: *Food and Culture. A Reader*. Counihan, Carole und Van Esterik, Penny. New York, London, Routledge: 289–308.
- Assmann, Aleida und Friese, Heidrun, Hrsg. (1998): *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

Bibliographie

- Assmann, Aleida (2008): *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. Berlin, Erich Schmidt Verlag.
- Atwood, Margaret, Hrsg. (1987): *The CabLit Foodbook. From pen to palate, a collection of tasty literary fare*. Don Mills, Totem.
- Auer, Peter, Hrsg. (2007): *Style and Social Identities: Alternative Approaches to Linguistic Heterogeneity*. Berlin u. a., Mouton de Gruyter.
- Augustinus, Aurelius (2004): *Confessiones*. Düsseldorf; Zürich, Artemis & Winkler.
- Ausländer, Rose und Wallmann, Jürgen P. (1978): *Gesammelte Gedichte*. Köln, Literarischer Verlag Braun.
- Baecker, Dirk, Hrsg. (2002): *Einführung in die Systemtheorie*. Carl-Auer-Systeme. Heidelberg, Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Baena, Rosalía (2006): „Gastro-Graphy. Food as a Metaphor in Fred Wah’s Diamond Grill and Austin Clarke’s Pig Tails’n Breadfruit.“ In: *Canadian Ethnic Studies* 38(1): 105–116.
- Barthes, Roland (1961): „Pour une psycho-sociologie de l’alimentation contemporaine.“ In: *Annales, Économies, Sociétés, Civilisations* 16(5): 977–986.
- Basch, Linda, Glick Schiller, Nina, et al. (2006): *Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States*. London u. a., Routledge.
- Becker, Adam H. (2014): „Augustine’s Confessions“. In: *The Cambridge Companion to Autobiography*. DiBattista, Maria und Wittman, Emily O. New York, Cambridge University Press: 23–34.
- Becker, Amy Julia (2011): „Hints of Providence. A Conversation with Carlos Eire.“ In: *Books & Culture* 17(3): 35(31).
- Behar, Ruth (2013): *Traveling Heavy. A Memoir in between Journeys*. Durham, London, Duke University Press.
- Belasco, Warren (2008): *Food. The Key Concepts*. Oxford, New York, Berg.
- Beldarrain Jiménez, Roquelina (2002): *Das Kubaspanisch. Lexikalische Entwicklung seit der Revolution und ihre deutschen Entsprechungen*. Frankfurt am Main u. a., Lang.
- Berg, Mette Louise (2011): *Diasporic Generations. Memory, Politics and Nation among Cubans in Spain*. New York, Oxford, Berghahn Books.
- Berghaus, Margot (2011): *Luhmann leicht gemacht. Eine Einführung in die Systemtheorie*. Köln, Weimar, Wien, Böhlau.
- Bernabé, Jean, Chamoiseau, Patrick, et al. (2006): *Éloge de la créolité: édition bilingue français / anglais*. Paris, Gallimard.

- Beushausen, Wiebke, Brüske, Anne, Commichau, Ana-Sofia, Helber, Patrick und Kloß, Sinah, Hrsg. (2014): *Caribbean Food Cultures. Culinary Practices and Consumption in the Caribbean and Its Diasporas*. Bielefeld, Transcript.
- Bevan, David, Hrsg. (1988): *Literary Gastronomy*. Amsterdam, Rodopi.
- Bhaba, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. London, Routledge.
- Biasin, Gian-Paolo (1993): *The Flavors of Modernity. Food and the Novel*. Princeton, Princeton University Press.
- Blanco Castiñeira, Katiuska (2012): *Fidel Castro Ruz. Guerrillero del Tiempo. Conversaciones con el líder histórico de la Revolución Cubana*. Buenos Aires, Cartago.
- Blanco, Richard (2013): „One Today“ In: *Inaugural Poem to the second inauguration of Barack Obama. The White House Blog*. Abgerufen am 10.05.2015, von:
https://www.whitehouse.gov/sites/default/files/docs/one_today_inaugural_poem_by_richard_blanco_jan_21_2013.pdf.
- Boyce Davies, Carol und Jardine, Monica (2010): „Migrations, Diasporas, Nations: the Re-Making of Caribbean Identities.“ In: *The Sage Handbook of Identities*. Wetherell, Margaret und Talpade Mohanty, Chandra. Los Angeles, London et al., SAGE: 437–454.
- Braziel, Jana Evans (2008): *Diaspora. An introduction*. Oxford, Blackwell.
- Busch, Brigitta und Busch, Thomas, Hrsg. (2008): *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt, Drava.
- Busch, Brigitta (2013): *Mehrsprachigkeit*. Wien, Facultas wuv.
- Caistor, Nick (2000): „Heberto Padilla. Poetic symbol of intellectual repression in Castro’s Cuba.“ In: *The Guardian*. Abgerufen am 10.05.2015, von:
<http://www.theguardian.com/news/2000/oct/14/guardianobituaries.cuba>.
- Calvo Peña, Beatriz (2010a): „Buena Vista Social Blog.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://beatrizcalvo.wordpress.com/2010/11/05/buena-vista-social-blog/>.
- Calvo Peña, Beatriz (2010b): *Buena Vista Social Blog. Internet y Libertad de Expresión en Cuba*. Aduana Vieja, Valencia.
- Calzada, Humberto (2011): „Restoring Some Dignity.“ Abgerufen am 29.03.2015, von <http://www.calzadastudio.com/-/home#/?i=281>.
- Carroll Jr., Bob, Oppenheimer, Jess et al. (1951–1957): *I Love Lucy*. Sitcom. 194 Episoden, 9 Staffeln, 24 min., USA.
- Castro, Max J. (2000): „The Trouble with Collusion. Paradoxes of the Cuban-American Way.“ In: *Cuba, the Elusive Nation. Interpretations of National*

Bibliographie

- Identity*. Fernández, Damián J. und Cámara Betancourt, Madelina. Gainesville, University Press of Florida: 292–309.
- Castro Ruz, Fidel (1961): *Palabras a los intelectuales*. Havanna, Ed. del Consejo Nacional de Cultura.
- Chaviano, Daina (1998): *El hombre, la hembra y el hambre*. Barcelona, Planeta.
- Child, Julia ([1961] 1983): *Mastering the Art of French Cooking*. New York, Knopf.
- Clemens, Manuel (2013): „Pierre Bourdieu (1930–2002), Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (1979).“ In: *KulturPoetik* 13(1): 105–111.
- Clifford, James (1994): „Diasporas“. In: *Cultural Anthropology* 9.3 (Aug.).
- Clifford, James (1997): *Routes. Travel and Translation in the late Twentieth Century*. Cambridge, Massachusetts, Harvard University Press.
- Cohen, Robin (1997): *Global Diasporas. An introduction*. London, UCL Press.
- Commichau, Ana-Sofia (2013): *Interview mit Uva de Aragon*. Miami, 20.03.2013.
- Conde, Yvonne M. (1999): *Operation Pedro Pan. The Untold Exodus of 14,048 Cuban Children*. London, Routledge Chapman & Hall.
- Counihan, Carole (2008): „Mexicanas’ Food Voice and Differential Consciousness in the San Luis Valley of Colorado.“ In: *Food and Culture. A Reader*. Counihan, Carole und Van Esterik, Penny. New York, London, Routledge. 2: 354–369.
- Couser, G. Thomas (2012): *Memoir. An Introduction*. Oxford, University Press.
- Czeslaw, Milosz, Saul, Bellow, et al. (1989): „An Open Letter to Fidel Castro.“ In: *The New York Review of Books*. Abgerufen am 10.05.2015, von: <http://www.nybooks.com/articles/archives/1989/feb/02/an-open-letter-to-fidel-castro/>.
- Darby, Marta M. (2006): „My big fat cuban family. A cuban-american blog.“ Abgerufen am 23.03.2013, von: <http://www.mybigfatcubanfamily.com/>.
- Darias Alfonso, Iván (2014): „The Transnational Ajiaco: Food Identity in the Cuban Diaspora.“ In: *Caribbean Food Cultures. Culinary Practices and Consumption in the Caribbean and Its Diasporas*. Beushausen, Wiebke, Brüske, Anne, Commichau, Ana-Sofia, Helber, Patrick und Kloß, Sinah. Bielefeld, Transcript.
- Debus, Friedhelm (2003): „Identitätsstiftende Funktionen von Personennamen.“ In: *Sprachidentität. Identität durch Sprache*. Janich, Nina und Thim-Mabrey, Christiane. Tübingen, Narr: 77–90.
- De Maeseneer, Rita (2003): *El Festín de Alejo Carpentier. Una Lectura Culinario-Intertextual*. Genf, Droz.

- De Maeseneer, Rita (2012): *Devorando a lo cubano. Una aproximación gastrocrítica a textos relacionados con el siglo XIX y el Período Especial*. Madrid, Frankfurt am Main, Iberoamericana, Vervuert.
- De Maeseneer, Rita (2014): „The Aesthetics of Hunger and the Special Period in Cuba.“ In: *Caribbean Food Cultures. Culinary Practices and Consumption in the Caribbean and Its Diasporas*. Beushausen, Wiebke, Brüske, Anne, Commichau, Ana-Sofia, Helber, Patrick und Kloß, Sinah. Bielefeld, Transcript: 27–49.
- De Man, Paul (1979): „Autobiography as De-facement.“ In: *MLN* 94(5): 919–930.
- Derrida, Jacques ([1996] 2003): *Einsprachigkeit [Le monologuisme de l'autre ou la prothèse d'origine]*. München, Wilhelm Fink.
- De Toro, Alfonso und Gronemann, Claudia, Hrsg. (2004): *Autobiographie revisited. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*. Hildesheim, Zürich, New York, Georg Olms Verlag.
- Díaz-Campos, Manuel (2014): *Introducción a la Sociolingüística Hispánica*. Chichester u. a., Wiley Blackwell.
- Dieckmann, Anja (2002): *Afrikanismen in der modernen Umgangssprache Kubas: Einfluss der música popular*. Frankfurt am Main u. a., Lang.
- Duany, Jorge (2000): „Reconstructing Cubanness. Changing Discourses of National Identity on the Island and in the Diaspora during the Twentieth Century. In: *Cuba, the Elusive Nation. Interpretation of National Identity*. Fernández, Damián und Cámara Betancourt, Madeline. Gainesville, University Press of Florida: 17–43.
- Duany, Jorge (2011a): *Blurred Borders. Transnational Migration between the Hispanic Caribbean and the United States*. Chapel Hill, The University of North Carolina Press.
- Duany, Jorge (2011b): „Cuban Thought and Cultural Identity: Populism, Nationalism and Cubanía.“ In: *Cuba. People, Culture, History*. West-Durán, Alan. New York, Charles Scribner's.
- Duany, Jorge (2013): „La reforma migratoria cubana.“ In: *El Nuevo Día*. Guaynabo, Puerto Rico, El Día, Inc.
- Egan, Susana (1999): *Mirror Talk. Genres of Crisis in Contemporary Autobiography*. Chapel Hill, London, University of North Carolina Press.
- Eire, Carlos (2003): *Waiting for Snow in Havana. Confessions of a Cuban Boy*. New York, Free Press.
- Ephron, Nora (2009): *Julie & Julia*. Verfilmung nach einem Roman von Julie Powell. USA, 123 min.

Bibliographie

- Epplin, Luke (2011): „Recovering Cubanness.“ In: *GUERNICA. A magazine of art and politics*. Abgerufen am 19.09.2014, von: http://www.guernicamag.com/interviews/oscar_hijuelos_7_15_11/.
- Erdman, Eva (2001): „Memoire involontaire.“ In: *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Pethes, Nicolas und Ruchatz, Jens. Reinbek, Rowohlt: 367–368.
- Erikson, Erik H. (1966): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Escobar, Reinaldo (s. n.): „Desde aquí.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://www.desdecuba.com/reinaldoescobar/>.
- Falcoff, Mark (1998): *A culture of its own. Taking America seriously*. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Farb, Peter und Armelagos, George (1980): *Consuming Passions. The Anthropology of Eating*. New York, Pocket Books.
- Franco, Sergio R. (2012): *In(ter)venciones del yo. Escritura y sujeto autobiográfico en la literatura hispanoamericana (1974–2002)*. Madrid, Frankfurt am Main, Iberoamericana, Vervuert.
- Franzbach, Martin (1999): „Die Alphabetisierungskampagne.“ In: *Philosophie, Theologie, Literatur. Kubanische Beiträge aus den letzten 50 Jahren*. Fornet-Betancourt, Raúl. Aachen, Wissenschaftsverlag Mainz: 286–290.
- Franzbach, Martin (2000): „La re-escritura de la novela policiaca cubana.“ In: *Todas las islas la isla. Nuevas y novísimas tendencias en la literatura y cultura de Cuba*. Reinstädler, Janet und Ette, Ottmar. Frankfurt am Main, Vervuert, Iberoamericana: 69–77.
- Friedlander, Eli (2014): „Rousseau’s Autobiographies“ In: *The Cambridge Companion to Autobiography*. DiBattista, Maria und Wittman, Emily O. New York, Cambridge University Press: 58–68.
- Gadamer, Hans-Georg (1993): *Gesammelte Werke. Ästhetik und Poetik I. Kunst als Aussage*. Tübingen, Mohr.
- García, Cristina (1993): *Dreaming in Cuban*. New York, Ballantine Books.
- García, Cristina (2010): *The Lady Matador’s Hotel. A Novel*. New York, London, Toronto, Sydney, Scribner.
- García, María Cristina (1996): *Havana USA. Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959–1994*. Berkley, Los Angeles, London, University of California Press.
- García Méndez, Luís Manuel (2011): „Lenguaje, Lengua, Cubanos. Hablar en Cubano.“ In: *Cubaencuentro entrevistas*. Abgerufen am 12.12.2014, von: <http://www.cubaencuentro.com/entrevistas/articulos/hablar-en-cubano-271175>.

- Gardaphé, Fred L. und Wenying, Xu (2007): „Introduction. Food in Multi-Ethnic Literatures.“ In: *MELUS* 32(4): 5–10.
- Gardner, Joann (1988): „Self-Referentiality in Art. A Look at three Television Situation-Comedies of the 1950s.“ In: *Studies in Popular Culture* 11(1): 35–50.
- Garth, Hanna, Hrsg. (2013): *Food and Identity in the Caribbean*. London, New York, Bloomsbury Academics.
- Gewecke, Frauke (1992): „Mythen als Begründungs- und Beglaubigungsrede. Das Beispiel der Kubanischen Revolution.“ In: *Revolution und Mythos*. Harth, Dietrich und Assmann, Jan. Frankfurt am Main, Fischer: 266–288.
- Gewecke, Frauke (2001): „Kubanische Literatur der Diaspora (1960–2000).“ In: *Kuba heute. Politik, Wirtschaft, Kultur*. Ette, Ottmar. Frankfurt am Main, Vervuert: 551–616.
- Gewecke, Frauke (2002): „Territorien der Identität. Zur Topographie des Eigenen und des Fremden in der Literatur der Latinos in den USA.“ In: *Literarische Begegnungen. Romanische Studien zur kulturellen Identität, Differenz und Alterität; Festschrift für Karl Hölz zum 60. Geburtstag*. Leinen, Frank. Berlin, Erich Schmidt: 321–343.
- Gilbert, Elizabeth (2006): *Eat, Pray, Love. One Woman's Search for Everything Across Italy, India, and Indonesia*. Penguin.
- Gill, Jo, Hrsg. (2006): *Modern Confessional Writing. New Critical Essays*. London, New York, Routledge.
- Gilroy, Paul (1993): *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness*. London, Verso.
- Gilroy, Paul, Hrsg. (2003): „The Black Atlantic as a Counterculture of Modernity.“ In: *Theorizing Diaspora. A Reader*. Braziel, Jana Evans und Mannur, Anita, Hrsg. Malden, MA, Blackwell: 49–81.
- Glissant, Édouard ([1981] 1989): *Le discours antillais*. Paris, du Seuil.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1795): *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Berlin, Unger.
- Görner, Rüdiger (1986): *Das Tagebuch. Eine Einführung*. München, Zürich, Artemis.
- Goffman, Erving (1959): *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York, Anchor Books.
- Goffman, Erving (2010): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Piper.
- Goldstein, Darra, Hrsg. (2001): *Gastronomica. The Journal of Food and Culture*. Berkeley, University of California Press.

Bibliographie

- Gómez Fariñas, Mayra (2013): *Recetas de la abuela*. Havanna, Editorial Científico-Técnica.
- Gomez, Henry Louis (et.al.) (2005): „Cuban American Pundits. Thought-provoking essays from a cuban-american perspective.“ Abgerufen am 30.05.2011, von <http://cubanamericanpundits.blogspot.com/>.
- González Esteva, Orlando (1998): *Cuerpos en bandeja. Frutas y erotismo en Cuba*. Mexiko, Artes de Mexico.
- Gräser, Albert (1955): *Das literarische Tagebuch. Studien über Elemente des Tagebuchs als Kunstform*. Saarbrücken, West-Ost-Verlag.
- Gramley, Stephan (2008): „Hybrid Cultures, Hybrid Languages.“ In: *Hybrid Americas. Contacts, Contrasts, and Confluences*. Raab, Josef und Butler, Martin. Tempe, Bilingual Press: 333–355.
- Granma (2014): „Recesan las actividades laborales el viernes 18 de abril.“ In: *Granma. Órgano Oficial del Comité Central del Partido Comunista de Cuba*. Abgerufen am 10.05.2015, von: <http://www.granma.cu/cuba/2014-04-15/recesan-las-actividades-laborales-el-viernes-18-de-abril>.
- Gronemann, Claudia (2002): *Postmoderne/Postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebischen Literatur*. Hildesheim, Zürich, New York, Georg Olms Verlag.
- Guevara, Ernesto (1965): *El Socialismo y el Hombre en Cuba*. Havanna, Ocean Sur, Centro de Estudios Che Guevara.
- Gutiérrez, Alea Tomás und Tabío, Juan Carlos (1993): *Fresa y Chocolate*. Mexiko, Kuba, Spanien: 108 min.
- Gutiérrez, Mariela A. (1999): „Dolores Prida. Exilio, Lengua e Identidad.“ In: *Ecuentro de la Cultura Cubana* 14: 155–162.
- Gutiérrez, Pedro Juan (1999): *El Rey de la Habana*. Barcelona, Anagrama.
- Habermas, Jürgen (1981/1987): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Hall, Stuart (1993): „Cultural Identity and Diaspora“. In: *Framework* (36): 222–237.
- Hall, Stuart (1995): „Negotiating Caribbean Identity.“ In: *New Left Review* 209: 3–14.
- Hall, Stuart und du Gay, Paul, Hrsg. (1996): *Questions of Cultural Identity*. London, Thousand Oaks, New Delhi, SAGE.
- Henning, Doris (2001): „Kuba in Miami. Migration und ethnische Identität. In: *Kuba heute. Politik, Wirtschaft, Kultur*. Ette, Ottmar und Franzbach, Martin. Frankfurt am Main, Vervuert.
- Hernández Busto, Ernesto (2006): „Penúltimos Días.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://www.penultimosdias.com/>.

- Hijuelos, Oscar (1983): *Our House in the last World*. New York, Farrar.
- Hildebrandt, Mathias (2005): „Von der Transkulturalität zur Transdifferenz.“
In: *Differenzen anders Denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*. Allolio-Näcke, Lars, Kalscheuer, Britta und Manzeschke, Arne. Frankfurt am Main, New York, Campus.
- Hoffmann, Bert (2000): *Kuba*. München, Beck.
- Holden, Philip (2011): „Postcolonial auto/biography.“ In: *The Cambridge History of Postcolonial Literature*. Quayson, Ato. Cambridge, Cambridge University Press. 2.
- Houston, Lynn M. (2005): *Food Culture in the Caribbean*. Westport, Greenwood.
- Ichikawa, Emilio (2006): „emilioichikawa.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://eichikawa.com/>.
- Janich, Nina und Thim-Mabrey, Christiane (2003): „Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht.“ In: *Sprachidentität. Identität durch Sprache*. Thim-Mabrey, Christiane und Janich, Nina. Tübingen, Narr: 1–18.
- Jara, Francisco (2014): „A un año de reforma migratoria de Cuba, billetes y visas complican a turistas cubanos.“ In: *El Nuevo Herald*. Abgerufen am 09.04.2014, von: <http://www.elnuevoherald.com/2014/01/13/1655147/a-un-ano-de-la-reforma-migratoria.html>.
- Joseé Davidson, Mélanie und Krull, Catherine (2011): „Adapting to Cuba’s Shifting Food Landscapes: Women’s Strategies of Resistance.“ In: *Cuban Studies* 42: 59–77.
- Kresic, Marijana (2006): *Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst*. München, Iudicium.
- Kunow, Rüdiger (2003): „Eating Indian(s): Food, Representation, and the Indian Diaspora in the United States.“ In: *Eating Culture: The Poetics and Politics of Food*. Döring, Tobias, Heide, Markus und Mühleisen, Susanne. Heidelberg, Universitätsverlag Winter: 151–175.
- Lambert, W. (1996): „Language in the lives of ethnic minorities. Cuban American families in Miami.“ In: *Applied Linguistics* 17(4): 477–500.
- Leclercq, Cécile (2004): *El lagarto en busca de una identidad*. Frankfurt am Main, Madrid, Vervuert, Iberoamericana.
- Lejeune, Philippe (1975): *Le pacte autobiographique*. Montrouge, Seuil.
- Lejeune, Philippe (1994): *Der Autobiographische Pakt*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, Claude (2009): „Le triangle culinaire.“ In: *Le Nouvel Observateurs*: 14–17.
- Lezama Lima, José (1984): *Paradiso*. Madrid, Catedra.

Bibliographie

- Licitra, Paulette, Hrsg. (2006): *Alimentum. The Literature of Food*. Nashville.
- Lipski, John M. (1994): *El Español de América*. Madrid, Cátedra.
- Lipski, John M. (2003): „La Lengua Española En Los Estados Unidos: Avanza A La Vez Que Retrocede.“ In: *Revista Española De Lingüística* 33.2: 231.
- Lipski, John M. (2008): *Varieties of Spanish in the United States*. Washington D.C., Georgetown University Press.
- Loichot, Valérie (2013): *The Tropics Bite Back. Culinary Coups in Caribbean Literature*. Minneapolis, London, University of Minnesota Press.
- Luhmann, Niklas (1993): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2008): *Die Soziologie und der Mensch*. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, Niklas (2009): *Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luther, Martin, Hrsg. (2009): *Die Bibel*: [Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984]. Stuttgart, Dt. Bibelges.
- Machado, Eduardo (1999): *Exiles in New York*. The Latin American Film Festival. Havana.
- Mannheim, Karl (1970): *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Neuwied, Luchterhand.
- Mannur, Anita (2007): „Culinary Nostalgia: Authenticity, Nationalism, and Diaspora.“ In: *MELUS* 32(4).
- Mannur, Anita (2010): *Culinary Fictions. Food in South Asian Diasporic Culture*. Philadelphia, Temple University Press.
- McLennan, Rachael (2013): *American Autobiography*. Edinburgh, University Press.
- Mehta, Brinda (2005): „Culinary Diasporas: Identity and the Language of Food in Gisèle Pineau’s *Un papillon dans la cite* and *L’Exil selon Julia*.“ In: *International Journal of Francophone Studies* 8 (1): 23–51.
- Menéndez, Ronaldo (2006): *Las Bestias*. Madrid, Lengua de Trapo.
- Misch, Georg ([1907/1949] 1998): „Begriff und Ursprung der Autobiographie.“ In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Niggli, Günter. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Misoch, Sabina (2004): *Identitäten im Internet. Selbstdarstellung auf privaten Homepages*. Konstanz, UVK Verlagsgesellschaft.
- Molloy, Sylvia (1991): *At Face Value. Autobiographical Writing in Spanish America*. Cambridge, Cambridge University Press.

- Morris, Charles W., Hrsg. (1934): *Mind, Self, and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist. George H. Mead*. Chicago, London, University of Chicago Press.
- Müller, Gesine und Ueckmann, Natascha, Hrsg. (2013): *Kreolisierung revisited: Debatten um ein weltweites Kulturkonzept*. Postcolonial Studies; 12. Bielefeld, Transcript.
- Neumann, Bernd (2013): *Von Augustinus zu Facebook. Zur Geschichte und Theorie der Autobiographie*. Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Nghi Ha, Kien (2011): „Diaspora.“ In: *(K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache*. Arndt, Susan und Ofuately-Alazard. Münster, Unrast.
- Nikolic, Mona (2014): „Reinventing Local Food Culture in an Afro-Caribbean Community in Costa Rica.“ In: *Caribbean Food Cultures. Culinary Practices and Consumption in the Caribbean and Its Diasporas*. Beushausen, Wiebke, Brüske, Anne, Commichau, Ana-Sofia, Helber, Patrick und Kloss, Sinah. Bielefeld, Transcript: 201–223.
- Nünning, Ansgar, Hrsg. (2008): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, Metzler.
- Nünning, Vera und Nünning, Ansgar, Hrsg. (2010): *Methoden der Literatur- und Kulturwissenschaftlichen Textanalyse: Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. BA: Studium. Stuttgart, Weimar, Metzler.
- Nuez, Ivan de la (2006): „Ivan de la Nuez.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://www.ivandelanuez.org/>.
- Obama, Barack (2014): „Statement by the President on Cuban Policy Changes.“ In: *The White House. Office of the Press Secretary*. Abgerufen am 10.05.2015, von: <https://www.whitehouse.gov/the-press-office/2014/12/17/statement-president-cuba-policy-changes>.
- Ojito, Mirta (2005): *Finding Mañana. A Memoir of a Cuban Exodus*. New York, The Penguin Press.
- PedroPan.org: „Official Site of the Pedro Pan Group, Inc.“ Abgerufen am 17.01.2015, von: <http://pedropan.org/>.
- Ortiz, Fernando (1949): „Los factores humanos de la cubanidad.“ In: *Revista Bimestre Cubana* 14(3): 161–186.
- Ortiz, Fernando ([1940] 1978): *Contrapunteo Cubano del Tabaco y el Azucar*. Caracas (Venezuela), Biblioteca Ayacucho.
- Padilla, Heberto ([1968] 1998): *Fuera del juego: edición conmemorativa 1968 – 1998*. Miami, Ed. Universal.
- Padura, Leonardo (1991): *Pasado Perfecto*. Guadalajara: EDUG.
- Padura, Leonardo (1994): *Vientos de Cuaresma*. Havanna, Ed. Unión.

Bibliographie

- Padura, Leonardo (1997): *Máscaras*. Havanna, Tusquets.
- Padura, Leonardo (1998): *Paisaje de Otoño*. Havanna, Tusquets.
- Pardo, Orlando Luis (2008): „Lunes de Post-Revolución.“ Abgerufen am 26.05.2011, von: <http://orlandoluispardolazo.blogspot.com/>.
- Peláez, Ana Sofia (2008): „Hungry Sofia.“ Abgerufen am 29.03.2015, von: <http://hungrysofia.com/>.
- Pérez Castillo, Ernesto (2009): „Haciendo las cosas mal.“ Abgerufen am 30.06.2011, von: <http://haciendolascosasmal.blogspot.com/>.
- Pérez Firmat, Gustavo (1987): „From Ajiaco to Tropical Soup. Fernando Ortiz and the Definition of Cuban Culture (Dialogue #93).“ In: *LACC Occasional papers series. Dialogues (1980–1994)* 16.
- Pérez Firmat, Gustavo (1994): *Life on the Hyphen. The Cuban-American Way*. Austin, University of Texas Press.
- Pérez Firmat, Gustavo (1995a): *Bilingual Blues (Poems, 1981–1994)*. Tempe, Arizona, Bilingual Press, Editorial Bilingüe.
- Pérez Firmat, Gustavo (1997): *El año que viene estamos en Cuba*. Houston, Texas, Arte Público Press.
- Pérez Firmat, Gustavo (2000): *Cincuenta Lecciones de Exilio y Desexilio*. Miami, Ediciones Universal.
- Pérez Firmat, Gustavo (2003): „Sin lenguas, deslenguado.“ In: *Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos*. Alonso Gallo, Laura P. und Murrieta, Fabio. Cádiz, Aduana Vieja: 21–34.
- Perl, Matthias (2001): „Die Sprachsituation in Kuba.“ In: *Kuba heute. Politik, Wirtschaft und Kultur*. Ette, Ottmar und Franzbach, Martin. Frankfurt am Main, Vervuert.
- Poe, Karen (2008): „Escrituras autobiográficas: ¿Confesión o autoficción?“ In: *Istmo: Revista Virtual de Estudios Literarios y Culturales Centroamericanos* 16.
- Ponte, Antonio José (1997): *Las Comidas Profundas*. Angers, Deleatur.
- Porcel, Jorge (2011): „Language Maintenance and Shift among US Latinos.“ In: *The Handbook of Hispanic Sociolinguistics*. Díaz-Campos, Manuel. Oxford, Wiley-Blackwell: 623–645.
- Portela, Ena Lucía (2001): *La Sombra del Caminante*. Havanna, Ediciones Unión.
- Portes, Alejandro und Rumbaut, Rubén G. (1996): *Immigrant America. A Portrait*. Berkley, Los Angeles, London, University of California Press.
- Prida, Dolores (1991): *Beautiful Señoritas and other plays*. Houston, Arte Público Press.

- Prida, Dolores ([1981] 1991): „Coser y Cantar. Bilingual Fantasy for two women.“ In: *Beautiful Señoritas and other plays*. diess. Houston, Arte Público Press.
- Prieto, Valentin (2003): „Babalú. An island on the net without a bearded dictator.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://babalublog.com/>.
- ProEnglish: „The Nation’s Leading English Language Advocates.“ Abgerufen am 03.01.2015, von: <https://www.proenglish.org/about-us/mission.html>.
- Proust, Marcel ([1913] 2013): „Du coté de chez Swann.“ In: *À la recherche du temps perdu*. Proust, Marcel. Paris, Gallimard.
- Ramsdell, Lea (2004): „Language and Identity Politics. The Linguistic Autobiographies of Latinos in the United States.“ In: *Journal of Modern Literature* 28(1): 166–176.
- Regazzoni, Susanna (2001): „Cuba, Cubanidad y Cubanía. Identidad y Escritura.“ In: *Cuba, una literatura sin fronteras*. Regazzoni, Susanna. Madrid, Iberoamericana: 11–28.
- Rishoi, Christy (2003): *From Girl to Woman. American Women’s Coming-of-Age Narratives*. Albany, State University of New York Press.
- Roosevelt, Theodore (1919): „Broken Borders: Teddy Roosevelt’s words to live by.“ Abgerufen am 03.01.2015, von: <http://edition.cnn.com/2006/US/03/27/quote.roosevelt/>.
- Rousseau, Jean-Jacques ([1781] 2010): *Les confessions*. Paris, Champion.
- Rumbaut, Rubén G. (1991): „The Agony of Exile. A Study of the Migration and Adaption of Indochinese Refugee Adults and Children.“ In: *Refugee Children. Theory, Research, and Services*. Ahearn, Frederick L. und Athey, Jean L.. Baltimore, John Hopkins University Press. 61.
- Safran, William (1991): „Diaspora in Modern Societies: Myths of Homeland and Return.“ In: *Diaspora: A Journal of Transnational Studies* 1.1: 83–99.
- Said, Edward (1999): *Out of Place. A Memoir*. New York, Vintage Books.
- Sánchez, Yoani (2009a): *Cuba Libre. Vivir y escribir en La Habana*. Mailand, RCS Libri S.p.A.
- Sánchez, Yoani (et.al) (2009b): „Voces cubanas. Una plataforma blogger hecha desde Cuba.“ Abgerufen am 30.05.2011 von: <http://vocescubanas.com/>.
- Sánchez, Yoani (2011): *Wordpress: un blog para hablar al mundo*. Madrid, Anaya Multimedia.
- Sánchez-Boudy, José (1999): *Diccionario Mayor de Cubanismos*. Miami, Universal.
- Santiesteban, Ángel (2009): „Los hijos que nadie quiso.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://loshijosquenadiequiso.blogspot.com/>.

Bibliographie

- Santiesteban, Argelio (1997): *El habla popular cubana de hoy*. La Habana, Ed. de Ciencias Sociales.
- Schmid, Monika S. (2011): *Language Attrition*. Cambridge, u. a., Cambridge University Press.
- Schmidt, Siegfried J. (2008): „Kommunikationstheorie.“ In: *Metzler Lexikon. Literatur- und Kulturtheorie*. Nünning, Ansgar. Stuttgart, Weimar, Metzler: 369–372.
- Schmidt, Siegfried J. und Zurstiege, Guido (2000): *Orientierung Kommunikationswissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek, Rowohlt.
- Schofield, Mary Anne, Hrsg. (1989): *Cooking by the Book. Food in Literature and Culture*. Ohio, Bowling Green.
- Schützeichel, Rainer (2004): *Soziologische Kommunikationstheorien*. Konstanz, UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Shakespeare, William ([1599] 2012): *Romeo and Juliet*. Stuttgart, Reclam.
- Sheller, Mimi (2003): *Consuming the Caribbean: From Arawaks to Zombies*. London et al., Routledge.
- Smith, Sidonie und Watson, Julia (2010): *Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives*. Minneapolis, London, University of Minnesota Press.
- Söllner, Luisa (2014): „Hotel Worlds and Culinary Encounters in Cristina García’s The Lady Matador’s Hotel.“ In: *Caribbean Food Cultures. Culinary Practices and Consumption in the Caribbean and Its Diasporas*. Beushausen, Wiebke, Brüske, Anne, Commichau, Ana-Sofia, Helber, Patrick and Kloß, Sinah. Bielefeld, Transcript: 49–65.
- Súarez, Karla (2008): *Silencios*. Madrid, Santillana Ediciones.
- Tobin, Ronald W. (2002): „Qu’est-ce que la Gastrocritique?“ In: *XVIIe Siècle* 217(4): 621–630.
- Tophinke, Doris (2002): „Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht.“ In: *Biografie linguistische – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiografien*. Adamzik, Kirsten und Roos, Eva. Neuchâtel, Bulletin vals-alsa no. 76. 1–14.
- Valdés, Zoé (1995): *La Nada Cotidiana*. Barcelona, Emecé Editores.
- Valdés, Zoé (1997): *Te di la vida entera*. Barcelona, Planeta.
- Valdés, Zoé (2008): „Zoé Valdés.“ Abgerufen am 30.05.2011, von: <http://zoevaldes.net/>.
- Villapol, Nitza (1954): *Cocina Criolla*.
- Villapol, Nitza (1956): *Cocina al Minuto*.

- Walcott, Derek und Baugh, Edward ([1973] 2004): *Another life: fully annotated*. Boulder, Colo. [u. a.], Lynne Rienner Publ.
- Watzlawick, Paul, Bavelas, Janet Beavin, et al. (1980): *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern, Stuttgart, Wien, Huber.
- Welsch, Wolfgang (1990): *Ästhetisches Denken*. Stuttgart, Reclam.
- Welsch, Wolfgang (1994): „Transkulturalität – die veränderte Verfassung heutiger Kulturen.“ In: *Sichtweisen. Die Vielfalt der Einheit*. Weimar, Weimarer Klassik: 83–122.
- Wermke, Matthias, Kunkel-Razum, Kathrin et al. (2001): „Koine.“ In: *Duden. Das Fremdwörterbuch*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, Dudenverlag. 5.
- Wilk, Richard (2008): „‘Real Belizean Food’: Building Local Identity in the Transnational Caribbean.“ In: *Food and Culture. A Reader*. Counihan, Carole und Van Esterik, Penny. New York, London, Routledge. 2: 308–327.
- Williams-Forson, Psyche (2008): „More than just the ‘Big Piece of Chicken’. The Power of Race, Class, and Food in American Consciousness.“ In: *Food and Culture. A Reader*. Counihan, Carole und Van Esterik, Penny. New York, London, Routledge. 2: 342–354.
- Wolf, Anneke (2002): „Diaristen im Internet. Vom schriftlichen Umgang mit Teilöffentlichkeiten.“ In: *kommunikation@gesellschaft* 3. Abgerufen am 26.02.2012, von: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0228-200203028>.
- X, Malcolm und Haley, Alex (1965): *The Autobiography of Malcolm X*. New York, Grove Press.
- Zeuske, Michael (2012): *Kuba im 21. Jahrhundert. Revolution und Reform auf der Insel der Extreme*. Berlin, Rotbuch.



Die *Calle Ocho* in Miamis Stadtteil *Little Havana* steht für viele US-KubanerInnen symbolisch als „home away from our homeland“ (Pérez Firmat). Im Kontext von Migration und Diaspora sind sowohl Sprache als auch Essen wichtige identitätsstiftende Kommunikationsmedien. Medien, die im sozialen wie im materiellen Sinne das Überleben sichern und auffallend häufig in autobiographischen Texten der US-kubanischen Diaspora thematisiert werden. Das vorliegende Buch geht über die Analyse ausgewählter Werke der Frage nach, welche Bedeutung die jeweiligen AutorInnen den Kommunikationssystemen Sprache bzw. Essen für Identitätsbildungs- und -veränderungsprozesse von KubanerInnen in den USA beimessen.



**UNIVERSITÄT
HEIDELBERG**
ZUKUNFT
SEIT 1386

ISBN 978-3-946531-49-4



9 783946 531494